



VOLKSKUNDE AUS DER MITTE



FESTSCHRIFT FÜR OLAF BOCKHORN
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG



VOLKSKUNDE
MUSEUM

**VOLKSKUNDE
AUS DER MITTE**

FESTSCHRIFT FÜR OLAF BOCKHORN
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG

Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien

Band 6

Bisher erschienen:

Band 1

Masken in Mitteleuropa

Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung
anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Vereins für Volkskunde in Wien

Herausgegeben von

Leopold Schmidt

Wien 1955

Band 2

Volkskunde – Fakten und Analysen

Festgabe für Leopold Schmidt zum sechzigsten Geburtstag

Herausgegeben von

Klaus Beitzl

Wien 1972

Band 3

Volkskultur – Mensch und Sachwelt

Festgabe für Franz C. Lipp zum fünfundsechzigsten Geburtstag

Herausgegeben von

Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer

Wien 1978

Band 4

Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege

Festgabe für Klaus Beitzl zum siebzigsten Geburtstag

Herausgegeben von

Franz Grieshofer und Margot Schindler

Wien 1999

Band 5

Franz Grieshofer, Der Weg als Ziel. Ausgewählte Schriften zur Volkskunde (1975-2005)

Festgabe für Franz Grieshofer zum fünfundsechzigsten Geburtstag

Herausgegeben von Margot Schindler unter Mitarbeit von Dagmar Butterweck,

Monika Habersohn, Hermann Hummer

Wien 2006

VOLKSKUNDE AUS DER MITTE

FESTSCHRIFT FÜR OLAF BOCKHORN
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG



**Herausgegeben für den Verein für Volkskunde von
Helmut Eberhart, Karl Berger, Regina Wilding**

WIEN 2013
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

IMPRESSUM

Gefördert durch:

Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung
Land Burgenland
Land Niederösterreich
Land Oberösterreich
Österreichischer Fachverband für Volkskunde



VOLSKUNDE
— MUSEUM

Volkskunde aus der Mitte

Festschrift für Olaf Bockhorn zum siebzigsten Geburtstag
Herausgegeben von Helmut Eberhart, Karl Berger, Regina Wilding
(= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 6)
Wien, Verein für Volkskunde, 2013, 299 Seiten, 65 Abb.

ISBN 978-3-900358-33-4

Umschlag: Peach Kommunikationsagentur

Satz: Regina Wilding

Druck: Novographic, Wien

© Verein für Volkskunde in Wien, 2013

INHALT

LAUDATIO

FRANZ GRIESHOFFER

Volkskunde aus der Mitte

Zum siebzigsten Geburtstag von Univ. Prof. Dr. Olaf Bockhorn 13

ALLTÄGLICHES

URSULA BRUSTMANN

Schmoll Revisited

Eine Kultur-Geschichte transponiert von Wien nach New York 27

KONRAD KÖSTLIN

Essen als Lifestyle-Inventar und die Bekennergemeinschaft: Fundamentalismus? 37

NIKOLA LANGREITER

Zur Geschichte des Lustenauer Entbindungsheims

Interessen – Konflikte – Argumente 47

GERTRAUD LIESENFELD

„Vogelbisgotten“, „Chlorkali zum gurgeln“, „Soda und Waschl“...

eine archivalische Spurensuche 69

MARTIN SCHARFE

Die Welt wird lauter mit jedem Tag. Lärm – eine vernachlässigte Dimension

in Kultur und Kulturwissenschaft 83

FACHGESCHICHTE

JAMES R. DOW

Ethnographisches in den sprachwissenschaftlichen Erhebungen

Bruno Schweizers 107

ULRIKE KAMMERHOFER-AGGERMANN

„Stoff der Träume“ und Alpträume

Neue Akten zum Salzburger Trachtenverbot 1938–1940 117

HERBERT NIKITSCH

Stadiongasse 9. Vom „Eichendorff-Haus“, der „Deutschen Bildung“

und der „Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“ 139

BURKHARD PÖTTLER

Soziotop und Wissensproduktion. Zur frühen Phase der österreichischen

Hausforschung im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 159

HERMANN STEININGER und HERMANN ZUCKER

Volkskultur und Volkskunde im Verwaltungsbezirk Hollabrunn, NÖ

Ein wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag mit Beispielen von den Dreißigerjahren des

19. Jahrhunderts bis in die Zeit knapp nach dem 1. Weltkrieg 173

BRAUCH UND VOLKSKUNST

ANDREA EULER

In Linz beginnt's ... Die „Linzer Krippe“ von Maximilian Kosmata 201

HERLINDE MENARDI

Frauen in der Fasnacht 215

ROSWITHA ORAČ-STIPPERGER

Silvester: ein „bewegliches Fest“?

Übergangsriten und was daraus werden kann 229

ARBEITER UND HANDWERKER

SEPP GMASZ

Der Saliterhof in Neusiedl am See

Eine Industriearbeitersiedlung aus dem frühen 18. Jahrhundert? 247

WOLFGANG GÜRTLER

Zur Geschichte des Wagnerhandwerks im heutigen Burgenland

vom 17. bis ins 19. Jahrhundert 261

ANHANG

ELISABETH BOCKHORN (ZUSAMMENSTELLUNG)

Betreute Dissertationen und Diplomarbeiten (1986–2012) 273

Schriftenverzeichnis Olaf Bockhorn 285

VORWORT

„Volkskunde aus der Mitte“, so nannte Franz Grieshofer seine Laudatio, die er anlässlich des 70. Geburtstages von Olaf Bockhorn hielt, und so nennen die Herausgeber auch die ihm gewidmete Festschrift. Manche mögen nun meinen, das sei nicht der richtige Titel, weder für eine Laudatio noch für eine Festschrift. Könnte man in diesem Zusammenhang doch an den auch in unseren Kreisen bestens bekannten Heinz Maus denken, nein, nicht an seine in Fachkreisen berühmt gewordene Absage an die Volkskunde als Wissenschaft, sondern an seine viel später (1981) erschienene „Traumhölle des Juste Milieus“. Jenes Juste Milieu, das Unentschlossenheit und Wankelmütigkeit suggeriert und auf Mittelmaß zielt.

Nein, das ist nicht mit der „Mitte“ gemeint, wenn wir von unserem Freund Olaf sprechen. Vielmehr ist damit gemeint, was Olaf Bockhorn Jahrzehnte lang genießen konnte: Arbeiten aus seiner eigenen Mitte heraus, aus seiner Ausgewogenheit, die ihm seine Familie so lange ermöglicht hat, aus jener Mitte, aus der heraus fruchtbare Arbeit oft erst entstehen kann. Mit seiner Frau Elisabeth und seiner Tochter Petra verband ihn darüber hinaus eine im Freundeskreis fast schon legendäre Zusammenarbeit auch auf wissenschaftlicher Ebene.

Die Mitte kann man auch noch anders lesen. Unser Jubilar gehört jener Generation an, die noch im traditionellen Fachverständnis ausgebildet wurde. Das klassische Fach mit seinem Kanon stand denn auch – wie bei den meisten seiner Generation – im Mittelpunkt seiner frühen Publikationen. Wie viele KollegInnen aus Österreich geriet auch er in den 70er Jahren zunehmend unter den Einfluss unseres viel zu früh verstorbenen Freundes und Kollegen Helmut Paul Fielhauer (1937–1987). Er war es, der sich für die Umsetzung des Paradigmenwechsels an den österreichischen Volkskundeeinstituten unschätzbare Verdienste erworben hat. Und er war es auch, der vielen von uns die soziale Verpflichtung von Wissenschaft vermittelte, was auch Olaf Bockhorn begeistert aufnahm und in vielen Bereichen umsetzte. So ist die Mitte, von der hier die Rede ist, auch als Mitte zwischen dem „alten“ und „neuen“ Fach zu verstehen. Er hat die klassische Volkskunde nicht gänzlich verlassen, hat sich aber für neue Themen und Zugänge geöffnet.

Die vorliegende Festschrift erscheint mit Verspätung und so ist ihre Präsentation für die Herausgeber nicht nur mit Freude und Genugtuung verknüpft, sondern auch mit Trauer. Mit Trauer, dass seine Elisabeth, die noch mit der Zusammenstellung der von Olaf Bockhorn betreuten Diplomarbeiten und Dissertationen ihren Beitrag leistete, die Fertigstellung der Festschrift nicht mehr erleben konnte.

Eine Festschrift herauszugeben, beginnt immer mit der Überlegung, wen man dazu einladen soll. Olaf Bockhorn, der immer auch in der Mitte des Faches stand, hat einen zu großen Kreis von KollegInnen und SchülerInnen um sich, als dass wir in der Lage gewesen wären, eine repräsentative Auswahl aus allen Tätigkeitsbereichen zu treffen. Somit war ein anderer Weg zu gehen: Die Festschrift sollte einerseits die vom Jubilar vertretenen Themen spiegeln und andererseits sollten zumindest ansatzweise jene Institutionen vertreten sein, die auf seinem Weg durch das Fach eine wesentliche Rolle spielten. Ein Blick auf die Autorennamen zeigt, dass dies auch ganz gut gelungen ist.

Bewusst haben die Herausgeber die Beiträge thematisch gegliedert, um so auch bestimmte Schwerpunkte in Bockhorns Schaffen sichtbar zu machen. Am Beginn verweist das „Alltägliche“ auf jenen Bereich, der unserem Fach als Alltagskultur auf Schritt und Tritt begegnet. Der anschließende Abschnitt „Fachgeschichte“ nahm im Schaffen von Olaf Bockhorn in den letzten 30 Jahren eine zentrale Rolle ein. Sie ist hier auch entsprechend breit vertreten. Die letzten beiden Bereiche der Festschrift sind den Schwerpunkten „Brauch und Volkskunst“ sowie „Arbeiter und Handwerker“ gewidmet. Diese Teile verweisen nicht zuletzt auf die Wurzeln, aus denen Bockhorn geschöpft hat und denen er auch immer treu geblieben ist: Volkskunde aus der Mitte eben!

Olaf Bockhorns wissenschaftliche Leistung ist sicher außergewöhnlich, seine Bibliographie zeigt einen Gelehrten, der sehr breit gearbeitet hat. So gehört er zu den Wissenschaftlern der ersten Stunde, die sich um die Aufarbeitung der Verstrickung der österreichischen Volkskunde in den Nationalsozialismus große Verdienste erworben haben. An dieser Stelle sei auch seine intensive Zusammenarbeit mit James Dow erwähnt, die die Österreichische Volkskunde auch für die amerikanische Leserschaft erschloss. Seine Beiträge zu Handwerk und zur bäuerlichen Welt bezeugen ebenso die Nachhaltigkeit seiner Tätigkeit wie sein Engagement für Museen. Das umfangreiche Verzeichnis der von ihm betreuten Arbeiten geht weit über das übliche Maß hinaus und zeigt auch den ebenso engagierten Lehrer. Bockhorns berufliches Leben war – im positivsten Sinn – von Forschung, Lehre und Engagement in der universitären Selbstverwaltung bestimmt. Befreit von Lehrverpflichtung und Verwaltungstätigkeit können wir in Zukunft sicher weiterhin jene Forschungsleistung und jene öffentliche Tätigkeit von ihm erwarten, die das Fach in Österreich weiterhin stärken werden.

Eine Festschrift herauszugeben, wird in Zeiten größerer Zurückhaltung bei einstigen Subventionsgebern immer schwieriger und so sei hier besonders Matthias Beitzl gedankt, der sich spontan bereit erklärt hat, diesen Band in die Reihe des Österreichischen Volkskundemuseums aufzunehmen und zusätzliche Unterstützung einzuwerben. Unser Dank gilt auch Susanne Wicha für die wertvolle Korrektur der von Bockhorn betreuten Dissertationen und Diplomarbeiten, die noch knapp vor der Drucklegung erfolgen konnte. Gedankt sei schließlich allen AutorInnen, die mit ihren Beiträgen nicht nur das breite Schaffen des Jubilars spiegeln, sondern auch entsprechende Geduld bewiesen haben.

Abschließend bleibt nur noch, unserem Freund Olaf Bockhorn noch viele Jahre fruchtbarer Forschungstätigkeit und ein erfülltes Leben zu wünschen. Wir freuen uns auf die weitere Zusammenarbeit!

Die Herausgeber



Olaf Bockhorn anlässlich der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn 2013
(Foto: Michael Greger)

LAUDATIO

FRANZ GRIESHOFER

Volkskunde aus der Mitte

Zum siebzigsten Geburtstag von Univ. Prof. Dr. Olaf Bockhorn

Für Olaf Bockhorn bilden Romane wichtige Quellen in der Kulturwissenschaft.¹ Lassen Sie mich daher mit einem literarischen Zitat beginnen:

„Urban wusste, wie man einen Wagen richtig baute. Freilich war es möglich, einen Wagen so herzustellen, wie die Fabriken es taten, den ganzen Wagen aus irgendeinem Holz, denn wer konnte in einer Fabrik die einzelnen Stücke aus vielen Hölzern auswählen, sorgfältig nach der Art der Faserung und dem Wuchs. So ein Fabrikswagen, am Ende gar noch bunt gestrichen und lackiert, der war dann gut für eine Ausstellung, aber nicht dafür, den Sommer hindurch die Sonne auszuhalten und den Regen, und im Winter den Frost und den Schnee. Für einen Wagen, der das überdauern sollte und noch mehr, durfte man nicht nur ein Holz nehmen, nein, fünf oder sechs oder mehr Hölzer waren nötig, damit er zusammenhielt und Widerstand bekam. Für die Langwied taugte nur das zähste Holz, Esche, oder die weniger harte, aber fast unzerreißbare Birke. Die Langwied, das war wie das Rückgrat im Leib. Der ganze Wagen hing daran, sie musste den Zug aushalten, die Spannung zwischen Last und Rossen. Härter wie Knochen mussten die Achsen sein, selbst die Eiche hatte dem Eisen weichen müssen, das jetzt die Achsklötze trug. Für die genügte auch Ulme oder Rotbuche, denn die Langwied kreuzte sie nicht nur an einer Stelle, sie war mit ihnen durch die Hagel und die Stangenarme aus Birkenholz verbunden.

Die Leitern, das Gestänge, Drittel und Waage, für die brauchte man zweierlei Holz, das weiche Holz der Fichte und das standhaftere der Lärche. Eine rechte Deichsel aber sollte nur aus Birke sein.“

Diesen Einblick in die Materialität eines Leiterwagens liefert uns Imma Bodmershof in ihrem 1944 verfassten Roman „Die Rosse des Urban Roithner“. Es ist verblüffend, mit welcher Genauigkeit Imma Bodmershof, geborene Imma von Ehrenfels (1895–1982), die auf Schloss Rastbach bei Gföhl wohnte, das harte Leben im Waldviertel schildert. Schritt für Schritt lässt sie den Leser daran teilhaben, wie Urban, nachdem er jahrelang abgelegenes Holz gefunden hatte, seinen Wagen baut. Nur die Eisenteile besorgt er sich beim Schmied. Als der Wagen fertig ist,

„(geht er) um den Wagen herum und sah ihn an, ganz wild. Er trug noch das Bild des Wagens in sich, wie er es die ganze Zeit über gesehen hatte, und nun stand der Wagen selbst da, gleich und doch anders. Er war es und er war es nicht. Er kannte jeden Teil von ihm fast besser als sich selbst, jeder war aus seinen Händen gekommen, mancher mit den Spuren seines Blutes, sein Schweiß und sein Leben steckten darin, und er erkannte auch den Wagen als den seinen. Aber zugleich war er ein Ding für sich geworden, beinahe fremd und nicht zu erkennen.“

Einfühlsamer kann man die Beziehung zwischen Mensch und Objekt nicht ausdrücken.

¹ Lehrveranstaltung SS 2002: Übung - Literatur (Romane) als Quelle für Kulturwissenschaften.

Von einem Zigeuner kauft Urban ein Paar starke Rösser und dazu noch das entsprechende Geschirr,

„zwei Kummete, nicht zu verwüsten wie die Rosse selbst. Die Polster lagen auf, als wären sie nach Maß gemacht, nur am Kopfzeug war etwas anzupassen. Die Stränge waren handbreit und dick wie Finger, die Nähte saßen im Leder wie eingewachsen, es war ein rechtes Geschirr für die Arbeit, aber es sah auch etwas gleich, schwarz gewichst und mit dem glänzenden Messingbeschlag.“

Das folgende Zitat stammt nun nicht mehr von Imma Bodmershof, sondern aus der Dissertation Olaf Bockhorns:

„Bis in die jüngste Zeit war das Kummet („Kummat“) im Mühlviertel nur für Pferde verwendet worden. Wie die Jöcher hängt das gesamte Roßzeug zumeist neben der Stalltür im Hof, wo auch die Anschirrung vorgenommen wird. (T. XXV/4). Zuerst legt man dem Tier das Halfter um, bestehend aus Kopfriemen, Hirnriemen, Seitenriemen und Keuriemen, dann schiebt man das Kiss über den Kopf auf den Hals. Es ist ein grasgefüllter, leinenüberzogener Polster, der das Tier vor dem Druck des Kummets schützt, ...“²

An der hier geschilderten Pferdeanschirrung hat sich über Jahrhunderte nichts geändert und sie war, von kleinen Unterschieden abgesehen, wohl allgemein üblich. Urban, unser selbständig gewordener Bauer, hängt das Geschirr übrigens nicht neben die Stalltür, sondern in die Stube, womit zum Ausdruck kommt, was es ihm bedeutet.

Ochsen und – in Ermangelung dieser – auch Kühe wurden mittels Joch eingespannt, wobei wir bekanntlich Nackenjoch, Widerristjoch und Stirnjoch unterscheiden. Die beiden ersteren wurden meist in Form des Doppeljoches verwendet. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts besaß ein bäuerlicher Mittelbetrieb im Oberen Mühlviertel – einer dem Waldviertel vergleichbaren Region – durchschnittlich 1-2 Paar Ochsen, 4 – 6 Kühe, 2 – 4 Stück Jungvieh sowie einige Schafe. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts gab es auf diesem Hof 2 – 3 Paar Ochsen, einige Stück Jungvieh, 4 Melkkühe, Schweine und Hühner, nach 1945 wurden die Ochsen durch Pferde ersetzt und diese 1950 durch einen Traktor. Die dem Ochsenfuhrwerk und dem Pferdefuhrwerk entsprechende Joch- beziehungsweise Kummetanspannung markieren nicht nur unterschiedliche Anspannungsarten, sondern sie sind auch Zeugen des Wirtschaftswandels.

Während es im Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft bereits eine Tradition der Geräteforschung gab (hier sei nur an die Werke von Paul Scheuermeier, an Meringers „Wörter und Sachen“ oder an die Arbeiten des Ostdeutschen Kollegen Wolfgang Jacobeit „Zur Geschichte der Pferdeanspannung“³ bzw. „Jochgeschirr- und Spanntiergrenze“⁴ erinnert), blieb sie in Österreich weitgehend regional begrenzt. Stellvertretend kann das fundamentale Werk von Hanns Koren über „Pflug und Arl“ hervorgehoben werden, in dem er für seine typologische Unterscheidung der Ackerbaugeräte vor allem archivarische Quellen benützte.⁵ Im Zu-

² Olaf Bockhorn: Die Fahrzeuge im Mühlviertel. Geräte- und Wirtschaftsformänderung. 2 Bde. (Diss.) Wien 1971.

³ In: Zs. für Argargeschichte und Agrarsoziologie 2 (1954), H. 1.

⁴ In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, 3. Bd., Berlin 1957.

⁵ Hanns Koren: Pflug und Arl. Ein Beitrag zur Volkskunde der Ackergeräte. Salzburg 1950 (= Veröffentl. des Instituts für Volkskunde in Salzburg, Bd. 3).

sammenhang mit den Anspannvorrichtungen ist auf seine Karte über die „Jochformen und Jochnamen in Innerösterreich“ zu verweisen, die er anlässlich eines Vortrages bei der Tagung des Verbandes der Geschichtsvereine vorstellte.⁶ Hanns Koren verwirklichte die Systematik der Gerätekunde in der Gerätehalle des steirischen Volkskundemuseums in Graz und regte mit seiner Ausstellung über den Steirischen Bauern weitere einschlägige Arbeiten zur Gerätekunde an. Hier sei an Karl Haiding, Sepp Walter, Oskar Moser erinnert, alle Vertreter der „Grazer Schule“.

In Wien erntete Leopold Schmidt mit seinem Versuch, einen Überblick über den Stand der Geräteforschung in den 50er Jahren zu liefern, – wie ich glaube zu Unrecht – harsche Kritik von den Ethnologen.⁷

Eine Wende in der Geräteforschung brachte Károly Gaál. Dazu Olaf Bockhorn im Vorwort seiner Dissertation: „Im Herbst 1965 und im Februar 1966 fuhr eine Gruppe von Studenten des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien für jeweils eine Woche in den kleinen Ort Wolfau im südlichen Burgenland. Der Initiator und Leiter der Teamarbeit, Herr Dr. Károly Gaál, unternahm den Versuch, die Kultur eines weitgehend bäuerlichen Dorfes in gemeinsamer Arbeit zu erfassen und gleichzeitig die Grundlagen wissenschaftlicher Feldforschung zu vermitteln. Im Rahmen dieser Untersuchung, deren Ergebnis inzwischen vorliegt – der sogenannte „Wolfau-Bericht“⁸ – fiel mir die Aufgabe zu, die Transport- und Anbaugeräte aufzunehmen.“⁹ Bei der Ausarbeitung stellte sich heraus, dass gerade auf dem Gebiet des bäuerlichen Transportwesens für Österreich kaum Literatur existierte. Und so wurde die Wolfau-Untersuchung zur Initialzündung für die Wahl des Dissertationsthemas und – wie ich meine – auch zur Weichenstellung für den wissenschaftlichen Werdegang von Olaf Bockhorn.

Die Wolfau-Arbeit, mit einem lobenden Vorwort des Institutsvorstandes Richard Wolfram und mit einer ausführlichen Einleitung des Projektleiters Károly Gaál versehen, rief allerdings Wolfdieter Zupfer auf den Plan, der „Gegen eine scheinbar problemlose Feldforschung“ kritisch Stellung zum „Wolfau-Bericht“ bezog.¹⁰ Er berief sich auf Hermann Bausinger, der seine Einleitung zur Volkskunde 1971 mit „Probleme statt Fakten“ übertitelte. Falsifizieren statt Verifizieren, wie es „die Tübinger“ mit Berufung auf Karl Poppers Erkenntnistheorie forderten, waren neuerdings angesagt. Der Tübinger Paradigmenwechsel hatte um 1970 eben auch Wien erreicht.

Die Aufgabenstellung des Wolfau-Projektes galt freilich primär der Erprobung der Feldforschungsmethode. Die Hinwendung zur Sachvolkskunde bedeutete damals für die Wiener Volkskunde eine Novität. Ich entsinne mich noch des Seminars bei Richard Wolfram über „Das Tier in Mythos, Kult und Brauch“. Ich weiß nicht mehr, welches Thema Olaf Bockhorn zugewiesen bekam, an jenes von Elisabeth Bockhorn, damals noch Elisabeth Hammer, erin-

⁶ Hanns Koren: Jochformen und Jochnamen in Innerösterreich. Bericht über den vierten österreichischen Historikertag in Klagenfurt. Wien 1957 (= Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine, Bd. 11), S. 163.

⁷ Leopold Schmidt: Bauernwerk der Alten Welt. Europa-Asien-Afrika (Ausstellungskatalog). Wien 1954 (= Veröffentl. zum Archiv für Völkerkunde II), 112 S.; Robert Heine-Geldern: Die Ausstellung „Bauernwerk in der Alten Welt“ im Mus. f. Völkerkunde. In: Mitteilungen d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. LXXXIII, 1954, S. 141 ff.

⁸ Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. Eisenstadt 1969. (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42; Kulturwissenschaften, Heft 15).

⁹ Olaf Bockhorn: Transport- und Anbaugeräte. In: ebd., S. 382ff.

¹⁰ In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 75 (1972), S. 41–49.

nerer ich mich aber noch genau. Sie hatte über das Pferd zu referieren und sie tat es so ausgiebig, dass drei Doppelstunden draufgingen. Ich musste jedenfalls mein Referat über den Stier nicht mehr halten.

Károly Gaál hatte mit seiner Habilitation „Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsergebnisse zur vergleichenden Sachvolkskunde und volkskundlichen Museologie“ ein theoretisches Konzept für eine strukturalistisch-funktionale Geräteforschung vorgelegt.¹¹ „Kaum ein Arbeitsgerät steht für sich allein. Meistens bilden mehrere Geräte, die zur Durchführung einer Arbeit nötig sind, eine Geräteeinheit.“ Die Geräte geben uns Aufschluss über das Wirtschaftssystem, in dem sie verwendet werden. Z. B. das „Ortscheit“ (Drittel), um bei unserem eingangs gebrachten Beispiel der Pferdeanspannung zu bleiben. Es ist ein wesentlicher Teil des Pferdefuhrwerks, der als Verbindungsstück zwischen dem Wagen und den Strängen dient. Mit dem Aufkommen der Mechanisierung wurde das Ortscheit überflüssig, der Traktor brachte neue Geräteeinheiten mit sich. So es nicht entsorgt wurde, findet man das Ortscheit aber noch in Gaststätten oder auf Balkonen als Aufhängvorrichtung für Blumenkörbe oder als Lusterhalterung in Verwendung.

Bei den folgenden monographischen Arbeiten, die vom Institut durchgeführt wurden, finden wir Bockhorn bereits als Motor und Herausgeber an der Seite von Gaál. Ohne seinen langen Atem und seine zähe Konsequenz wären die Feldforschungen nicht publiziert worden. Z. B. die Dorfmonographie von Nestelberg¹², die erst 10 Jahre nach den 1970/71 abgehaltenen Untersuchungen im Jahr 1980 erschien. Ein weiteres Beispiel ist Tadten, wo die Forschungen 1972/73 durchgeführt und die Ergebnisse erst 1976 publiziert wurden.¹³

Hier sei vorweg auch die Herausgabe der CD „Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca“ erwähnt, eine Einführung in die österreichische Volkskunde, die bereits Anfang der 90er Jahre konzipiert worden war und dank Olaf Bockhorn schließlich 2011 erscheinen konnte.¹⁴ Eine Meisterleistung an Konsequenz und Ausdauer!

Olaf Bockhorn stand Gaál auch bei der Gründung der „Ethnographia Pannonica Austriaca“ zur Seite, die als Kommunikationsforum für die Ethnographen aus dem „pannonischen Raum“ gedacht war. Mit der Veranstaltung von Symposien sollte das Augenmerk auf den grenzübergreifenden, zusammengehörenden Kulturraum, der durch den „Eisernen Vorhang“ getrennt war, gelenkt werden. Damals waren persönliche Kontakte nämlich kaum möglich und so wurden die Tagungen zum Treffpunkt von Kolleginnen und Kollegen. Ich erwähne nur Bela Gunda, Gyula Ortutay, Ivan Balassa, Branimir Bratanic, Milovan Gavazzi, Niko Kuret, Jan Mjartan, Ludvik Kunz, Sona Kovacevicová, u. a.

¹¹ Károly Gaál: Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsergebnisse zur vergleichenden Sachvolkskunde und volkskundlichen Museologie. Wien, Köln, Graz 1969.

¹² Olaf Bockhorn (Hg.): Nestelberg. Eine ortsmonographische Forschung. Wien 1980 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 8).

¹³ Károly Gaál, Olaf Bockhorn (Ltg.): Tadten: eine dorfmonographische Forschung der Ethnographia Pannonica Austriaca 1972/73. Eisenstadt 1976 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 56).

¹⁴ Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Für den Österreichischen Fachverband für Volkskunde hg. von Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart, Dorothea Jo. Peter, Innsbruck 2011, CD.

Diese Symposien fanden auch publizistisch ihren Niederschlag.¹⁵ In diesem Zusammenhang sei auf den theoretischen Beitrag Bockhorns über den Begriff „pannonische Kultur“ verwiesen.¹⁶ Es erscheint geradezu logisch, dass aus dieser engen Zusammenarbeit mit Károly Gaál schließlich auch die Habilarbeit von Olaf Bockhorn resultierte.¹⁷ Dieser Arbeit ging eine Reihe von Detailuntersuchungen voraus. Ich erwähne hier nur die Arbeiten zur burgenländischen Hausforschung.¹⁸ Seine Beschäftigung mit dem Burgenland gipfelte schließlich in dem Beitrag über „Volkskultur in der Industriegesellschaft“, der einen speziellen Blick auf die Volkskultur des Burgenlandes liefert.¹⁹

Bedauerlich ist, dass die Aktivitäten der *Ethnographia Pannonica* mit der Öffnung der Grenzen endeten. In dieses Bild passt auch die Schließung des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee. Die Tagung „Konvergenzen und Divergenzen. Gegenwärtige volkskundliche Forschungsansätze in Österreich und Ungarn“ im Jahr 2000, an deren Zustandekommen Olaf Bockhorn namhaften Anteil hatte, waren ein zaghafter Versuch, die Beziehungen neuerlich in Gang zu bringen. Die SIEF-Konferenz 2001 in Budapest darf ebenfalls in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Doch ich habe den Eindruck, dass die mit der *Ethnographia Pannonica* begonnenen wissenschaftlichen Kontakte gegenwärtig stagnieren.

Zurück zur Gerätekunde: Seiner Dissertation über „Wagen und Schlitten im Mühlviertel“ folgten nämlich weitere Arbeiten, die ihn zu einem Experten auf diesem Gebiet werden ließen. So erschien in der von Alfred Hoffmann herausgegebenen Geschichte der OÖ. Landwirtschaft ein umfangreicher Beitrag über „Alte Geräte und Arbeitsmethoden“.²⁰

Weiters ist seine Arbeit „Beiträge zur Landwirtschaftsgeschichte im OÖ. Zentralraum“ zu erwähnen.²¹

1988 zieht Olaf Bockhorn ein Resümee zur Geräteforschung.²² Bäuerliche Geräteforschung im alten Stil scheint nämlich passee. Zwanzig Jahre nach seinen Aufnahmen der Fahrnisse im Mühlviertel wäre eine solche Arbeit nicht mehr durchführbar gewesen. Bockhorn postuliert deshalb mögliche und notwendige Schwerpunkte des methodischen Zugriffs, der Materialerhebung und -auswertung. Und zwar:

¹⁵ Band 1: Olaf Bockhorn, Károly Gaál, Irene Zucker (Hg.): Minderheiten und Regionalkultur. Vorträge des 4. Internationalen Symposiums "Ethnographia Pannonica" in Bernstein 1978. Wien 1981 (vergr.).

Band 2: Olaf Bockhorn, Wolfgang Slapansky (Hg.): Gutshofknechte und Saisonarbeit im Pannonischen Raum. Vorträge des 7. Internationalen Symposiums „Ethnographia Pannonica“ in Velem 1985. Wien 1990 (vergr.).

¹⁶ Olaf Bockhorn: Die Diskussion um den Begriff „pannonische Kultur“ in der Zwischenkriegszeit. In: *Acta Ethnographica Hungarica*, Vol. 38, H 1–3, 1993, S. 355–364.

¹⁷ Olaf Bockhorn: Arbeit, Haus, Gerät im Burgenland. Untersuchungen zur bäuerlichen Kultur. (Habil) Wien 1984.

¹⁸ Olaf Bockhorn: Haus und Hof in der Oberen Wart. In: Ladislaus Triber [Red.]: Die Obere Wart. Festschrift zum Gedenken an die Wiedererrichtung der Oberen Wart im Jahre 1327. Oberwart 1977, S. 351–360.

¹⁹ Olaf Bockhorn: Volkskundliche Forschungen aus dem Burgenland. Ausgewählte Beispiele zum Thema „Volkskultur“ in der Industriegesellschaft. In: Olaf Bockhorn, Gertraud Liesenfeld (Hg.): *Volkskunde in der Hanuschgasse. Forschung, Lehre, Praxis. 25 Jahre Institut für Volkskunde der Universität Wien*. Wien 1989 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 13), S. 13–42.

²⁰ Olaf Bockhorn: Alte Geräte und Arbeitsmethoden. In: Alfred Hoffmann (Hg.): *Bauernland Oberösterreich. Entwicklungsgeschichte seiner Land- und Forstwirtschaft*. Linz 1974, S. 525–552.

²¹ In: Kurt Holter (Hg.): *Sammlung Landwirtschaftsgeschichte*. Stadtmuseum Wels. Katalog. Wels 1987 (= Jahrbuch des Musealvereines Wels, 26/1986).

²² Olaf Bockhorn: Volkskundliche Geräteforschung heute. In: *Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirkheimatmuseums Spittal/Drau 2* (1988), S. 13–38.

- a) Auswertung historischer Bild- und Schriftquellen zur Sachkultur
- b) Gerätekundliche Feldforschungen und Museumserhebungen
- c) Frühe Zeugnisse der Mechanisierung der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert
- d) Wörter und Sachen – Dinge und Zeichen
- e) Geräteforschung morgen: industrielle Arbeitsmittel.

Vor allem brachte der Regensburger Kongress „Umgang mit Sachen“ neue Ansatzpunkte.²³ Er lenkte den Blick auf die Dinge als Zeichen geänderter Lebensbedingungen und als Mittel zur Lebensbewältigung. Dabei müsse, wie Helmut Fielhauer in seinem Referat über „Industrielle Arbeitsmittel und Kultur“ gezeigt hat, auch die Industriegesellschaft einbezogen werden, um solcherart die Geräteforschung wieder in jenen größeren Zusammenhang zu stellen, hinter dem sich die Probleme der Arbeit verbergen.²⁴

Auf Anregung von Helmut Fielhauer wurde die Kommission für „Arbeiterkultur“ in der DGV gegründet. Ihr Augenmerk galt einer Volkskunde „von unten“, dem vergessenen Arbeiterproletariat. Auf die erste Tagung 1980 in Wien, bei der Bockhorn über „Ansätze der Erforschung von Arbeiterkultur in Hinblick auf Wien und Ostösterreich“ referierte und zu der auch ein Tagungsbericht erschien²⁵, folgten in rascher Folge weitere Tagungen der Kommission, die nicht nur für die Volkskunde, sondern auch für die Geschichtsforschung richtungsweisend wurden. So ist im Vorwort der Herausgeber der „Geschichte von unten“ zu lesen:

„Geschichtsforschung begann sich nach einer Phase der Theoriefeindlichkeit und einer an Personen und Ereignissen orientierten Wissenschaft stärker in Richtung einer sozialwissenschaftlich orientierten Forschung zu etablieren. Sozialen Prozessen und Strukturen galt nun das primäre Forschungsinteresse. Wahrnehmungs- und Bewusstseinsformen insbesondere der ‚kleinen Leute‘, aber auch deren materielle Verhältnisse, waren außerhalb der Betrachtung geblieben. Vieles von dem, was heute unter einem umfassenden Kulturbegriff subsumiert wird, geriet kaum ins Blickfeld der Forschung.

Es waren Berührungspunkte, vor allem zur Volkskunde, die auf dieses Defizit aufmerksam machten. (...) Es geht den Herausgebern der ‚Kulturstudien‘ darum, Kultur historisch und in der Gegenwart als Lebenszusammenhang deutlich zu machen. Kultur nicht aufgesplittert in ‚Hochkultur‘ und ‚Alltagskultur‘, sondern als Lebenstotalität.“²⁶

In diesem Band fordert Helmut P. Fielhauer einen neuen Kulturbegriff:

„Es muss ein weiter Kulturbegriff sein, der es eben den Werk tätigen erlaubt, ihr Leben als Kultur zu verstehen, indem gerade sie sich mit der Arbeit von der Natur absetzen, um menschliche Bedürfnisse befriedigen zu können.“ Und er postuliert „Volkskunde kann nicht länger eine „Geisteswissenschaft“ bleiben, die das Wesen ihres Gegenstandes nur erahnt; sie muss eine Sozialwissenschaft sein, damit Kultur wieder an den „allgemeinen Einzelnen“ zurückgebunden wird.“²⁷

²³ Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskundekongress in Regensburg vom 6.–11. Oktober 1981, hg. v. Konrad Köstlin und Hermann Bausinger. Regensburg 1983 (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 1).

²⁴ Helmut P. Fielhauer, ebda., S. 191–210.

²⁵ Helmut P. Fielhauer und Olaf Bockhorn (Hg.): Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht. Wien [u. a.] 1982.

²⁶ Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, hg. von Hubert Ch. Ehalt. Wien 1984 (= Kulturstudien, Bd. 1).

²⁷ Helmut P. Fielhauer: Volkskunde als demokratische Geschichtsschreibung. Ebda., S. 59–79.

Unter der Anleitung von Helmut Fielhauer, an den hier speziell gedacht sei, emanzipierten wir, die damals ernsthaft Volkskunde Studierenden, uns von unseren Lehrern. Durch Helmut Fielhauer fanden wir Anschluss an die Tübinger Volkskunde. Durch seine Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung öffnete sich der Weg zur Arbeiter- und Industriegesellschaft. Zu einer Kultur von unten, zu einem neuen Kulturverständnis – zur Alltagskultur. Sein früher Tod hat uns deshalb besonders schmerzhaft getroffen. Der maßgeblich von Olaf Bockhorn initiierte „Helmut P. Fielhauer-Freundeskreis“, machte es sich zur Aufgabe, die wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten Fielhauers in der eigens dafür geschaffenen Publikationsreihe „Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse“ zu veröffentlichen.²⁸

Lassen Sie mich an diesem Wendepunkt in der wissenschaftlichen Ausrichtung unseres Institutes, das in der Zwischenzeit auch den Zusatz „Ethnologia Europaea“ bekommen hatte, kurz inne halten, um einige biographische Daten unseres Jubilars zu vermitteln:

Olaf Bockhorn wurde am 19. Februar 1942 in Wien geboren, Sein Vater, Studienrat Dr. Werner Bockhorn war 4 Tage vor seiner Geburt im Krieg gefallen. Die früheste Kindheit verbrachte er, wie er in seinem Curriculum²⁹ schreibt, in Wien, Niederösterreich und – wohl kriegsbedingt – in Osttirol. Besuch der Pflichtschule und des Bundesrealgymnasiums in Linz, wo er 1960 maturierte. Anschließend begann er – auch hier folge ich dem Curriculum – an der Universität das Studium der Medizin, wechselte nach zwei Semestern an die philosophische Fakultät mit dem Vorhaben, die Lehramtsprüfung in Deutsch und Englisch abzulegen. Zusätzlich hörte er Theaterwissenschaft und Philosophie.

Den Weg zum Studium der Volkskunde hatte ihm Richard Wolfram schmackhaft gemacht. Er schreibt: „1964 durch eine Vorlesung für Lehramtkandidaten auf das Fach Volkskunde aufmerksam geworden, fand ich in ihm (nämlich der Volkskunde, e. A.) bald eine Vereinigung all meiner Interessen und fasste den Entschluss, mich ganz diesem Studium zu widmen.“ Die Volkskunde sollte fortan und bis heute seinen Lebensinhalt bestimmen.

Mit der Ernennung zur wissenschaftlichen Hilfskraft am Institut begann seine akademische Karriere. 1971 erfolgte die Promotion durch *Nos universitatis litterarum Vindobonensis h.t. rector Richardus Biebl, philosophiae doctor, anatomiae et physiologiae plantarum professor ordinarius, academiae scientiarum Austriacae socius; Herbertus Hunger, philosophiae doctor, byzantinologiae professor ordinarius, academiae scientiarum Austriacae socius, ordinis philosophorum h.t. decanus; Richardus Wolfram. philosophiae doctor, ethnologiae vernaculae professor ordinarius, die Promotion zum doctoris philosophiae nomen et honores iura et privilegia contulimus in eusque rei fidem hasce litteras universitatis sigillo sanciendas curavimus. Vindobonae, die XII. nensis Iulii MCMLXXI.* Zur Ausfertigung der Promotionsurkunde war noch eine 30 Schilling Stempelmarke notwendig.

²⁸ Helmut P. Fielhauer, Olaf Bockhorn: Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung. Ausgewählte Aufsätze aus zwei Jahrzehnten. Wien 1987 (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd. 1).
Helmut P. Fielhauer: Von der Heimatkunde zur Alltagsforschung. Beiträge zur Währinger Kulturgeschichte. Eingeleitet u. hg. von Herbert Nikitsch, Wien 1988 (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd. 2).
Helmut P. Fielhauer, Olaf Bockhorn (Hg.): „Auf der Suche nach der verlorenen Kultur. Arbeiterkultur zwischen Museum und Realität“ Beiträge der 4. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der DGV in Steyr vom 30.4.–2.5.1987“ Gedenkschrift für Helmut P. Fielhauer. Hg. von O. Bockhorn, Helmut Eberhart, Wolfdieter Zupfer, Wien 1989. (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd. 3 im Auftrag des Helmut-P. Fielhauer-Freundeskreises).

²⁹ Curriculum in der Dissertation von Olaf Bockhorn.

Ich kann das zitieren, weil wir damals, nach dem Alphabet gereiht, die gleiche Urkunde erhielten. Und so wie wir damals bei der Promotion im großen Festsaal der Universität Wien Seite an Seite standen, stehen heute unsere Dissertationen in der Bibliothek nebeneinander, seine mit der Signatur D 38, meine mit D 39. Seine umfasst 2 Bände, meine nur einen.

Auch als wissenschaftliche Hilfskräfte saßen wir einander anfänglich gegenüber. Das Institut war 1961 neu begründet und 1964/65 in der Hanuschgasse angesiedelt worden. Ich war im SS 1966 zum Team gestoßen, wechselte nach Abschluss meines Studiums in die Arbeitsstelle des Österreichischen Volkskundeatlas und 1975 in die Laudongasse, er verblieb (mit einer kurzen Unterbrechung) an seinem Schreibtisch im Institut und kletterte hier die akademische Leiter hoch. 1986 habilitierte er sich – wie bereits erwähnt – für Europäische Volkskunde mit dem umfangreichen Werk „Arbeit-Haus-Gerät im Burgenland. Beiträge zur pannonischen Kultur“.

Von 1970 bis 2003 lehrte und forschte er am Institut für Volkskunde (seit 2000: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien), zuletzt als außerordentlicher Universitätsprofessor. Er war stellvertretender Institutsvorstand und stellvertretender Vorsitzender der Studienkommission. Er nahm während dieser Zeit drei Professurvertretungen an den Universitäten Regensburg, Bamberg und Bayreuth wahr.

Sein Engagement und sein Organisationstalent brachten es mit sich, dass er lange Jahre stellvertretender Vorsitzender des Österreichischen Fachverbandes war, wovon die zahlreichen Tagungsbände, die ich hier nicht alle aufzählen kann, ein beredtes Zeugnis liefern. Er zog die Fäden in der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde am Institut. Bis heute ist er im Ausschuss des Vereins für Volkskunde tätig und er ist Beirat im Innsbrucker Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung.

In der Volkskunde fand er seine Lebenspartnerin, Elisabeth, die ihm 1968 die Tochter Petra gebar und so das Glück vollkommen machte. Alle drei akademisch ausgezeichnet,³⁰ bildeten sie für lange Zeit nicht nur eine Lebens-, sondern auch eine Forschungsgemeinschaft, die „POEMuseums-, Kultur- und Wissenschaftskonzeptionen“, bei der sich alles um die Volkskunde drehte. Aus dieser Symbiose bezog Olaf Bockhorn das Ethos und die Inspiration für seinen unermüdlichen Arbeitseifer, aber auch die nötige Gelassenheit, die sich im genussvollen Innehalten im Freundeskreis bei einem Glas Wein und seiner obligaten Zigarillo äußert.

Regional verortet sind die Bockhorns in Osttirol. In Welzelach, einer Fraktion von Virgen, errichtete sich die Familie ein Tusculum, von dem aus sie ihre Berg- und Trekkingtouren unternahm.³¹

Dem Mühlviertel blieben sie mit der Mitarbeit an der oö. Landesausstellung „Bauern – Unser Leben – Unsere Zukunft“ treu. Es folgte die Konzeption und Realisierung der Ausstellung „Kultur – Gut – Oberes Mühlviertel. Sammlung Lehner“ im Stiftsmeierhof Aigen-Schlägl,

³⁰ Elisabeth Bockhorn: Tür und Tor : Beispiele zur Handwerkskunst im oberösterreichischen Mühlviertel. Wien 1979, Dipl.-Arb.

Elisabeth Bockhorn: „Man hat soviel wenig vom Leben gehabt, so wenig“: vom Leben einer Bergbäuerin. Ein volkskundlicher Beitrag zur biographischen Methode. Wien 1994, Diss., 2 Bde.

Petra Bockhorn: Wien ist keine Stadt wie jede andere. Zum aktuellen Wien-Bild in deutschsprachigen Reiseführern. Wien 1997 (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse/Neue Folge – Bd. 1).

³¹ Dankbar denke ich an unsere gemeinsame Großvenedigerbesteigung 2007, völlig fassungslos aber daran, dass Elisabeth, die bei der akademischen Feier für Olaf 2012 noch in unserer Mitte weilte, heuer unvermittelt grausam der Familie entrissen wurde.

mit der ihnen eine eindrucksvolle Gesamtschau der Kulturlandschaft und der darin wirkenden Menschen gelang.³²

In ihrer 3. Bezugslandschaft, dem Burgenland, gestalteten sie 2004 die Ausstellung: „Lebenswelten und Lebensweisen. Volkskultur im Burgenland“ und gaben dazu eine entsprechende Begleitveröffentlichung heraus.³³

Betrachtet man den Werdegang Olaf Bockhorns, so fällt auf, dass sein Weg von faszinierenden wie gleichermaßen problematischen Persönlichkeiten bestimmt wurde, an denen er seine Kritikfähigkeit und Eigenständigkeit schärfte. Er hat jedenfalls stets seine Meinung vertreten und keinen Konflikt gescheut. Wenn ich mit Otto König beginne, dann ist das sicher nicht der wichtigste unter ihnen, aber zwischen 1969 und 1970 war Olaf Bockhorn Mitarbeiter am Institut für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dessen Leiter Otto König war. Otto König war der Begründer der Kulturethologie³⁴ und der langjährige Präsentator der Fernsehsendung „Interview mit Mensch und Tier“. König war begeisterter Dokumentarfilmer. So produzierte er auf der Grundlage von Forschungen Olaf Bockhorns über den „Hund als Helfer bei der Waldarbeit“, die dieser im Zusammenhang mit seiner Dissertation im Mühlviertel angestellt hatte,³⁵ einen entsprechenden Film. Das bevorzugte Interesse Otto Königs galt den winterlichen Maskenumzügen im Gasteinertal und besonders dem Verhalten der Krampusse in Matrei i.O. Dazu entwickelte Otto König sehr abstruse Theorien, die er u. a. in dem Büchlein „Klaubauf – Krampus – Nikolaus. Maskenbrauch in Tirol und Salzburg“ (Wien 1983) kundtat, und die von Olaf Bockhorn in einer Rezension heftig kritisiert wurden.³⁶ Bei allen Differenzen, die dazu führten, dass Bockhorn bereits nach kurzer Zeit der Forschungsstelle am Wilhelminenberg den Rücken kehrte, hatte er sich doch das Interesse am Film zu Eigen gemacht. So verdanken wir Olaf Bockhorn eine Reihe wissenschaftlicher Filme. Er war maßgeblich an dem mehrjährigen Projekt zur Dokumentation des Ausseer Faschings beteiligt. Er selbst ist Autor der Filme über die „Trommelweiber“, „Flinserln“, „Pless“, die „Maschkerergruppen“ und des Films „Umzüge-Bälle-Maskeraden“. (Der Ausseer Fasching war auch mehrmals Ziel legendärer Institutsexkursionen). Unter seiner Ägide wurde der Film von Marijana Stoisits „Und damit tanzen sie noch immer – Stinjačke Čizme“ (1986) als Grundlage für ihre Dissertation „Die Schnittstelle des Handelns. Volkskunde und Film“ (Wien 1991) approbiert. Darüber hinaus stellte Olaf Bockhorn mehrfach theoretische Überlegungen zum volkskundlichen Film an.³⁷ Er kommentierte auch die „Volkskundlichen Filme des ‚SS-Ahnenerbes‘“, die seinerzeit von Richard Wolfgram in Südtirol hergestellt worden waren.³⁸ Wie sehr er das Medium Film schätzt, beweist er – nicht ohne Augenzwinkern – damit, dass er zur Einführung in die Volkskunde gerne den Film von Walter Wippersberg „Das Fest des Huhnes“ (1992) zeigt, in dem schwarzafrikani-

³² Elisabeth, Olaf und Petra Bockhorn: Kultur-Gut oberes Mühlviertel. Sammlung Lehner, Stiftsmeierhof Aigen-Schlägl. Wien 1997.

³³ „Die Geburt des Burgenländers“, hg. von Elisabeth und Olaf Bockhorn und Veronika Plöckinger. Eisenstadt 2004.

³⁴ Otto König: Kultur und Verhaltensforschung. Einführung in die Kulturethologie. Mit einem Vorwort von Konrad Lorenz. München 1970.

³⁵ In: Unabhängiges Fach- und Ankündigungsblatt 16 (1968), H. 175, S. 63 ff.

³⁶ In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 87 (1984), S. 77–78.

³⁷ Olaf Bockhorn: Objekte vor dem Objektiv? Überlegungen zum volkskundlichen Film. In: Walter Deutsch, Maria Walcher (Hg.): Sommerakademie Volkskultur 1993. Wien 1994, S. 142–148.

³⁸ In: Reinhard Johler, Ludwig Paulmichl, Barbara Plankensteiner (Hg.): Südtirol. Im Auge des Ethnographen. Wien 1991, S. 105–136.

sche Forschungsreisende in das unberührte und rätselhafte Oberösterreich vordringen, um Sitten und Gebräuche der dort lebenden Stämme zu studieren.

Olaf Bockhorn hat sich eingehend mit der Geschichte der Volkskunde beschäftigt³⁹ und diese vor allem an der Person seines Lehrers Richard Wolfram abgearbeitet. Als einer jener „Neutöner“ hatte er bereits zu Studenienzeiten zur Verstörung der „grauen Eminenz der Volkskunde“ beigetragen. Mit der „Völkischen Wissenschaft“ (1994), an der er als Mitherausgeber maßgeblich beteiligt war und in der er den Wiener Anteil bestritt, liefert er eine Neubewertung der Rolle Richard Wolframs.⁴⁰ In dem von Helmut Fielhauer und Wolfgang Jacobeit konzipierten Werk greift Olaf Bockhorn die „volkskundlichen Quellströme“ auf (S. 417–426), er untersucht in dem Kapitel „Von Ritualen, Mythen und Lebenskreisen“ die Volkskunde bis zum Anschluss (S. 477–528) und behandelt die anschließenden Jahre „Mit all seinen völkischen Kräften deutsch: Germanisch-deutsche Volkskunde in Wien“ (S. 559–578). Über die „Wiener Volkskunde 1938–1945“ hatte er bereits auf der Tagung der DGV ein Referat gehalten⁴¹ und zuletzt „Die Angelegenheit Dr. Wolfram, Wien. Zur Besetzung der Professur für germanisch-deutsche Volkskunde an der Universität Wien“ einen umfangreichen Beitrag veröffentlicht.⁴² Ihm ist zu danken, dass die österreichische Volkskunde ihre dunkle Seite aufgearbeitet hat, um sich von ihrer Vergangenheit lösen und einen Neustart beginnen zu können. Dazu gehört auch der reflektorische Umgang mit der jüdischen Volkskunde, in den das Museum in der Laudongasse stärker involviert war als das Institut.

Olaf Bockhorns Blick war stets nach vorne gerichtet. Das untermauert er mit dem Beitrag „Neue Sachlichkeit? Volkskunde nach 1945“.⁴³ In diesem Beitrag setzt er sich mit Leopold Schmidt und seiner Geschichte der österreichischen Volkskunde auseinander. Er bemängelt die nachsichtige Behandlung der „Vertreter des neuromantischen Nationalismus“ und kritisiert Schmidts Darstellung, in der das Weiterwirken der „Ehemaligen“, etwa das von Karl Spieß, einfach hingenommen wird. Leopold Schmidt, der auch mit seiner „Gegenwartsvolkskunde“ zum Reibebaum Olaf Bockhorns wird, versteht das „Leben in überlieferten Ordnungen“ nämlich als Fortleben des Überkommenen, des von alters her grundgelegten Kulturge-schehens. Bockhorn kann sich einer solchen Volkskunde, in der die Dynamik ausgeblendet bleibt, nicht anschließen, da ihm eine fundierte, gesellschaftsrelevante Analyse kultureller Erscheinungen wichtiger erscheint als das Aufspüren kultureller Kontinuitäten. Bockhorn im Originalton:

„Dass eine derart umrissene Wissenschaft gesellschaftliche Entwicklungen und Probleme kaum wahrnehmen kann, ja gar nicht soll, ist offensichtlich. Ohne verallgemeinern zu wollen: es bedurfte großteils erst der kritischen studentischen Stimmen im und

³⁹ Olaf Bockhorn: Zur Geschichte der Volkskunde an der Universität Wien. In: Albrecht Lehmann, A. Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Berlin, Hamburg 1988, S. 63–84.

⁴⁰ Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hg. von Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn in Zusammenarbeit mit James R. Dow. Wien, Köln, Weimar 1994.

⁴¹ In: Helge Gerndt (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung der Dt. Gesellschaft für Volkskunde. München 1987, S. 229–238; – dazu: ders.: Der Kampf um die „Ostmark“. Ein Beitrag zur Geschichte der nationalsozialistischen Volkskunde in Österreich. In: Gernot Heiß (Hg.): Willfähige Wissenschaft. Die Universität 1938–1945. Wien 1989, S. 17–38.

⁴² In: Mitchell G. Ash, Wolfram Nieß, Ramon Pils (Hg.): Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Wien 2010, S. 199–224.

⁴³ In: *Archaeologia Austriaca* 90, Wien 2006, S. 17–29.

um das Jahr 1968, bis die Volkskunde – zumindest mancherorts – ihr konservatives Daunenbett verließ und sich nach anderen Liegestätten umsaß.⁴⁴

In seinem bemerkenswerten Beitrag über „Opferwidder und Widderopfer“⁴⁵ entlarvt er Leopold Schmidt als Schreibtischvolkskundler, der die Widderprozession auf Grund höchst fragwürdiger Funde in Welzelach (Ironie des Schicksals) nicht nur fälschlich bis in das Neolithikum und in die Bronzezeit zurückführt, sondern der die Prozession 1966 noch immer nach Lavant ziehen lässt, obwohl sie seit 1920 nach Obermauern führt. Bockhorn rückt all die obskuren Theorien zurecht, indem er auf die bisher wenig beachtete Quelle in der Dissertation von Johann Steinringer, „Das Prozessionswesen in Osttirol“, Wien 1941, verweist, die eindeutig die Widderprozession auf ein Gelöbnis zur Verschonung vor der Pest zurückführt, die in den Jahren 1634–37 wütete. Ein erhalten gebliebenes Votivbild unterstreicht diesen Zusammenhang.

Anhand dieses Beispiels, aber auch mit dem Hinweis auf den Vierbergelauf oder auf Halloween, für das es in Osttirol mit den Krapfenschnappern eine Parallele gibt (siehe dazu den von ihm gestalteten Film), erörtert er die Aufgaben und Leistungen der „Religiösen Volkskunde“, zu der er ja mehrfach Beiträge erbrachte.⁴⁶

Am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie oblag ihm die Leitung der Abteilung für Volkskundliche Praxis (1991 bis 1999). Im Rahmen dieser Aufgabenstellung setzte sich Olaf Bockhorn besonders intensiv mit der Museologie auseinander, die er als ein primäres Betätigungsfeld für die volkskundliche Praxis betrachtet. Dazu stellte er „Überlegungen zur museologischen Ausbildung in Österreich“ an.⁴⁷ In diesem Zusammenhang sei an die von ihm angeregten Museumskurse für Studierende im Bezirksheimatmuseum von Spittal/Drau erinnert, in denen von Fachleuten über Geschichte, Dingbedeutsamkeit, Inventarisierung, wissenschaftliche Bearbeitung, Präsentation und Vermittlung referiert wurde. Er führte auch Museumspraktika im Dorfmuseum Niedersulz, im Freilichtmuseum Gerersdorf und in Mönchhof durch.

Verdienstvoll sind die gemeinsam mit Hermann Steininger herausgegebenen Museumsdokumentationen aus Niederösterreich.⁴⁸ Zudem war er sehr bemüht, die (Heimat)Museen für den Tourismus nutzbar zu machen, wie seine Publikationen beweisen.⁴⁹

⁴⁴ In: *Archaeologia Austriaca* 90, Wien 2006, S. 16.

⁴⁵ Olaf Bockhorn: Opferwidder und Widderopfer. Widderprozessionen und Widderversteigerungen in Osttirol und Oberkärnten. In: *Kulturelles Erbe und Aneignung. Festschrift für Richard Wolfram*. Wien 1982, S. 23.

⁴⁶ Olaf Bockhorn: Von Volksfrömmigkeit, Wallfahrten und Opferwiddern. Aufgaben und Leistungen der „Religiösen Volkskunde“ In: *Österreich in Geschichte und Literatur*. Wien 2006.

Olaf Bockhorn: Der Welsberger „Kreuzgang“ nach Enneberg und seine Jahrhundertfeiern. 1978. In: *Der Schlern*. 52 (1978), H. 3.

Olaf Bockhorn: Zur Verehrung der hl. 3 Jungfrauen von Meransen. In: *Der Schlern*. 53 (1979), H. 4.

Olaf Bockhorn: St. Silvester in Welzelach. Eine bäuerliche Wallfahrt in Osttirol. In: *Rotraut Acker-Sutter (Hg.): Heimat als Erbe und Auftrag. Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte. Festschrift für Kurt Conrad, Direktor des Salzburger Freilichtmuseums, zum 65. Geburtstag*. Salzburg 1984, S. 477–489.

Olaf Bockhorn: Volksfrömmigkeit – Sekten – Neue Religionen. Empirische Ansätze zur Erforschung „neuer Frömmigkeit“ in Österreich. In: *Helmut Eberhart, Edith Hörandner, Burkhard Pöttler (Hg.): Volksfrömmigkeit*. Wien 1990, S. 351–366.

⁴⁷ In: *Hartmut Prasch (Hg.): Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau* 3 (1989), S. 21–30.

⁴⁸ Olaf Bockhorn: *Museen und Sammlungen in Niederösterreich*. 1. Viertel unter dem Wienerwald. Pram, 2. verm. Aufl., 1982.

Mit seinen Thesen für Heimatmuseen, die sich vor allem aus langjähriger eigener (auch aktiv planerischer) Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Heimatmuseum“ ergeben haben, vermittelt er Denkanstöße für Gründer und Betreiber von Heimatmuseen.⁵⁰

Am Schluss soll noch seine Lehrtätigkeit gewürdigt werden. Olaf Bockhorn war und ist ein begeisterter Lehrer und Pädagoge, der stets eine große Anhängerschar um sich vereinte. In Vorlesungen, Proseminaren, Seminaren, Übungen und Exkursionen, die in Summe eine gewaltige Stundenanzahl ausmachen, gab er sein Wissen weiter. Studentische Projekte über Schrebergärten, Kinderspielplätze und Feste in Wien führten zu Publikationen und Institutsausstellungen.

Am deutlichsten unterstreicht sein Wirken als akademischer Lehrer aber die Betreuung von 54 Dissertationen und 128 Diplom- bzw. Magisterarbeiten! Das verdient große Bewunderung.

Olaf Bockhorn gilt als geschätzter und vielgefragter Vortragender; was sich in vielen Tagungsbänden nachlesen lässt und was in den Arbeitsberichten des Instituts dokumentiert ist. Er ist für sein, unser Fach auf die Barrikaden gestiegen und hat es streitbar vertreten. Ich erinnere mich z. B. an die Auseinandersetzung mit einem Journalisten der Salzburger Nachrichten, der sich unqualifiziert in einer Glosse über die Tourismustagung 1992 in Salzburg geäußert hatte und dem Olaf Bockhorn daraufhin einen geharnischten Brief schrieb.

Innerhalb seiner Forschungsbereiche – Volkskunde Österreichs, Fachgeschichte, Arbeit und Wirtschaft, Ausstellungs- und Museumswesen, Ethnizität und Minderheiten – veröffentlichte er unzählige wissenschaftliche Aufsätze, die hier nur ansatzweise erwähnt wurden. Hinter diesen fragmentarischen Angaben verbirgt sich jedenfalls ein pralles, ausgefülltes Leben für die Volkskunde.

Mit dem Hinweis auf seine Bemühungen um die „Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca“⁵¹, deren Erscheinen ihm zu verdanken ist, möchte ich schließen, im Bewusstsein, dir lieber Olaf nicht im vollen Ausmaß gerecht geworden zu sein. Jedenfalls hast du zu einer neuen Sicht, zu einer neuen Stellung des Faches innerhalb der Kulturwissenschaften beigetragen. Dafür ist dir bewundernswerte Anerkennung und großer Dank auszusprechen.

Olaf Bockhorn: Museen und Sammlungen in Niederösterreich. 2. Viertel unter dem Manhartsberg. 2. verm. Aufl., Pram 1984.

Olaf Bockhorn: Museen und Sammlungen in Niederösterreich. 3. Viertel ober dem Manhartsberg. Pram 1996.

⁴⁹ Olaf Bockhorn: Fünf Sätze zum harten und sanften Tourismus. In: Pöllinger Briefe Nr. 22, 1989 (Zagreb 1989), S. 26ff.

Olaf Bockhorn (Hg.): Steyrer Gespräche. Museen – Entwicklung und touristische Nutzung. Wien 1994 (= Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, 7).

⁵⁰ Olaf Bockhorn: Rumpelkammern der Geschichte, Chancen für die Region? Gedanken zur Zukunft der „kleinen Museen“. In: Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau 13 (2000), S. 37–50.

⁵¹ Bockhorn u. a. 2011 (wie Anm. 14).

ALLTÄGLICHES

URSULA BRUSTMANN

Schmoll Revisited

Eine Kultur-Geschichte transponiert von Wien nach New York

Das Ludwig-Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft mit Sitz in der Wiener Hofburg beschäftigt sich mit der wissenschaftlichen Erforschung von Geschichte, insbesondere der Zeitgeschichte und der Gesellschaftswissenschaften. Die Schwerpunkte bilden Visual History, Urban Studies, Cultural Studies sowie Rechtsgeschichte. Im Jahr 2011 kontaktierte mich eine Mitarbeiterin des Instituts und bekundete ihr Interesse einerseits an meiner 2000 abgeschlossenen Diplomarbeit: „Schmoll überall!“ Zur Kulturgeschichte eines Familienunternehmens (1884–1968), andererseits an den dieser Arbeit zugrundeliegenden Quellen und Materialien für ein laufendes Projekt. Dies bedeutete für mich eine neuerliche Beschäftigung und ein nochmaliges Eintauchen in die Materialien, Unterlagen und Fotos.

Während eines sechsmonatigen Aufenthalts in Washington DC 2012 und der damit verbundenen Auseinandersetzung mit Alltagskulturen entstand die Idee zu diesem Beitrag.

Was wäre, *wenn* ... Karl Schmoll sein Glück in Amerika gesucht hätte, so wie viele seiner Zeitgenossen vorher und nachher?¹

Was wäre, *wenn* ... die Erfolgsgeschichte „Schmoll überall!“ im Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ stattgefunden hätte?

Karl Schmoll wurde am 11. Februar 1852 in Mannersdorf/Leitha geboren. Er besuchte die Mühlbauer'sche Handelsschule in Wien und war danach als „Comptorist“ bei verschiedenen Banken beschäftigt. Nach dem Ableisten des Militärdienstes war er Werkleiter und Buchhalter in der Kalkgewerkschaft „Stolwiese“ in Kaltenleutgeben. Als Dreißigjähriger avancierte Schmoll zum Geschäftsleiter und Buchhalter der Firma Carl Ruß & Co., deren Inhaber Carl Ruß, Apotheker und Inhaber eines Laboratoriums für chemisch-technische Fabrikate in Wien-Wieden war.²

Zwei Jahre später kündigte Karl Schmoll, um im April 1884 die Firma „Erzeugung und Vertrieb von Leder-, Waffen-, Hufconservierungs- und Putzmittel für k. u. k. Militär“ zu gründen. Das Jahr 1890 war endlich das „Geburtsjahr der Schmollpasta“ – erstmals wurde die sogenannte „Leder-Putz-Pasta“, die Vorläuferin der später so bekannten „Schmollpasta“ hergestellt.³



Abb. 1: Geschützte Marke ab 27.10.1921.

¹ Walter Hölbling, Reinhold Wagnleitner: The European Emigrant Experience in the U.S.A. Tübingen 1992.

² Ursula Brustmann: „Schmoll überall!“ Zur Kulturgeschichte eines Familienunternehmens (1884–1968). Wien 2000.

³ Ebd.



Abb. 2: Karl und Leopoldine Schmolz. „Zur Erinnerung an unsere Silberhochzeit. 15/2 1907“.



Abb. 3: Auswanderer aus Österreich-Ungarn bei der Abreise in Triest auf einem Schiff der Austro-Americana (vermutlich S.S. Slavonia, 1900–1910).

In dieser Zeit des Aufblühens der Firma Schmolz, zwischen 1881 und 1910, emigrierten rund drei Millionen Personen aus Österreich-Ungarn in die Vereinigten Staaten. Ein Großteil dieser Auswanderer startete die lange Reise in den großen Häfen von Hamburg, Bremen und Antwerpen. Aber auch in Triest begannen die Schiffspassagen in die Neue Welt⁴ und möglicherweise wäre Karl Schmolz hier an Bord gegangen.

Um nun eine etwaige Unternehmenskultur der Firma Schmolz in New York beschreiben und ergründen zu können, wäre in verschiedenen Archiven und Bibliotheken zu recherchieren. Den Beginn könnte man in Ellis Island (New York) setzen, um mehr über den Neuankömmling zu erfahren. Eine Online Recherche⁵ ist kostenlos und bedarf davor nur weniger Schritte in Form einer Registrierung. Um einen Eindruck von der gesamten Immigrationsprozedur zu gewinnen, ist ein Besuch der Insel anzuraten. Das Ellis Island Immigration Museum wird auch als „Mutter aller Migrationsmuseen“⁶ bezeichnet und bietet neben diversen Ausstellungsstücken auch ca. 2000 Fotodokumente. Weitere Erkenntnisse aus Recherchen in den National Archives (and Records Administration) in Washington DC⁷, zum Beispiel aus den Passagierlisten, die auf Mikrofilm sogar bis ins Jahr 1955 einsehbar sind, könnten das Bild abrunden.

⁴ E. Wilder Spaulding: *The Quiet Invaders. The Story of the Austrian Impact upon America*. Wien 1968.

⁵ www.ellisland.org.

⁶ Joachim Baur: Einwanderungsmuseen als neue Nationalmuseen. Das Ellis Island Immigration Museum und das Museum „Pier 21“. In: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 2 (2005), H. 3. www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Baur-3-2005.

⁷ www.archives.gov/research/immigration.

Wie diese Quellen ein Bild von den Lebensumständen der Immigranten zeichnen können, wird anschaulich am Beispiel der berühmten Trapp Familie gezeigt.⁸

In Wien konnte Karl Schmoll bereits 1890 ein Automobil sein Eigen nennen. Der private als auch der firmeneigene Fuhrpark waren für ihn stets sehr wichtig, sie repräsentierten als äußere Zeichen den persönlichen Erfolg des Unternehmers. So gesehen hätte sich diese Manifestation in der Annahme einer in Amerika gedachten Schmoll'schen Erfolgsgeschichte mühelos in den Mainstream einer durchwegs am Individualverkehr orientierten Gesellschaft eingefügt.



Abb. 4: „Wien 1929“, Der „große Wagen“ mit Chauffeur.

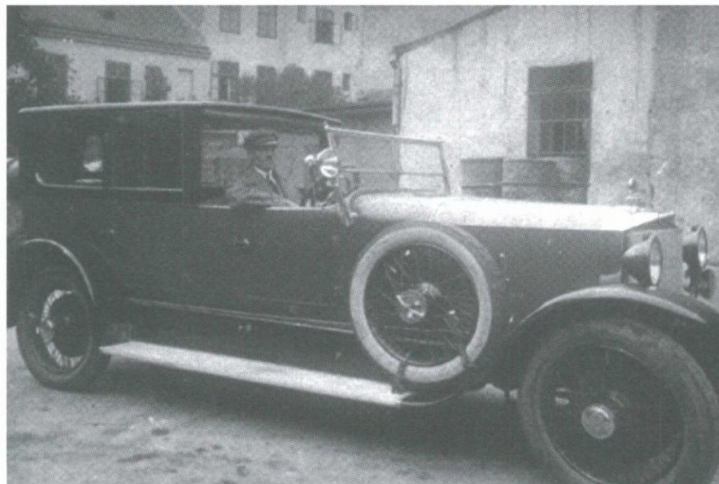


Abb. 5: „Wien im August 28“.

Um seinem Hobby der Amateurphotographie zu frönen, hätte Karl Schmoll sich wahrscheinlich im Camera Club New York⁹ (gegründet 1884) wiedergefunden. Als Mitglied im Club der Amateur-Photographen Wien (gegründet 1861) hatte er nicht unbeträchtliche Schwierig-

⁸ www.archives.gov/northeast/boston/exhibits/von-trapp.html.

⁹ Camera Club New York since 1884. www.cameraclubny.org/history.html.

keiten, sich in der größtenteils von alteingesessenen (Groß-)Bürgern und Adeligen dominierten Klubatmosphäre zurechtzufinden. Standesdünkel und Brüskierungen wegen unterschiedlicher Bildungsniveaus wären vielleicht in einem amerikanischen Fotografen-Club ausgeblieben.

Auf die in Österreich übliche Verleihung von Titeln, wie der ihm 1927 zuerkannte „Kommerzialrat“, oder insbesondere auf den k. & k. Hoflieferanten-Titel hätte Karl Schmoll in Amerika allerdings mit Sicherheit verzichten müssen. So wie auch das „Goldene Ehrenzeichen um die Verdienste der Republik Österreich“ im Jahre 1932 eher nicht zur Verleihung gekommen wäre. Wohl aber wäre ihm, als ehemaligem Soldaten der Streitkräfte der Vereinigten Staaten, eine letzte Ruhestätte am Nationalfriedhof in Arlington sicher gewesen.

Tatsächlich erfolgten nach 1918 die Gründungen von Produktionsstätten in Kronstadt, in Zagreb, in Maribor, in Pressburg. Ursache für die Errichtung dieser Filialbetriebe waren die Exportschwierigkeiten der Firma Schmoll in die ehemaligen Kronländer und nunmehrigen Nachfolgestaaten. Diese Gründungen von Schwester- bzw. Tochterunternehmen in der Zwischenkriegszeit gelangen nicht zuletzt durch die Bemühungen des Schwiegersohnes Ludwig Staufenberg, der die entsprechenden Orts- und Sprachkenntnisse besaß. Die Gründungsgeschichte des Werks Brasov spiegelte den „Pioniergeist“ jener Zeit wieder, als der ehemalige Major Staufenberg, mit einem Eisenbahnwaggon voll Schmoll-Pasta nach Kronstadt fuhr und die Ware komplett verkaufte. Dabei lukrierte er lokale Geschäftspartner und Geldgeber zur Firmengründung vor Ort. Diese Tochterfirma brachte in der Folge große Gewinne ein und verhalf der Familie Schmoll in weit größerem Maße zu Reichtum, als etwa der Betrieb der „Mutterfirma“ in Wien. Die Einzelfirma „Karl von Schmoll“ (seit 1920: „Karl Schmoll“) wurde 1921 in eine OHG umgewandelt, in die als Gesellschafter die Söhne Dr. Karl Schmoll, Max Schmoll sowie die Tochter Friederike und der Schwiegersohn Ludwig Staufenberg eintraten.¹⁰

Die Firma Schmoll entwickelte sich über drei Generationen aus einer kleinen Kellerwerkstatt im 18. Wiener Gemeindebezirk zu einem respektablen Unternehmen mit rund 200 MitarbeiterInnen. Dieser rasche wirtschaftliche Aufschwung wäre für damalige Verhältnisse auch in einer amerikanischen Stadt mehr als realistisch.

Die Arbeitserfahrungen einzelner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Firma Schmoll sind in die Analyse der Unternehmenskultur ebenso eingeflossen, wie die Erinnerungen von Mitgliedern der Unternehmerfamilie Schmoll. Das Suchen und Finden ehemaliger Angestellter hätte sich zum Beispiel in New York als nicht weniger schwierig oder einfach erwiesen als in Wien, vorausgesetzt man könnte eine Zeitlang vor Ort sein und an einige bestehende Kontakte und Anhaltspunkte anknüpfen.

Die Untersuchung des Phänomens „Schmollfamilie“ war das Leitmotiv der Arbeit. Die KonsumentInnen der Schmollprodukte waren ebenso Mitglieder dieses konstruierten Familienverbands der „lieben Schmollfamilie“. Diese soziale Konstruktion schien eine dem „American Way of Life“ sehr gut entsprechende zu sein, und hätte auch - oder gerade - in den Vereinigten Staaten hervorragend funktionieren können.

Die Etablierung der Marke „Schmoll“ aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive nachzuzeichnen ist wohl unabhängig von Ort und Zeit möglich; dennoch lassen die geradezu „modern“ anmutenden Werbe- und Marketingstrategien der Firma Schmoll den Schluss zu,

¹⁰ Brustmann 2000 (wie Anm. 2).

dass sie sich in der amerikanischen Geschäftswelt hervorragend bewährt hätten und vielleicht sogar zu noch nachhaltigeren Erfolgen geführt hätten. Und so wäre die Firma Schmoll möglicherweise, wie die Firma Mars, deren Gründervater 1911 in der Küche seines Hauses in Tacoma mit der Herstellung von Süßwaren begann, ebenfalls im Forbes Magazine erwähnt worden, als eines jener größten Unternehmen in den USA, die sich in Privatbesitz befinden.

Die Pflege der Gründungshistorie sowie die Erinnerung an den Gründer – zum Großteil durch die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen selbst, war ein wichtiger Anknüpfungspunkt in der Diplomarbeit. Diese ausgeschmückten und detailreichen Geschichten rund um die Anfänge spiegelte all die Wünsche und Sehnsüchte sowohl der Unternehmerfamilie selbst, als auch jene der Belegschaft. Die Summe dieser Vorstellungen, Werte und Ansichten über Arbeit an sich mündeten in Firmenideologie. An Gründungsmythen ist auch die amerikanische (Unternehmens-)Kultur reich, man denke etwa an die Founding Fathers bis hin zu den legendären Geschichten „Vom Tellerwäscher zum Millionär“. Karl Schmoll wurden Fähigkeiten eines Pioniers zugeschrieben und es ist nicht unwahrscheinlich, dass er seinen Weg in den USA gemacht hätte.

Viele Passagen in der Biografie des Philanthropen Dietrich W. Botstiber, eines gebürtigen Wiener und späteren US-Bürgers¹¹, aus einem zeitlich rund ein halbes Jahrhundert später eingebetteten Kontext, erinnern an Eigenschaften und Selbstzuschreibungen des Unternehmers Karl Schmoll. So zum Beispiel die Begeisterung für technischen Fortschritt jeder Art und das Bekenntnis zu stetiger und harter Arbeit.

Vielleicht hätte Karl Schmoll die erste Zeit seines Aufenthaltes im sogenannten „Kleindeutschland“ in New York verbracht, in Ermangelung eines „Kleinösterreich“. Sei es aus Gründen der besseren Verständigung oder um erst einmal Fuß zu fassen und sich einen Überblick zu verschaffen.

Um 1880 wurde rund ein Drittel aller Einwohner von New York, also ungefähr 400.000 Menschen, als „German American“ bezeichnet. Zu jener Zeit wurde New York nur noch von Wien und Berlin in der Anzahl von deutschsprachigen Bewohnern übertroffen. „Kleindeutschland“ umfasste rund 250.000 Menschen, die in der Gegend der heutigen Lower East Side bzw. East Village von Manhattan, von der Division Street bis zur 14th Street lebten und arbeiteten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verteilte sich die deutschsprachige Bevölkerung New Yorks auch auf andere Viertel, so zum Beispiel nach Yorkville in der Upper East Side, nach Ridgewood in Queens oder Bushwick in Brooklyn.¹²

Den Alltag jener Zeit in „Kleindeutschland“ kann man im Tenement Museum an der Lower East Side in New York City anschaulich nachvollziehen. Ein umfangreiches Besucherprogramm mit Führungen aller Art zu verschiedenen Themenschwerpunkten sowie ein Fotoarchiv, Forschungsressourcen und Hintergrundinformationen zur Gestaltung der Ausstellungen werden angeboten.

Die Gründungshistorien der Konkurrenz in den USA seien am Beispiel der Marke „Angelus“ erwähnt, die seit 1907 im „Shoe Polish“-Sektor agierte:

¹¹ Dietrich W. Botstiber: Not on the Mayflower. Media 2007.

¹² A brief history of Germans in New York. In: German Traces in NYC. A Project of The Goethe Institute. www.germantracesnyc.org/about.php. [02/2012], German Traces in NYC, 2012. Tenement Museum. [Posted on February 29, 2012 by admin] In: German Traces in NYC. A Project of The Goethe Institute. www.podcast-de.germantracesnyc.org/?p=76.

„Angelus Shoe Polish was not even a dream when young Greek immigrant Paul T Angelos arrived at Ellis Island. [...] Through hard work and long hours [...] Many years later Paul would tell his grandchildren what an experience it was to return to Greece on the Ocean Liner Mauritania First Class, the same ship that brought him Steerage to America. How fortunate his family was to be able to come to this country where freedom, success, and happiness were possible with honesty and hard work. [...] The demand for Angelus products started to grow until the poor kitchen stove could not keep up with demand [...]”¹³

Der Küchenofen als Ort der Entstehung der Schuhpasta erinnert frappant an die Geschichten der Anfänge der Schmollpasta, als diese in einer Wiener Waschküche im 18. Bezirk gerührt wurde.

Die Konstruktion der „lieben Schmollfamilie“ hat den Arbeitsalltag durchdrungen, angelehnt an reale Vorbilder und selbstverständlich verschiedenster Projektionen einer „heilen Familie“. Begriffen wie „Gemeinschaft“, aber auch „Familie“ ist bekanntlich ein großer Anteil an Ideologien und vielfach negativen Konnotationen eigen. Der 2009 im Kontext von Unternehmenskulturen formulierte Begriff „pankollektive Verklammerung“¹⁴ beschreibt das Konstrukt der „Schmollfamilie“ ideal und diese hätte sicherlich ebenbürtig neben den vielen anderen kleinen und mittleren Unternehmen mit „Familienanschluss“ in den USA bestehen können.

Die persönlichen Einschränkungen von Frauen (im Gegensatz zu Männern der gleichen oder vergleichbaren Arbeitskategorie) im Hinblick auf die geringere Entlohnung wären im Land der Entstehung von Gleichstellung und Emanzipation von Frauen sehr ähnlich gewesen, und es ist anzunehmen, dass die Theorie auch nicht rascher Eingang in die Realität der Fabriks-hallen gefunden hätte als in Europa.

Dem Familienunternehmen Schmoll gelang es durch identitätsstiftende Familienideale auch – oder gerade deswegen – in Krisenzeiten zu bestehen. Kommerzieller Erfolg wurde sowohl als Voraussetzung, wie auch als Konsequenz des Funktionierens von familienähnlichem Zusammenhalt angesehen.

Die Wertvorstellungen der bürgerlichen (Unternehmer-)Familie, das Konstrukt der „lieben Schmollfamilie“ genauso wie das der Realität der Arbeiterfamilien prägten das Alltags- und Arbeitsbild im Familienunternehmen Schmoll. Kinder wurden in den „Schmoll-Buben und Schmoll-Mädel-Vereinen“ zusammengefasst und mittels „Schmollboten“ für Marketingzwecke instrumentalisiert. Die Beteiligung an einer bürgerlichen Familienkonstruktion über das Instrument Arbeit führte zu einer Verklärung und auch Überhöhung des Alltags und der realen Familienegebenheiten. Vielfach wurde als wichtigste positive Erinnerung an die Ära der Firma Schmoll, der „lieben Schmollfamilie“ angehört zu haben, genannt.

¹³ Angelus. Our Story: www.angelusshoepolish.com.

¹⁴ Klaus P. Hansen: Kultur, Kollektiv, Nation. Passau 2009.



Abb. 6: Karl Schmolz (1. Reihe 2. v. r.) und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anlässlich des 25-jährigen Bestandsjubiläums 4.11.1909.



Abb. 7: Die ArbeitskollegInnen des Expedites der Firma Schmolz. Um 1960.

Die Stabilität der „Schmolzfamilie“ mit ihrer patriarchalischen Grundstruktur war hauptsächlich in Zeiten wirtschaftlicher und politischer Krisenzeiten (30-er Jahre, große Arbeitslosigkeit, Weltwirtschaftskrise) gegeben, wohingegen sie in Zeiten des ökonomischen und sozialen Aufschwunges (50-er und 60-er Jahre, „Wirtschaftswunder“) brüchig wurde und sich schließlich auflöste.

Der patriarchalische Führungsstil zeigte sich als markantes Detail auch darin, dass die Söhne und Enkel gleichsam automatisch in die Unternehmensorganisation einsteigen konnten, während die weiblichen Familienmitglieder, abgesehen von finanzieller Absicherung, keinerlei soziale oder ökonomische Entwicklungsperspektiven in der Firma Schmoll hatten. Damit verzichtete das Unternehmen aber auch auf deren potenzielle Kompetenz.¹⁵

Ein recht auffälliges Moment von Familienbewusstsein ist die Weitergabe des Vornamens vom Vater auf den Sohn, den erstgeborenen Enkel und so weiter. Für die Unternehmerfamilie Schmoll ist der Vorname Karl Tradition: der Gründer Carl Schmoll, der Sohn Dr. Karl Schmoll und schließlich der Enkel Dkfm. Karl Schmoll. Die Dynastie der Schmolls in Amerika hätte sich somit in Karl/Charles Schmoll Sr. und Charles Schmoll Jr. manifestiert, die jeweils zweiten Vornamen als „Middle Initials“ nicht zu vergessen, wie dies in den USA üblich ist.



Abb. 8: Im Salon der Villa in der Blasstraße bei der Geburtstagsfeier für Dr. Karl Schmoll am 3. November 1958.

Die Cottagevilla der Schmollfamilie der zweiten Generation in der Blasstraße wurde 1916 durch Adolf Loos umgebaut und eingerichtet. Möglicherweise wären für die Schmoll'schen Villen in New York oder anderswo in den USA zeitgenössische Architekten wie etwa Richard Neutra (1892–1970) oder Joseph Urban (1872–1933) beauftragt worden.

Die Hochblüte der Firma Schmoll kann um das Jahr 1936 angenommen werden, und in jener wirtschaftlich schwierigen Zeit putzte jeder seine Schuhe. In der Zeit der großen Arbeitslosigkeit hatten die Menschen sonst nicht viel, daher bestanden für ein inferiores Gut wie die Schuhpaste relativ gute Chancen, gekauft zu werden. Nach dem Motto: Man ging zwar in

¹⁵ Brustmann 2000 (wie Anm. 2).

abgetragener Kleidung, aber wenigstens mit gut geputzten Schuhen auf die Straße.¹⁶

Eine schon früh einsetzende planmäßige Markenpolitik mit relativ aufwendigen und modernen Werbe- und Marketingmethoden schuf der Marke Schmoll einen äußerst hohen Bekanntheitsgrad. Die sprichwörtliche „Schmollpasta“ war das Ergebnis von professionell umgesetzten Werbestrategien. Diese deckten das gesamte Spektrum der Werbemöglichkeiten der jeweiligen Zeit ab.

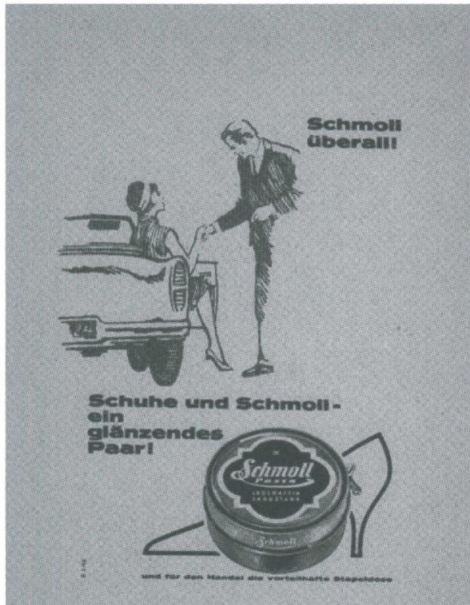


Abb. 9: Werbeblatt aus den Fünfzigerjahren.



Abb. 10: Die Vertreter mit ihren Fahrzeugen vor dem Firmengebäude in der Theresiengasse 11. Um 1928/29.

Zunehmende Motorisierung und die staubfrei gemachten Straßen erforderten neue Schuhpflegeprodukte. Das Schuhwerk konnte nun zunehmend feiner sein und benötigte alternative Pflegemittel. Eine Neuorientierung in Richtung auf einen allgemeinen Putzmittelsektor (Bodenpasten für die Parkettböden, Autolacke statt Helmlacke; Steigwachse für die Schier etc.) war eine Reaktion der Firma Schmoll auf die sich wandelnden Umwelt- und Wettbewerbsbedingungen.¹⁷

Im Jahre 1968 wurde die Firma Schmoll mit allen Markenrechten vom Mitbewerber Erdal aufgekauft und hatte aufgehört zu bestehen. Wie die Geschichte womöglich anders hätte ausgehen können, was gewesen wäre, *wenn...* Karl Schmoll nach Amerika ausgewandert wäre, bleibt jedoch im Bereich der bloßen Spekulation.

Abbildungsnachweise

Abb. 1, 2, 4–10: Schmoll-Archiv.

Abb. 3: Quelle Horst F. Meyer und Dieter Winkler: In allen Häfen war Österreich. Urheber unbekannt. Gemeinfrei/PD.

¹⁶ Brustmann 2000 (wie Anm. 2).

¹⁷ Ebd.

KONRAD KÖSTLIN

Essen als Lifestyle-Inventar und die Bekennergemeinschaft: Fundamentalismus?

Keine Publikumszeitschrift kommt heute ohne eine in mehrerer Hinsicht farbige Rubrik für Kulinarik aus. Das sind keine traditionellen Kochrezepte mehr, wie noch vor Jahren, sondern kontextversessene Anweisungen für den Lifestyle. Ob sie nun als Rubrik „eatdrink“ und „Schönertrinken“, oder als „Kulinarium“ auf dem Kultursender Ö1 einen festen Sendeplatz haben und gehört werden, ob sie als „Schöner leben“ oder „Du bist, was Du isst“ bei ATV zu sehen sind: ihre Zielrichtung ist eine neue, und die scheint nun auch auf ein männliches und oft auch ein junges Publikum zu zielen. So hält Kulinarik längst auch in Hochkulturblättern Kolumnen besetzt, in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung mit gesellschaftsphilosophisch angereicherten Texten von Jürgen Dollase oder in der wöchentlichen „Freitagsküche“ der Süddeutschen Zeitung. Weniger angestrengt gehört auch die neue und alpin grundierte Zeitschrift „Servus“ dazu, die in Österreich, der Schweiz und Bayern und Baden-Württemberg gelesen wird. Der TV-Sender „Servus“ spricht bei der Wettervorhersage schon von einem „Servus-Raum“. Ohne regionale Spezifik sind „Landlust“ und „Landleben“ voller Köstlichkeiten, einfach heimatlich-ländlich grundiert. Sie alle liefern den Kontext gleich mit: Formen der Einrichtung ebenso wie die Freunde unterm Apfelbaum werden zu Accessoires des Essens.

Und da gibt es neue Vorlieben, die sich in diesem Feld anhaltend breit machen und die Jahreszeiten neu kolorieren. Nein, ich meine nicht allein das herbstliche und so „feine Kürbissüppchen mit Ingwer und Obers“, das in den In-Lokalen in aufwändigen Gefäßen aufgetischt wird. Ich rede von dem grünen Bärlauch. Der ist, ähnlich wie der Kürbis schon seit einigen Jahren, als „Bärlauchküche“ zwischen zwei Buchdeckel (Hardcover) geklemmt. Er hat sich die Frühlingsküche so sehr erobert, dass es schwer fällt, diese grüne Suppe zu umgehen. Eben war in Deutschland eine Familie auffällig geworden, als sie in einem Wald mit 12 Säcken des Gewächses angehalten wurde. Deren Inhalt von 85 Kilo war als Eigenbedarf deklariert worden. Denkt man an den Jahresbedarf monomaner Freaks, mag das stimmen. In Wien blüht wie in München oder Hamburg nicht nur der Bärlauch selbst, sondern auf den Speisekarten auch die Bärlauchfantasie. Nun hatten manche geglaubt, die Euphorie um den Waldknoblauch halte nicht lange an. Das Gewächs, das man auch auf dem Naschmarkt oder dem Rochusmarkt in Wien kaufen kann, findet sich nun beim Discounter Lidl ein, der den Bio-Bärlauch, frisch in homöopathisch dosierte Klarsichtportionen verpackt, anbietet. Derlei Ankünfte bei den Discountern (Gravad Lachs, Champagner zu Silvester etc.) sind immer ein Hinweis darauf, dass ein Geschmack sich durchgesetzt hat, populär ist, angekommen ist, wie man zu sagen pflegt. Gläser mit Aufstrichen, Pesto und Soßen aus Bärlauch reihen sich beim Wiener Meisl in den Regalen. In kaum mehr als 10 Jahren hat der Bärlauch eine erstaunlich nachhaltige Karriere gemacht. Wiener Kollegen, Experten, holen sich das Gewächs nicht aus dem Wiener Prater; sie ziehen hundefreie Zonen vor. Die Süddeutsche Zeitung informierte eben – der Jahreszeit und ihren Informationen angepasst – darüber, dass sich die Pflanze verbreite, „indem sich ihre Saat, mit Lehm vermischt, an Tierpfoten festsetzt.“ So bleibt die Hoffnung, dass nur Klautiere den Wienerwald bevölkern mögen.

Zurück zur Ubiquität der Ess- und Kochdiskurse und ihrer Hypes. Der Autor der „Russendisco“, Wladimir Kaminer, spottet über den „Kochknall“ seiner Kinder. Andere reden über die Verbindung von Erotik und Essen. Vielen Deutschen sei, so spottet Harald Schmidt, „Essen mittlerweile um so vieles wichtiger, dass sie beim GV nicht mehr romantische Musik im Hintergrund laufen lassen, sondern die neueste Folge von „Lafer, Lichter, Lecker.“ Über Kochshows, die in den nachmittäglichen Programmen den öffentlich-rechtlichen Bildungsauftrag der Fernsehanstalten ersetzen, haben sich Kulturwissenschaftlerinnen längst geäußert. Dem Megatrend Kochbuch ist man nicht nur bei der Stapelware in den Buchhandlungen ausgesetzt. Man ist auch selbst davon betroffen, denn das oft mit einer ausführlich bebilderten Kulturgeschichte der Region unterlegte Kochbuch, welches das Essen kontextualisiert, ist ein beliebtes Mitbringsel.

So viel und so vielfältig wie Kochbücher gekauft werden, kann gar nicht gekocht werden. Denn beim „richtigen“ Kochen gehen die Zahlen abwärts. Das ist sicher kein globaler Trend. Auch wäre es nur einer der westlichen Gesellschaften, dann wäre er – ginge es nur um Tipps und Rezepte für den angejahrten Trend „Home Cooking“ – doch schon darum bemerkenswert, weil im elektronischen Netz für jedes Gericht eine verwirrende Fülle von Rezepten über das geogelte Gericht angeboten wird.

Prognosen und Usancen

Prognosen über die kulinarische Entwicklung zeichnen sich ab. Nano sendet auf 3sat immer wieder Informationen über Algen und Würmer als Nahrungsressource der Zukunft und der Vegetarismus zeitigt Bücher wie das von Jonathan Safran Foer verfasste („Eating Animals“, 2009), das sich, wie andere auch, als Fleischvergällbuch bezeichnen lässt und seine Leserschaft mehr oder weniger behutsam zum schließlichen Verzicht auf Fleisch führen will. Alte Gemüsesorten werden ins Rettungsboot der „Arche Noah“ verfrachtet und sollen dort überleben. Wiederentdeckte Wurzelgemüse führen in der Tat „Back to the Roots“. René Redzepi in Dänemark kocht in einer Mischung von Prognostizismus und Tradition mit Algen und „Nordkräutern“, einer neuen Gattung. In Österreich werden „99 Genüsse, die man nicht kaufen kann“ bei Brandstätter verlegt; das alte Unkraut – etwa der im Garten so lästige Giersch – wird zum neu geliebten Kraut verklärt. Säkulare Menschen kochen zum Gründonnerstag eine Suppe aus den ersten neun Kräutern („grüne Neune“), die aus dem Boden spitzen; der Bärlauch ist auch dabei und heutzutage darf es auch ein Hauch Ingwer sein. Verklärtes und vermeintliches Damals wird als eigene Geschichte verstanden und verklärendes Draußen als sympathische Exotik. Da verheiraten sich historische Muster, und so weisen als alt vorgeführtes Wissen und eigene wie fremde Esoterik in ein Zurück in die Zukunft.

In „Lust auf Land“ werden 60 Rezepte kulinarisch interpretiert und opulent inszeniert. Man könnte vermuten, die Präsentation wende sich gegen den Trend des beschleunigten Zuzugs in die Ballungsräume. Dem ist nicht so; die Lust aufs Land lässt sich in der Metropole zelebrieren und meint die temporären Landleute und deren gepflegte Multilokalität. Das Essen und sein Umfeld generieren neue Ikonen. Die Bratreine aus Kupfer, die man den edlen Restaurants der Hauben und Sterne zuordnete, findet sich am Haken über dem Herd privater Haushalte. Die Aufrüstung der Küchen verdankt sich auch den Männern und sie verläuft umgekehrt proportional zu den Aktivitäten des „richtigen“ Kochens. In den neuen Küchen geschieht, wenn etwas geschieht, Neues, Anderes. Die Küche wird als neues, offenes Zentrum des Lebens bestimmt. In ihr wirken häufig Männer, die, am Küchenblock und dem Publikum

zugewandt, ihre Fähigkeiten priesterlich zelebrieren: mit dem Buchständer von Manufactum („es gibt sie noch, die guten Dinge“), sorgfältig ausgewähltem Gerät, dem während des Kochens gesegneten Wein und dem Gespräch, tun sie das im eigens angelegten Habit, fein ausgestattet.

Neue Formen der Tischrunden entwickeln sich, Trend und Prognose zugleich, wie das Casual Dining. Als Pop-up-Restaurants etablieren sich dabei neue Formen des Essens in einer Grauzone halblegal in Privatwohnungen: sie tauchen auf und verschwinden schnell wieder. Schon werden sie in Shows der privaten Fernsehanstalten als Muster kommender Gastlichkeit nicht nur dokumentiert, sondern mit Aufforderungscharakter legitimiert. Gewiss wird dies eher den jungen, urbanen Milieus zugeordnet werden dürfen. Doch auch in diesen nehmen Regional- kulte einen neuen Platz ein. In Österreich kann man von einem regierungsoffiziellen Regionalitätshype sprechen. Die Homepage des einstigen Landwirtschaftsministeriums, das nun und in diesem Kontext „Lebensministerium“ heißt, verzeichnet auf einer gepflegten Homepage 113 „Genussregionen“ in der Republik. Sie zeichnen sich durch Leit-Produkte (z. B. „Mittelkärntner Blondvieh“) aus. Eine kleine Frucht wie die Dirndl gar macht aus einer durch sie zugeschnittenen Region ein „Dirndlland“; einen „Kernöl-Elvis“ nennt man den steirischen *VolksRocknRoller* Andreas Gabalier. Schon auf der EXPO 2000 hatte sich Österreich als Genussland präsentiert, als solches bietet sich auch, allerdings nicht nur, das benachbarte Bayern an.

Kultur kochen

Keine Frage ist, dass der Tourismus eine große Rolle spielt. Längst gibt es eine deutsche Ausgabe des Journals „Food and Travel“. Im Tourismus gilt, was auch für zu Hause immer wichtiger wird. Das gute Gewissen angesichts der Zerstörungen der Umwelt, aus der wir unsere Nahrung sicherstellen wollen, verlangt nach einer neuen Moral. Sie zeigt sich darin, dass Verreisen und Kulinarik nicht mehr ohne die Kenntnis der Regionen in den Büchern auftaucht, die nicht mehr nur Reisebücher sind oder nur als nationale oder regionale Kochbücher verfasst sind. Reisebücher ohne ausgebreitete kulinarische Hinweise gibt es nur noch als strenge kunsthistorische Fachbücher und umgekehrt gibt es keine Kochbücher mehr, die nicht die sozialgeschichtlichen Bedingungen der Entstehung der regionalen Küche thematisieren. Einen Vorstoß in dieser Richtung hatte 1979 das „Reisebuch Italien“ unternommen, das, im Berliner Wagenbach-Verlag erschienen, den Blick auf politisch-ökonomische Zusammenhänge lenkte. Da ging es um ein Reisen, das aber seine Legitimation als gesellschaftskritische Praxis nachweisen sollte. Es sieht dann so aus, als sei der Verbrauch von Ressourcen beim schnellen Reisen durch entschleunigten Konsum von Kultur und die Aneignung von Wissen über die Bedingungen ihrer Entwicklung zu kompensieren. Kenntnisse über sozial-kulturelle Geschichten gehören zum neuen Wissen, das die vielkanaligen Medien vermitteln.

Kein Genuss ohne Moral

Zum Futtern nach Barcelona am Wochenende, oder auch nach Wien, das kostet im boomenden Städtetourismus nur einen Billigflug, also den Preis eines anständigen Menüs, so kann man lesen. Unabhängig von der Frage, ob die Branche so zerstört, was ihr Kapital ist. Ein gutes Gewissen lässt sich neben der kompensatorischen kulturgeschichtlichen Fundierung des Essens über relativ wohlfeile Ausgleichsabgaben erreichen. Ökotouristen zahlen Aus-

gleichsabgaben (und sie bekennen dies!) und die Portale Myclimate, Fair-Travel oder Futourismus bieten sich an, den CO₂-Fußabdruck wenigstens finanziell aufzufangen. Dieser Fußabdruck lässt uns die Viehweiden mit neuen Augen sehen. Die Idylle eines alpinen Hangs mit weidenden Kühen beginnt nun, sich selbst zu zerstören. Nicht mehr schweigen wird man von der Rolle der Männer, die als Konsumenten und Grillmeister saftiger T-Bone Steaks für den fortschreitenden Verbrauch von Regenwald durch immer größere Weideflächen verantwortlich gemacht werden können. Erklärungsbedarf für Männer kündigt sich hier an; man denkt ja global.

Essen wird uns durch immer neue Informationen über die ökologischen und ökonomischen Zusammenhänge unseres Nahrungsbedarfs als der unmittelbarste Kontakt mit der Umwelt vorgestellt und neu bewusst gemacht. Wir werden darauf hingewiesen, dass das Was und das Wie der menschlichen Ernährung Auswirkungen auf Umwelt, Gesellschaft, Wirtschaft und Gesundheit hat. Dem Essen wird eine moralische Komponente neuer Art zugeordnet, die sich an der Nachhaltigkeit orientiert. Nachhaltige Ernährung meint die Ausrichtung unserer Ernährung an den (neuen) Zielen der Umweltfreundlichkeit, Sozialverträglichkeit, Gesundheitsförderlichkeit und der kulturellen Akzeptanz. Ernährungsorientierungen folgen so Prinzipien, die sich an „westlichen“ Eckdaten orientieren wie sie etwa für menschenwürdige Bedingungen bei der Herstellung geknüpfter Teppiche gelten sollen. Sie sollen Kinderarbeit und andere inhumane Produktionsbedingungen verhindern. Wie Fair-Trade-Produkte erhalten Nahrungsmittel, die human produziert werden, Plaketten. Sie werden, wie „a faire Milch“ in Österreich, als moralisch unbedenklich gekennzeichnet.

Erzählungen

Auch bekommen die Debatten über das Kochen und Essen im Alltag einen neuen Akzent, wenn über die Geschlechter und den Stellenwert von Gesundheit nachzudenken ist. Die Debatten über den Konsum von Fleisch und Bio-Lebensmitteln mischen sich in neue, ökologisch und ökonomisch fundierte Diskurse über die Bedeutung von Regionalität. Regalpatritismus („österreichisch kaufen“) und die Verteilung von Ernährungskompetenzen zwischen den Geschlechtern, den Lebensaltern und sozialen Klassen formatieren Gesellschaften neu. All dies wird durch eine neue Weise der Information bestimmt: Mund zu Mund war vorgestern, Ökotrophologie waren gestern und individuelles „Coaching“ und Styling ist heute angesagt. Ähnlich wie in der Entwicklung von Medikamenten wird bei Lindt bereits an einer individualisierten Schokolade gearbeitet, wie sie Chocolatiers längst auf dem Zettel haben.

Hatten wir in der Volkskunde kulturwissenschaftlich dahin argumentiert, dass der Mensch an sich ein Allesfresser sei, so ist das zwar nicht zu revidieren. Denn er isst, was ihn seine Kultur zu essen gelehrt hat. Sie lehrt ihn über gut und schlecht und Ekliges und Tabuisiertes. Da stehen nun relativ homogene Kulturen gegen eine behauptete kulturelle Vielfalt unserer Zeit, die sich als durch Individualisierung bestimmt versteht. Klar ist, dass frühere Monopole, wie das der Kirche, gebrochen sind. Denkt man daran, dass ihre Fastenzeit längst säkularisiert und nicht mehr an sie gebunden ist, fällt die Vielzahl und die Vielfalt jener Instanzen auf, wie etwa jene, die man nun „Gurus“ nennt. Ihre Lehren markieren das Ende der Selbstverständlichkeiten homogener Kulturen und führen zur Notwendigkeit, ja oft zum Zwang, sich entscheiden zu müssen. Und diese Entscheidungen können positiv als Optionen und als „eigen“ in Lebensstile eingebaut werden. Der Zwang, sich durch „Eigenes“ vorzuführen und sich so als Bekenner authentisch zu machen, kann auch zur Last werden.

Über diese Veränderung der Zuständigkeiten kann die Europäische Ethnologie in der Gesellschaft als Erklärerin, auch als verstehende Geschichtenerzählerin, fungieren. Sie denkt über die neue Bedeutung des Essens nach, über ein Essen, das nun zum Akt eines Bekenntnisses werden kann. Nicht nur beim Nachdenken über diese neuen Kontexte sind wir gefragt. Von dem auf dem Markt Umlaufenden ist Vieles dem Fundus populärer Wissenszirkulation entnommen. Und Vieles hat sie, die Volkskunde, noch selbst produziert. Gerade deshalb kann sie als reflexive Disziplin beim Nachdenken behilflich sein: sie kann darüber reden und zu überlegen geben, welche Mahlzeiten dies und wie betrifft. Zu einer beruhigenden Aussage gehört wohl, dass neue Selbstverständlichkeiten ständig von Menschen etabliert werden und dass diese oftmals auf frühere Muster gründen. Vor allem wird man aber den Prozessen nachgehen, welche die Medien, alte und neue, bei der Schaffung neuer Haltungen und ihrer Einbindung in das Produkt „Lifestyle“ spielen. Da werden Trends formuliert und damit Orientierungen in ein größeres System eingebunden. Denn es geht beim Lifestyle um einen Erzähltypus, der sich wesentlich über den Konsum und die mit seinen Objekten verbundenen Haltungen ausdrückt. Dass Fleisch in Zukunft nur noch Beilage sein wird, also die Positionen zwischen Gemüse und Fleisch vertauscht sein werden, markiert die Aszendenz zur individuellen Konversion. Da wird dann auch „Die neue Gemüseküche“ als Gattung etabliert. Die innewohnende Tendenz zur Reduzierung und zur Abschaffung des Fleischkonsums operiert mit dem Imperativ „vermeide Fleisch“ und dem von den deutschen Grünen unterstützten „veggie-day“. Der Gegenentwurf folgt im Ton des Machos mit dem Buchtitel: „Fleisch heißt mein Gemüse“ und der Zeitschrift „Beef“ und verlängert und verfestigt Stereotypen der Geschlechter. Kluge Frauen, die in der DDR gelebt hatten, haben das frische Gemüse und die knackigen Salate, die sie nun anstelle der konservierten Sauergemüse essen, als einen zentralen Gewinn nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten registriert.

Die Professionalisierung der Amateure: Kenntnisse und Bekenntnisse

Nun heißt es, Kenntnisse nachzuweisen, die denen der Hauben- und Sterneköche nahekommen. Nicht nur die Küchen haben ja ihre Aufrüstung in den letzten Jahrzehnten erfahren, sondern auch die Kenntnisse über Ernährung und ihre kolportierten Vor- und Nachteile. Da fehlt dann auch ein bekennender Rigorismus nicht. Die neue Gemüseküche ist weniger dogmatisch als Vegetarismus, und veganisch steht dann schon im Verdacht radikalistischer Ideologie. Nun kennt man, favorisiert und sucht alte Gemüsesorten, Pastinaken, Teltower Rübchen, Mangold, Kipfler und lobt den Wandel dorthin. Die alte Redensart wird nun wahr: Es sind die dümmsten Bauern, die die dicksten Kartoffeln ernten. Denn nun sollen die klügsten Bauern jene sein, die die kleinsten Kartoffeln ernten. Weniger und besser steht gegen viel und weniger gut. Die „Arche“ in Schiltern bei Langenlois in Niederösterreich wird nun zu einer „Arche des guten Geschmacks“, wie dies in Deutschland formuliert wird. Da geht es nun schon um eine hohe Schule, die zu ihren Produkten Geschichten verfasst. Sie handeln von Kräutern und Wildgetreide, allerlei Blüten, die nun die Speisen geschmacklich kolorieren. Topinambur und Gänseblümchen, Löwenzahn und Giersch werden als und in Salat kennerhaft eingemischt. Der Wiener Karmelitermarkt hat sich längst zum trendigen Treff intellektualisierter Urbaniten entwickelt und der Slow-Food-Teil des Marktes unterm gelben Schirm mit der Schnecke ist samstags eine wichtige „Location“ geworden, an der man sich und seine kulinarische Orientierung sehen lässt. Tomatenvielfalt, Quitten, Kult-Blunzen, Kuttelsuppe und Salonbeuschel, neu gedeutet auch Innereien als das vollständige Nutzen des Tieres, werden als „regional und saisonal“ in ein Bekenntnis eingearbeitet. Innereien, als

regionales Soul-Food geädelt, haben ihre Konjunkturen. So begründet werden Frische und Nähe und die verantwortete Nachhaltigkeit zum Ausweis des als autonom verstandenen, weil selbst entwickelten Lebensstils. Bekenntnis und Lebensstil gehören zusammen. Für sie werden regionale Herkunft, Klasse, Geschlecht und die Haltung zur Umwelt schlagend. Allein Feinspitz zu sein, genügt nicht mehr.

Auf so einem Markt kann dann schon mal auf einer grünen Tasche das veganische Bekenntnis stehen: „Vegan means I don't eat or exploit or wear other beings“. Im Frühjahr wird dann auch in allen Medien die 40-tägige Fastenzeit vor Ostern genannt. Sie erinnere an die Tage, die Jesus Christus in der Wüste betend gefastet hat. Der Advent als Buß- und Fastenzeit ist meist schon in Vergessenheit geraten. Und auch der 8. März, der Internationale Frauentag, wird zum Anlass genommen, über die Nahrung und ihre Zubereitung nachzudenken. Das geschieht oft, indem im Begriff Gender die sozialen und kulturellen Geschlechtsbilder in unserer Gesellschaft kritisch thematisiert werden. Da kann dann schon einmal eine erfolgreiche Frau stolz mitteilen, sie habe noch nie für einen Mann gekocht. Die Opposition zu dem in einer Kultur als typisch für ein Geschlecht Angesehenen wird als markant verstanden: Kleidung, Berufe, Tätigkeiten und Orte, Hose und Rock, Bluse und Hemd, Schuhe, Frisur, Kaffeehaus, Küche, Stellung und Habitus in der Öffentlichkeit.

Entgrenzungen?

Die Essgewohnheiten im öffentlichen Raum gelten als weitgehend entgrenzt, dennoch scheint der Würstelstand weiterhin vor allem als Männerort angesehen zu werden. Andere Verzehrsituationen im öffentlichen Raum haben sich dagegen angeglichen. Das Essen auf der Straße, das Essen im Gehen („Coffee to go – jetzt auch zum Mitnehmen“ habe ich kürzlich gelesen) scheint nicht nur bei jüngeren Menschen als üblich zu gelten. Für diese und alle anderen Tätigkeiten und Merkmale gilt freilich, dass sie nicht unmittelbar und zwingend mit körperlichen Merkmalen verbunden sind. Es ist, was wir „Kultur“ nennen und womit wir gegen den kausalen Zusammenhang von biologischem und sozialem Geschlecht argumentieren.

Jedes Frühjahr lassen sich verlässlich Zeitungsmeldungen finden, in denen berichtet wird, dass „Männer als Grillopfer“ ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mussten. Es ist nicht „natürlich“ und biologisch bedingt, dass Männer grillen und am Würstelstand stehen, obwohl es uns selbstverständlich erscheint. In der gesellschaftlichen Performanz von Geschlecht werden biologische Merkmale zu sozio-kulturellen Geschlechtsmerkmalen, erhalten ihren kulturellen Ausdruck in einer von Menschen gemachten Ordnung. Kultur ist das Aufrichten einer Ordnung, vom Staat bis hin zur Zweierbeziehung, einer Ordnung, die ihre Regeln, ihre Rituale, ihre Sprachen entwickelt.

Am Essen lässt sich ausmachen, wie Frauen und Männer ihre Rolle in der Gesellschaft sehen und wie sie sich selbst positionieren. Bei der Konstituierung von Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Gesellschaft fallen „Sex“ als das biologische und „Gender“ als das soziale Geschlecht zusammen. Um als solche erkannt zu werden, tun Frauen und Männer in der Regel das, was sie als Frauen oder Männer ausweist. Darin zeigt sich eine Weise, in der Gewohnheiten, „Traditionen“ weitergetragen werden. Die einen kochen, tragen auf und servieren und die anderen üben sich im „richtig“ essen, im „Zulangen“ und auf Fleisch Bestehen, wie es der schon erwähnte Buchtitel „Fleisch ist mein Gemüse“ vorgibt. Die Orientierung beim Essen lässt sich als Ausdruck von Geschlechtsidentität nutzen.

Nun wäre es vorschnell, solche Beziehungen ausschließlich der Gegenwart zuzuordnen. Fasnachtsküchlein, wie immer sie regional heißen, tragen ihre Geschichte in sich, wie Norbert Schindler einmal gezeigt hat. Historisch lassen sie sich als Abgabe von oben orten und in ein Prinzip einordnen, das Otto Brunner 1939 in der Beziehung von „Land und Herrschaft“ beschrieben hatte. Sie wurden von der Herrschaft dem Gesinde, den Insassen von Spitälern, Kindern etc. gegeben. In das vormoderne Prinzip der Gegenseitigkeit gehörend, sind sie als zusätzliche Abgabe für geleistete Dienste gegeben worden. Ihre Einbettung in die Fasnacht als Zinstermin gehörte ins feudale Abgabensystem, in dem das Zehentküchlein seinen Ort in der Verteilungs- und Akzeptanzkultur hatte. Als Rest des „sozialen Gebäcks“ bleibt, dass die Küchlein von oben nach unten gegeben werden. Die Chefin und der Chef haben die Faschingskrapfen zu spendieren.

Beim Fasten, das oben erwähnt wurde, ist die Determinierung durch die Religion als Verzicht oder Enthaltensamkeit bis Ostern vielfach verloren gegangen. Doch auch in Zeiten des Körperkultes wird der zeitweise Verzicht auf das Auto als „Autofasten“, der Verzicht von Speisen, Getränken und Genussmitteln, Schokolade, Nikotin, Sexualität „begangen“, so wird man feierlich sagen dürfen; und dieses Begehen wird gerne der Umwelt mitgeteilt. So lässt sich diese Abstinenz als Gestaltungsmuster historisch und gegenwärtig in vielen Kulturen als Ritual ansehen. Es ist eine Ordnungsleistung, die man sich nun selber schafft, indem man Zeitabschnitte und Jahreszeiten (nicht nur mit der verlässlich jedes Frühjahr angebotenen „Brigitte-Diät“) einhält. Was da in Gesellschaften im Kollektiv, aber vermeintlich individuell praktiziert wird, knüpft an die kulturhistorisch belegte Praxis an, die Fastenzeiten meist im Frühjahr zu verorten. Auch wenn Fasten als Therapie neu interpretiert wird, behandelt es alte medizinische oder religiöse Traditionen als neu entdeckt und deutet sie als Gesten der Demut. Als Übung zur Konzentration etwa mit Yoga verbunden, wird sie als Vorbereitung auf Feste und mit dem Versprechen auf spirituelle Erfahrungen kommuniziert. Die stellen sich bei der Fastensuppe, die die Pfarreien anbieten („Suppe essen – Schnitzel zahlen“) und der Aktion „Sieben Wochen ohne – Verzicht, ein Gewinn“ nicht zuverlässig ein.

Wenn Kultur nun mit dem Aufrichten einer Ordnung zu tun hat, dann wird auch sichtbar, dass Ernährung nicht „natürlich“, sondern immer gesellschaftlich geregelt, kulturell geformt ist. Menschen verhungern neben einer Menge von Essbarem, neben Pilzen, Schwänen und Ratten. Präferenzen und Tabus, unser Ekel, sind gesellschaftlich vermittelt. Ist der Mensch ein Allesfresser, dann bedeutet die Unbestimmtheit der Ernährung des Menschen, dass er sich auf jedes Öko-System einrichten kann.

Narrationen der Lifestyles: Auf dem Weg zum kulinarischen Fundamentalismus

Im Verbund mit dem Körperbewusstsein der Geschlechter hat sich in den Lifestyle eine Weltanschauung eingegraben, in der in Europa die Opposition von Fast Food und Slow Food figuriert. Die Literaturen, die sich gegen Fast Food organisiert haben, scheinen ein Monopol zu haben, vergleicht man dies mit der Gegenposition. Eine Kampfschrift, von Eric Schlosser verfasst, kritisiert die „Fast Food Gesellschaft“ durch „fette Gewinne“ als „faules System“. Slow Food, das sich mit „Gut, sauber und fair“ (buono, pulito e giusto) positioniert, ist eine Männererfindung. Die aus Italien stammende Bewegung gegen Fast Food ist von Carlo Petrini 1986 gegründet worden. Als Anlass gilt die Eröffnung eines Restaurants von McDonalds an der Spanischen Treppe in Rom. Das ist eine gute Story, die den Gegensatz vom Europäischen und US-Amerikanischen aufnimmt und als eine Art David-Goliath Parabel anbietet. So

wird Slow-Food als europäische Antwort auf den amerikanischen Way of Life verstanden, der durch ein schnelles Essen von Nahrungsmitteln schlechter Qualität charakterisiert wird. Dazu kommt die Wendung gegen die Industrialisierung des Essens, die Europäer an eine Sequenz aus dem Film „Modern Times“ von Charlie Chaplin erinnert. Das fügt sich in das in die Rede über die Globalisierung aufgenommene Stichwort von der Entschleunigung. Slow-Food wird als neuer und entschleunigter Kultur-Akzent regionalen Küchen und saisonalen „heimischen“ Produkten, Tieren und Pflanzen aus lokaler Produktion zugeordnet. „Das ist der Dreiklang von Slow-Food: Wir meinen, dass das, was wir essen, gut schmecken sollte; dass es sauber sein sollte in dem Sinne, dass es nicht die Umwelt, die Kreatur und unsere eigene Gesundheit schädigt; und dass die Produzenten einen gerechten Lohn für ihre Arbeit bekommen müssen.“ Und das muss bekennerhaft gezeigt werden.

Da ist also eine Moral inkorporiert: Der bessere Mensch und sein gutes Gewissen. Erst dieses gute Gewissen soll Genuss zulassen und eine Haltung schaffen, die auf das Leben ausstrahlt. Slow-Food signalisiert das Angebot eines authentischen Charakters. Es gibt sich traditionell in der Herstellung und stellt auch oft südlich inspirierte Bilder bereit, die – zumal nördlich der Alpen – für kommunikativen Genuss stehen: Eine Gruppe fröhlicher Menschen aller Altersgruppen, die, an einem langen Tisch unter einem Baum sitzend, tafeln und natürlich auch dem Rotwein zusprechen. Der Fast-Food-Industrie dagegen wird angelastet, sie habe nicht nur Ernährung und Gesundheit der Menschen, sondern auch Umwelt, Wirtschaft, Arbeitsbedingungen und die Populärkultur verändert. Fast-Food, das so viele Menschen zu sich nehmen (und als dessen schlimmste Variante der US-Burger gilt), hat sich wie alle Topoi moderner Ängste in die Gattung der „urban legends“ (Jan Harold Brunvand, *The Vanishing Hitchhiker*, 1981) eingegraben. Bengt af Klintberg hat mit seinem Buch „Rattan i pizzan“ (1986) die „Ratte in der Pizza“ als kulinarische Bedrohung auf den Punkt gebracht und Rolf-W. Brednich ist mit einer ganzen Serie von Taschenbüchern (u. a. „Die Maus im Jumbojet“) den in dieser Gattung aufkommenden Ängsten in Europa nachgegangen. In vielen dieser Geschichten spiegeln sich auch die Formen unterscheidbarer Ekelgefühle bei Frauen und Männern.

Immer deutlicher wird, wie sehr Speisen und Essen hochsymbolisch in die Repräsentation einer Kultur eingehen und wie fest die Konnotation von Geschlecht und Nahrung gefügt zu sein scheint, wie selbstverständlich sie in Bildern weiterwirkt. „Ran an den Herd, liebe Männer!“ warb die ÖVP („Stark. Schwarz. Weiblich.“) und „Ran die Jobs: Mehr Chancen für Frauen auf dem Arbeitsmarkt“ die SPÖ („Frau. Macht. Politik.“). Als vor einigen Jahren eine österreichische Gesundheitsministerin Schweinsbraten mit Kruste aß, und dies öffentlich tat, gab es ein Rauschen im Blätterwald: Ein Bild war gestört, die Welt der Geschlechter kehrt. Selbst die Verkehren der Bilder sind in der Lage, sie zu stabilisieren. Was wir an Bedeutungen mitessen, und, indem wir sie mitessen auch verlängern, bleibt nicht bedeutungslos. Die Küche, kulinarische Erinnerungen und kulturelle Prägungen gelten als konservativer Teil unserer Lebensformen. Als Ausdrucksmittel eingesetzt, werden sie zum Bekenntnis in einer Gesellschaft, die sich als Bekennergesellschaft ganz wesentlich über ihre Konsumpraxen versteht und diese auch sichtbar macht.

Dass Frauen anders essen als Männer, dem hat Nestlé durch geschlechtsspezifische Nahrungsmittel bereits Rechnung getragen und damit auch den Unterschied als legitimes Diskursthema etabliert. Der Getränkegigant Coca-Cola hat „Love Body“ in japanischen Super-

märkten platziert, einen Kräutertee, der den bindegewebsstärkenden Hatomugi-Weizen enthält und damit zu größeren Brüsten verhelfen soll.

Die auffällige Sorgfalt, die sich bewusst auf den Körper konzentriert, rückt das bekennende Essen in den Vordergrund. Der Körper wird dabei zur Projektionsfläche unserer Zuständigkeit für uns selbst und einer nicht nur gelegentlich outrierten Dokumentation dieser Verantwortung. Menschen, wir, erleben sie dort und spüren sie dort auf. Das mag auch daran liegen, dass uns die Zuständigkeit für andere Bereiche unseres Lebens zunehmend entwunden wird. Im Umfeld des eigenen Körpers glauben wir, ganz bei uns zu sein. Dort werden wir kreativ, dort schmücken wir seine Oberfläche und pflegen sein Inneres. Dabei entwickeln wir – weil autonom – einen Fundamentalismus des Eigenen. Der gehört in seiner Rigidität in unsere Moderne. In ihr finden wir – autonom, wie wir dann denken – Orientierung, indem wir einen Kanon des Eigenen etablieren. Dieser Fundamentalismus ist ein individueller, unsere eigene Kreation. Die Freiheit der Moderne, welche andere als Beliebigkeit kritisieren, ist der Boden für diesen individualistischen Fundamentalismus des Anscheins selbst geschaffener Grundsätze. In ihnen liefert die Ernährung wichtige und vorzeigbare Versatzstücke für diesen individualistischen Fundamentalismus, den man dann ob seiner Rigidität nicht mehr bloß kulinarisch nennen mag. „Can vegans really love meat eater“ hatte die New York Times vor drei Jahren gefragt. Das ist die wirklich neue Frage. Und die, dass es die Moral ist, die uns verbietet, Dinge zu tun, die wir eigentlich gerne getan hätten. Und: nicht Jede und Jeder kann es sich leisten, immer moralisch zu handeln.

NIKOLA LANGREITER

Zur Geschichte des Lustenauer Entbindungsheims Interessen – Konflikte – Argumente

Den Universitätslehrer als Geburtshelfer zu bezeichnen, ist womöglich allzu pathetisch, aber nicht unmöglich weit hergeholt.¹ Mit vielen kleinen und höchstens auf den ersten Blick banalen Beispielen war und ist Olaf Bockhorn in seinen Lehrveranstaltungen bestrebt, das Interesse für „seine“ Art der Europäischen Ethnologie zu wecken: In den frühen 1990er Jahren etwa regte er mit dem wiederholten Hinweis darauf, dass dort, wo der Autobus der Wiener Linie 13 A scharf um die Ecke biegt, Spuren einer historischen Milchmeierei zu finden seien, die Studierenden zur erhöhten Aufmerksamkeit auf alltäglichen Wegen und für die Umstände der je umgebenden Alltage an. Dabei ging und geht es ums Hinschauen und um das genaue Schauen: Schaf ist nicht gleich Ziege, auch wenn sie einander mitunter ähnlich sehen.²

Olaf Bockhorn motiviert also zum Forschen im jeweils nächsten Umfeld – räumlich wie thematisch-inhaltlich –, hält die Studentinnen und Studenten aber auch immer wieder an, sich in abenteuerliche Feldforschung abseits des sogenannt Eigenen zu stürzen. Auf den Sprung in dieses kalte Wasser folgen auf den ersten Schreck meistens ganz brauchbare Erkenntnisse und jedenfalls kumulieren die Beteiligten methodische Kompetenzen. Bei den größeren Qualifikationsarbeiten gewährt der Lehrer – ganz wie die moderne Hebamme – den Betreuten sowieso absolute Entscheidungsfreiheit und gesteht Souveränität hinsichtlich der Ansätze und Methoden zu. Die prinzipielle Relevanz von divergierenden Interessen und damit verbundenen Konflikten – für jedes Themenfeld – wird dennoch klar vermittelt. Weniger sind dabei Modi des Kampfes im Mittelpunkt, als Prozesse des Ver- und Aushandelns. In diesem Sinn sollen im Folgenden einige Aspekte der wechselvollen Geschichte des *Entbindungsheims Lustenau* erzählt und in breitere Kontexte gestellt werden. Der Fokus ist dabei auf die großen Konflikte gerichtet, wie sie die Etablierung dieser Einrichtung in den 1920er Jahren und ihre Deinstallation, die sich von Mitte der 1980er Jahre bis 2001 zog, begleiteten. Die Recherche bezieht mehrere Quellengattungen ein – nützt Archivalien, wie sie sich im *Historischen Archiv Lustenau* erhalten haben –, Medienberichte und narrative Interviews.

Die umstrittene Etablierung

Um 1920 platzte das Armenhaus der Vorarlberger Gemeinde Lustenau aus allen Nähten. Die vierzig vorhandenen Plätze teilten sich achtzig bedürftige Menschen, die baulichen und hygienischen Zustände waren untragbar geworden und der Orden der *Barmherzigen Schwester*

¹ Immerhin habe Sokrates sich als Hebamme gesehen. Anders als ein dozierender Lehrer habe er mit seiner Vorgehensweise – durch seine Fragestellungen nämlich – seinen Schülern geholfen, Erkenntnis und Einsicht gleichermaßen selbst zu „gebären“; Helmut Meinhardt: *Maieutik II*. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 5. Basel 1980, Sp. 638.

² Vgl. nur z. B. die Tiere (Ziegen!), wie sie im Film „Padre Padrone“ (Drehbuch u. Regie: Paolo Taviani, Vittorio Taviani, Italien 1977) zu sehen sind. Wir setzten uns mit diesem und weiteren Filmen und der Frage inwieweit sie Quellen in der Europäischen Ethnologie sein könnten im Rahmen einer Lehrveranstaltung von Olaf Bockhorn und Wolfdieter Zupfer auseinander.

des Heiligen Vinzenz von Paul, der das Haus seit 1870 betreute,³ drohte, sein Personal aus Lustenau abziehen. Nachdem die Schwestern ihren Dienst in der Anstalt fast unentgeltlich versahen, beeindruckte diese Drohung die Gemeinde und unterstützte die rasche Inangriffnahme eines Neubaus.⁴ Auch dass dem neuen Versorgungsheim eine Entbindungs- und Wöchnerinnenstation angeschlossen wurde, ging auf die Initiative der Generaloberin der *Barmherzigen Schwestern* im Mutterhaus in Zams/Tirol zurück. Sie hatte die Gemeindepolitiker während eines Besuchs darauf hingewiesen, dass die örtliche Wohnungsnot und andere schwierige soziale Zustände sowie die mangelnde Hygiene bei Hausgeburten große Gefahren für Mütter und Neugeborene bedeuteten. Im März 1927 bat der Lustenauer Bürgermeister Schwester Oberin Ludwiga Brindlinger brieflich um die Umsetzung ihrer Idee:

„In der gestern Abend abgehaltenen Sitzung der Gemeinde-Vertretung wurde dieser Gegenstand in Behandlung gezogen und von den Gemeindevertretern als ein zeitgemässes Unternehmen begrüsst und demselben zugestimmt. Auf Grund dessen werden Sie verehrl. Oberin ersucht, in einem entsprech[en]den Zimmer die notwendigen Vorkehrungen treffen zu wollen, nachdem schon im nächsten Gemeindeblatte eine diesbezügliche Bekanntgabe erfolgen wird.“⁵

Ungeachtet der geistlichen und gewiss strengen Führung⁶ war das Entbindungsheim in Lustenau vor allem als wohltätige Einrichtung gedacht und stand nicht in der Tradition der Gebär- oder Accouchieranstalten des 18. und 19. Jahrhunderts, die – oftmals als Teil einer Universität – in erster Linie als Ausbildungsstätten für die sich professionalisierende Geburtsmedizin dienten. Diese Gebäuhäuser suchten arme, alleinstehende oder ledige Frauen auf, für „in geordneten Verhältnissen“ lebende Frauen waren Hausgeburten die Norm. Das Klientel wurde mit dem Angebot einer kostenlosen Geburt, Unterbringung und Verpflegung angelockt, auch Unzuchtstrafen und die öffentliche Kirchenbuße im Falle einer illegitimen Geburt konnten umgangen werden;⁷ im Gegenzug mussten sich Schwangere und Wöchnerinnen den Professoren und Auszubildenden zur Verfügung stellen.⁸ Bevor Ignaz Semmelweis Mitte des

³ Schwestern, die längere Zeit in Lustenau tätig waren; maschinschriftliche Liste; Archiv der Barmherzigen Schwestern des Heiligen Vinzenz von Paul, Mutterhaus Zams. Ich bin der Archivarin Sr. Anna Elisabeth Drenovac dankbar für gescannte Dokumente und Fotos aus Zams.

⁴ Wie die Gemeindevertreter in einem an Schweizer gerichteten Ansuchen argumentierten; Ansuchen um Bürgerschaftsleistung, Lustenau, 30.7.1923; Historisches Archiv Lustenau (im Folgenden: HAL), Schachtel 163, Versorgungsheim – Bausachen – Pläne. Ich danke Wolfgang Scheffknecht vom Historischen Archiv Lustenau für sein Engagement.

⁵ Schreiben Josef Hollenstein an Ludwiga Brindlinger, Lustenau, 10.3.1927, ZI 444; HAL, Schachtel 163, Versorgungsheim – Bausachen – Pläne, Mappe 1921/1925.

⁶ Darauf lässt zumindest der Entwurf zu einer Hausordnung für das Versorgungsheim schließen, der unter den Bausachen zu finden ist; HAL, Schachtel 163, Versorgungsheim – Bausachen – Pläne.

⁷ Marita Metz-Becker: Die Sicht der Frauen. Patientinnen in der Marburger Accouchieranstalt um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Jürgen Schlumbohm, Barbara Duden, Jacques Gélis, Patrice Veit (Hg.): Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte. München 1998, S. 192–205, hier S. 192. Dorothea Rüb zieht einen umgekehrten Schluss, wenn sie meint: „Mit der wachsenden Anzahl von Frauen, die aus Not in den Gebäuhäusern entbinden mussten, hat sich die klinische Geburtshilfe etabliert.“ Dorothea Rüb: Profession Arzt I. In: dies., Margot Schindler (Red.): Aller Anfang. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 10. April bis 6. Oktober 2002. Wien 2002 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 80), S. 257.

⁸ Wie etwa Jürgen Schlumbohm am Beispiel des Göttinger Professors der Medizin Friedrich Benjamin Osiander und dessen rauen Praktiken, die sich in einem Arbeits-Tagebuch niederschlugen, zeigt oder wie Marita Metz-Becker anhand von Bittbriefen und Beschwerden betroffener Frauen für eine Marburger Accouchieranstalt

19. Jahrhunderts die aseptische Händereinigung empfahl, starben in den Kliniken unter der Hand der Ärzte Mütter in großer Zahl am sogenannten Kindbettfieber. Geburtshelfer und Studenten kamen mitunter direkt vom Sezieren in den Kreißsaal und infizierten die Frauen im Zuge von Untersuchungen, Geburten und Operationen.⁹ Die Historikerin Verena Pawlowsky schildert Situation und Interaktion von Patientinnen und Personal des *Wiener Gebärghauses* im *Allgemeinen Krankenhaus*, dem – obgleich es dort auch zahlende Patientinnen gab – der Ruf anhaftete „für ein verachtenswertes Publikum zuständig zu sein“.¹⁰ Die „verachtenswerten“ Frauen wurden nicht nur als Unterrichtsobjekte genützt und den damit verbundenen Gefahren ausgesetzt, sondern durch das untergeordnete Personal – Hausdiener, Wärterinnen und Hebammen – ausgebeutet. So wurden Schwangere und Wöchnerinnen etwa inoffiziell und unerlaubt zu Extraarbeiten und Extrazahlungen angehalten, gegen Bestechung als Ammen vermittelt und ähnliches.¹¹

Solch Unbill hatten die Klientinnen des *Entbindungsheims Lustenau* nicht zu erwarten, hier ging es nicht darum, aus Not Kapital zu schlagen; Ausgangspunkt war im Gegenteil, der Beobachtung Rechnung zu tragen, dass die Vorgänge rund um Schwangerschaft und Geburt aufgrund der soziokulturellen Realität vieler Frauen für sie und ihre Kinder eine Bedrohung darstellten. Die Zuständigkeit von Frauen für Familie und Soziales ist in unseren Breiten eine traditionelle, trotzdem ist bemerkenswert, dass die Gemeindevertretung sich vom Erfahrungswissen einer Ordensschwester überzeugen und dementsprechende Aktion folgen ließ. Im Juli 1924 veröffentlichte der Bürgermeister im örtlichen Gemeindeblatt einen „Aufruf an die Bevölkerung von Lustenau“, in dem er um tätige Mithilfe bat – vor allem Arbeiter und Fuhrwerksbesitzer waren gefragt –, den BürgerInnen aber auch Folgendes mitteilte:

„Viele Hindernisse sind endlich beseitigt, eine Einigung wurde erzielt; nun kann der langersehnte, viel umstrittene Bau des Versorgungsheimes beginnen. Soll man noch einmal die dringende Notwendigkeit dieses Unternehmens betonen? Wer die Stimmung der Bevölkerung kennt, verliert darüber kein Wort mehr. Jetzt heißt es handeln!“¹²

Diese Worte suggerieren, dass die Streitigkeiten um das Versorgungsheim zahlreich und auch zu Baubeginn noch nicht ganz ausgestanden waren. Einigen Konfliktsträngen und Argumentationslinien gehe ich im Folgenden nach:

Baukomitee Versorgungsheim Lustenau gegen FC 07

Der Fußballverein *FC Lustenau 1907* nutzte für seine Aktivitäten ein Grundstück am Rheindamm, das in Vereinsbesitz war. Als der *FC 07* bald nach seiner Gründung mehr Raum brauchte, wollte er ein benachbartes Grundstück kaufen. Die Gemeinde als Grundbesitzerin hätte diesem Wunsch entsprochen, nachdem es sich aber um einen Teil des Lustenauer Ar-

darlegt; Jürgen Schlumbohm: Der Blick des Arztes, oder: wie Gebärende zu Patientinnen wurden. Das Entbindungshospital der Universität Göttingen um 1800. In: ders. [u. a.] 1998, S. 170–191; Metz-Becker 1998 (wie Anm. 7).

⁹ Alfred Rockenschau: Gebären ohne Aberglauben. Fibel und Plädoyer für die Hebammenkunst. Wien 2005 (3., verb. Aufl., Orig. 1998), S. 39f.

¹⁰ Verena Pawlowsky: Trinkgelder, Privatarbeiten, Schleichhandel mit Ammen: Personal und Patientinnen in der inoffiziellen Ökonomie des Wiener Gebärghauses (1784–1908). In: Schlumbohm [u. a.] 1998 (wie Anm. 7), S. 206–220, hier S. 219.

¹¹ Ebd., S. 211, S. 216.

¹² J.[osef] Hollenstein: Aufruf an die Bevölkerung von Lustenau. In: Lustenauer Gemeindeblatt 42, 30, 27.7.1924.

mengutes handelte, untersagte das Land das Geschäft.¹³ Der Verein konnte das Grundstück schließlich pachten.¹⁴ 1920 verlängerte die Gemeinde den Pachtvertrag zwar um weitere zehn Jahre; eine Klausel berechnete sie jedoch, jederzeit Anspruch auf das Grundstück zu erheben. Schon nach zwei Jahren, im Frühjahr 1922, wurde der *FC 07* ersucht, auf die gepachteten Anteile des Fußballplatzes zugunsten der Errichtung eines Versorgungsheimes zu verzichten. Der Verein weigerte sich und ging auch auf das Angebot eines Ersatzplatzes nicht ein. Die oppositionelle *Großdeutsche Volkspartei* unterstützte den Fußballklub, unter anderem durch mehrere Artikel in dem parteinahen „Vorarlberger Tagblatt“, in denen der Lustenauer Bürgermeister einer unlauteren Amtsführung bezichtigt wurde, die angeführten Belege bezogen sich auch auf die Causa Fußballplatz.¹⁵ Letztlich setzten die regierenden *Christlichsozialen* das Projekt durch und die Gemeinde beschloss den Bau des Versorgungsheims am Standort des Fußballplatzes. Der *FC 07* erhob gerichtlichen Einspruch gegen die Aufhebung der Pacht und begann eine Unterschriftenkampagne.¹⁶ Was sich an Schriftlichem rund um die Kommunikation zwischen Gemeindevertretung und Fußballklub erhalten hat, lässt auf eine sukzessive Eskalation des Konfliktes schließen. Nachdem der Verein gerichtliche Schritte eingeleitet hatte, versuchte sein Obmann doch wieder, mit der Gemeinde in Verhandlung zu treten und eine gütliche Lösung anzuregen. Der Bürgermeister antwortete kurz und postwendend: „Beantwortent Ihr Geschätztes vom 30. ps. teile Ihnen höflichst mit dass ich der Ansicht bin die gerichtliche Kündigung werde die Lösung dieser Angelegenheit herbeiführen. Hochachtungsvoll grüsst ...“.¹⁷ Der Streit um Fußballplatz/Versorgungsheim war längst zum Politikum geworden – neben Armenfonds und Fußballklub stritten sich auch die *Christlichsozialen* mit den *Großdeutschen*.¹⁸ Der Vorstand des *FC 07* etwa sprach sich am Vorabend jener Gemeindevertreterversammlung, in der der definitive Baubeschluss für das Versorgungsheim gefasst wurde, offen für eine Politisierung des Fußballvereins aus:

„Die Großdeutsche Volkspartei hat sich unserer Sache angenommen und tritt somit als Gegner der Verbauung unseres Spielplatzes auf und ist es unsere Pflicht, für diese Partei einzutreten. Durch eine tätige Wahlpropaganda könnte eventl. eine Christl. Soz. Mehrheit in der Gemeinde verhindert werden, wodurch wir unseren Zweck erreicht

¹³ Nachdem zwei sozialistische Gemeinderäte Beschwerde eingelegt hatten; Auszug Gemeindevertretungssitzungsprotokoll, 15.5.1912; HAL, Schachtel 163, Mappe Streitverfahren in Sachen Kündigung des Fußballplatzes 1924.

¹⁴ Die Geschichte des *FC 07* erzählt auf Basis von Dokumenten aus dem Historischen Archiv Lustenau Wolfgang Scheffknecht; sein besonderes Augenmerk gilt dem lokalpolitischen Hintergrund. So nicht anders angegeben, stammen sämtliche Fakten in diesem Abschnitt aus: Wolfgang Scheffknecht: „Die großdeutsche Volkspartei hat sich unserer Sache angenommen ...“ Politik und Fußball in den frühen zwanziger Jahren. In: *FC 07 Blättli*, Saison 2001/02, S. 43–53; ders.: 1918–1938. In: ders., Thomas Kremmel: *FC Lustenau 1907 bis 2007. Die Geschichte des ersten Vorarlberger Fußballvereins*. Lustenau 2007, S. 60–120.

¹⁵ Josef Hollenstein: Entwurf einer Erwiderung. Lustenau, undatiert; HAL, Schachtel 163, Mappe Streitverfahren in Sachen Kündigung des Fußballplatzes 1924.

¹⁶ 2.467 LustenauerInnen unterzeichneten, das entsprach 54 % der Wahlberechtigten; Gebäudeinformation Entbindungsheim, www.lustenauer.net/index.php/Entbindungsheim [7.2.2012].

¹⁷ Schreiben Rudolf Grabher an Adolf Hämmerle, Lustenau, 30.6.1924; Schreiben Adolf Hämmerle an Rudolf Grabher, Lustenau, 1.7.1924; HAL, Schachtel 163, Mappe Streitverfahren in Sachen Kündigung des Fußballplatzes 1924.

¹⁸ Wie Wolfgang Scheffknecht analysiert; Scheffknecht 2001/02 (wie Anm. 14), insbes. S. 49.

hätten. Es werden deshalb die Mitglieder aufgefordert, sich der Partei zur Verfügung zu stellen.“¹⁹



Abb. 1: Spiel FC 07 gegen FC Bayern München auf dem Sportplatz an der Schützengartenstraße, 23.8.1923 (das Spiel endete 0:4).

Interessant ist, vor allem auch in Hinblick auf die weitere Geschichte des Lustenauer Entbindungsheims, dass alle Konfliktparteien für ihr Anliegen das Gemeinwohl („Volksgesundheit“) ins Treffen führten. Etwa schon in einer Gemeindevertreterversammlung im Herbst 1908 – das Anliegen des Fußballklubs, sich auf das Grundstück des Armenfonds auszudehnen, hatte eine „ziemlich umfangreiche Debatte“ ausgelöst – machte sich einer der Gemeinderäte von der *Großdeutschen Volkspartei*, die die Rathausmehrheit stellte, für Fußball als dem Geist und der Gesundheit förderlich stark: „Ed. Alge G. R. schilderte in längerer Redd den Wert und die Bedeutung des Fußballsportes der zur Heranbildung eines echten Volkscharakters und Erzielung eines gesunden und kräftigen Nachwuchses ganz entschieden sehr viel beitragen.“²⁰ Diese Einschätzung blieb nicht unwidersprochen, so meldete in einer der zahlreichen Sitzungen, in denen es um das Fußballplatzproblem ging, ein christlichsozialer Gemeindevertreter Zweifel an. Die Gemeinde, merkte der Kritiker an, sei nicht verpflichtet, für Vereine „nach dieser Richtung zu sorgen“ und weiters wurde protokolliert: „Überhaupt erscheint ihm

¹⁹ Aus dem Protokoll zur Monatsversammlung des FC 07 am 16.1.1924, zit. lt. Scheffknecht 2001/02 (wie Anm. 14), S. 52. Einen knappen Monat später waren in Lustenau Gemeinderatswahlen zu schlagen. Die Großdeutsche Volkspartei steigerte ihren Stimmenanteil von 25,49 % (1919) auf 35,39 %; die Christlichsoziale Volkspartei kam jedoch auf 53,42 % (von 49,69 %) und blieb an der Macht; ebd.

²⁰ Auszug aus dem Gemeindevertretungssitzungsprotokoll, 13.11.1908; HAL, Schachtel 163, Mappe Streitverfahren in Sachen Kündigung des Fußballplatzes 1924.

das Fußballspiel als ein roher übertriebener Sport dessen Zuträglichkeit für die Gesundheit wohl noch fraglich sei.“²¹ Als es darum ging, die vorzeitige Kündigung des Pachtverhältnisses zu rechtfertigen, argumentierten die Vertreter des Armenfonds und der Gemeinde ähnlich mit dem Gemeinwohl, wie es der *FC 07* bemühte. „Das bisher als Spiel- und Sportplatz verwendete Grundstück soll in Zukunft auf eine solche Art verwendet werden, die in viel höherem Masse im allgemeinen Interesse gelegen ist, als die bisherige Verwendung für Körperpflege und insbesondere Uebungen.“²²



Abb. 2: Versorgungs- und Entbindungsheim Lustenau 1927.

Neben den Funktionären des *FC 07* und den Lustenauer *Großdeutschen* stellten sich auch die *Sozialisten* in der Gemeinde gegen den Bau des Versorgungsheimes – sie befürchteten untragbar hohe Kosten, waren außerdem mit den Ausschreibungsmodalitäten und der Auftragsvergabe nicht einverstanden.²³ Das Versorgungsheim aber wurde gebaut, Anfang 1927 seiner Bestimmung übergeben und bald darauf um eine Entbindungs- und Wöchnerinnenstation ergänzt.

²¹ Auszug aus dem Gemeindevertretungssitzungsprotokoll, 13.7.1911; HAL, Schachtel 163, Mappe Streitverfahren in Sachen Kündigung des Fußballplatzes 1924.

²² Rechtssache Bestandsaufkündigung, Armenfonds der Gemeinde Lustenau/Gemeindevorstellung an das Bezirksgericht Dornbirn, Feldkirch, 31.5.1924; HAL, Schachtel 163, Mappe Streitverfahren in Sachen Kündigung des Fußballplatzes 1924.

²³ Wie eine Zusammenstellung von Auszügen aus Gemeindevertretungssitzungsprotokollen zeigt; HAL, Schachtel 163, Mappe Streitverfahren in Sachen Kündigung des Fußballplatzes 1924.

Konflikte um den laufenden Betrieb

Die Lustenauerinnen konnten nun also abseits einer womöglich großen Familie in Ruhe ihre Kinder zur Welt bringen, unter guten hygienischen Bedingungen, mit Hilfe einer Hebamme²⁴ und wenn nötig eines Arztes, versorgt von den *Barmherzigen Schwestern*. Der Armenrat hatte eine Tarifordnung erlassen, für versicherte Frauen gewährte die Krankenkasse einen Zuschuss, war eine Wöchnerin mittellos, richtete die Hebamme ihre Rechnung an die Gemeinde.²⁵ Bürgermeister Josef Hollenstein hatte sich zwar mit dem Bau des Versorgungsheims einen Platz im Himmelreich verdient, wie der Lustenauer Pfarrer anlässlich der Eröffnung gesagt haben soll,²⁶ doch auf Erden fanden die Schwierigkeiten und Konflikte mit Inbetriebnahme der Institution kein Ende. Immer wieder flammte die Debatte über den finanziellen Aufwand des Versorgungs- und Entbindungsheims auf: Auch der laufende Betrieb kostete und – wie noch zu zeigen sein wird – immer wieder einmal kostete er wechselnden BeobachterInnen zu viel.

Die geringsten Kosten verursachten die im Heim arbeitenden Ordensschwestern, dennoch hatten auch sie immer wieder Kommunikationsbedarf übers Geld, so forderten sie mehrfach, ihre ohnehin minimalen Löhne zu erhöhen. Aber nicht ausschließlich Finanzielles – auch Atmosphärisches evozierte Beschwerde. Wie schon früher, als sie die Zustände im alten Armenhaus ihren Schwestern unzumutbar fand, versah Oberin Brindlinger ihren Einspruch mit klaren Bedingungen. In einem Schreiben 1931 verlangte sie, dass zwischen der Gemeinde und den Ordensfrauen das Vertrauen wieder hergestellt werden müsse, denn nur im guten Einvernehmen könnten diese ihre „gedeihliche Wirksamkeit“ entfalten. Sie dürften nicht mehr bespitzelt werden und jene Hausinsassen, die sich diverser Respektlosigkeiten und Übertretungen der Hausordnung „erfrechten“, müssten verlässlich vom Verwalter, den die Gemeinde stellte, zur Raison gebracht werden.²⁷ Sechs Jahre später musste sich die Generaloberin wiederum für ihre Mitarbeiterinnen in Lustenau einsetzen und drohte diesmal explizit: „Das Mutterhaus hat ca 120 Filialen, aber nirgends werden die Schwestern so rücksichtslos behandelt wie in Lustenau, und doch haben sie nirgends größere Opfer zu bringen und mehr Arbeit zu leisten als gerade in diesem Hause“, beschrieb sie die Lage, um dann zu betonen, dass unter den herrschenden Umständen, die Filiale nicht mehr aufrecht erhalten werden könne. Besonders schwierig und konfliktreich schien der Dienst im Entbindungsheim gewesen zu sein, hier beließ die Oberin es nicht beim Drohen, der Rückzug erfolgte prompt: „[B]esonders lehnen wir es entschieden ab, noch weiter die Wöchnerinnen-Abteilung zu besorgen“.²⁸ Der Bürgermeister reagierte auf dieses Schreiben schnell, beschwichtigte und versprach brieflich Besserung – offensichtlich mit Erfolg, denn im September 1936 wurde der

²⁴ Ende der 1920er Jahre arbeiteten in Lustenau vier Gemeindehebammen; eine weitere Hebamme war frei praktizierend. Die Schwangere bestellte ihre Wahlhebamme zur Geburt ins Entbindungsheim; Adolf Bösch: *Geburtshilfe in Lustenau einst und jetzt* (1989/1990). In: *Lustenau und seine Geschichte*, Bd. 4: *Geschichten aus dem alten Lustenau*. Lustenau 1996, S. 158–167, hier S. 162.

²⁵ In der Wöchnerinnenstation kostete die erste Klasse S 9,- pro Tag, in der zweiten Klasse waren 7,-, in der dritten Klasse 5,- zu bezahlen; Bösch 1996 (wie Anm. 24), S. 161. Im Frühjahr 1927 kostete auf den Wiener Großmärkten ein Kilogramm Teebutter zwischen S 7,- und 7,50; *Wiener Zeitung*, 2.4.1927, S. 10.

²⁶ Wolfgang Scheffknecht: *Die Anfänge des Lustenauer Entbindungsheimes*. In: *Lustenauer Gemeindeblatt* 113, 39, 26.9.1997, o. S.

²⁷ Schreiben Ludwiga Brindlinger an die Gemeinde Lustenau, Zl. 298, Zams, 21.8.1931; HAL, Schachtel 163, loses Blatt.

²⁸ Schreiben Ludwiga Brindlinger an die Gemeinde Lustenau, Zl. 408, Zams, 21.8.1936, Betrifft: Vertragssache u. Beschwerde; HAL, Schachtel 163, loses Blatt.

Vertrag mit den *Barmherzigen Schwestern*, unter Hollensteins Nachfolger im Bürgermeisteramt, erneuert. Auch hinkünftig – und bis zu den 1970er Jahren sollte es so bleiben – versahen die Klosterfrauen Dienste für die Wöchnerinnenabteilung „einschließlich aller häuslichen Arbeiten, als Besorgung der Küche, Wäscherei und der Näherei“.²⁹

Über die für die Ordensschwestern wahrscheinlich nicht wenig konfliktreiche NS-Zeit finden sich im Lustenauer Archiv unter den Materialien zum Versorgungs- und Entbindungsheim keine Dokumente. Dezidierte Recherche machte hier Sinn, ebenso wie Nachforschungen zu Pflichten und Praktiken der Hebammen vor Ort zu dieser Zeit.³⁰

Im Jahr 1950 intervenierte erstmals das Land Vorarlberg vehement bezüglich der laufenden Kosten des Lustenauer Versorgungs- und Entbindungsheims. Die Abgänge schienen beträchtlich und höher als in vergleichbaren Einrichtungen, die Landesregierung ordnete eine Überprüfung der Finanzgebarung an. Der Revisor kritisierte in seinem Bericht vor allem das Entbindungsheim:

„Die Gemeinde Lustenau hat im Gebäude des Versorgungsheimes ein Entbindungsheim eingerichtet, das wirtschaftlich mit dem Betrieb des Versorgungsheimes verbunden ist. Der Besuch dieses Entbindungsheimes ist ausserordentlich schwach. In den Jahren 1948 und 1949 war die Aufnahmefähigkeit des Entbindungsheimes zu etwa einem Drittel ausgenützt.“³¹

Die Buchführung war in Ordnung, aber in Anbetracht der Auslastung wurde der Personalstand für die Wöchnerinnenstation mit ihren zwölf Betten als zu hoch erachtet und die Gemeinde zu organisatorischen Maßnahmen angehalten. Mit einem gewissen Abgang sei auch nach diesen Änderungen zu rechnen, welchen „die Gemeinde im Interesse der Erhaltung dieser Einrichtung zu tragen gewillt ist“.³² Dabei blieb es vorerst und bis Mitte der 1960er Jahre gingen „beinahe 90 % der Lustenauerinnen ins Entbindungsheim“. Dann erst gerieten die Spitäler der Umgebung zur Konkurrenz, parallel dazu begannen die Geburtenraten zu sinken, die Bevölkerung wurde mobiler und, wie die Entbindungsheim-Hebamme Edith Ritter weiter

²⁹ Schreiben Josef Hollenstein an Ludwiga Brindlinger, Zahl V-31-1936, Lustenau, 28.8.1936; Vertrag Gemeinde Lustenau (Bürgermeister Josef Peintner) und Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern in Zams; HAL, Schachtel 163, loses Blatt. Einige der meist rund zwölf Schwestern in Lustenau, versahen in den Schulen und Kindergärten Dienst. Von 1971 bis 1979 arbeitete aufgrund von Nachwuchsproblemen des Ordens nur noch eine Schwester im „Altersheim Schützengartenstraße“; mit deren Rückzug wurde die Filiale aufgegeben; Adolf Bösch: 110 Jahre Barmherzige Schwestern in Lustenau (Text für das Lustenauer Pfarrblatt, Jänner/Februar 1980); Typoskript aus dem Archiv der Barmherzigen Schwestern des Heiligen Vinzenz von Paul, Mutterhaus Zams.

³⁰ Im Versorgungs- und Entbindungsheim scheinen die Schwestern auch während der NS-Zeit tätig gewesen zu sein – das legt eine Aufzählung der für „längere Zeit“ nach Lustenau gesandten Schwestern nahe; ihre Arbeit in den Schulen und Kindergärten endete 1938 und wurde 1946 wieder aufgenommen; Schwestern, die längere Zeit in Lustenau tätig waren; maschinschriftliche Liste; Archiv der Barmherzigen Schwestern des Heiligen Vinzenz von Paul, Mutterhaus Zams.

³¹ Vorarlberger Landesrevisionsamt (J. Mathis) an das Amt der Vorarlberger Landesregierung Finanzabteilung, Bregenz, 3.3.1950, Betrifft: Versorgungsheim der Marktgemeinde Lustenau; HAL, Schachtel 163, Mappe Versorgungsheim – Bausachen – Pläne.

³² Ebd.

konstatiert, „der Einfluß der Ärzte auf die schwangeren Frauen nahm zu“, vermehrt wurden Risikoschwangerschaften diagnostiziert und Schwangere in die Krankenhäuser überwiesen.³³

Wenngleich der laufende Betrieb des Entbindungsheims nicht krisenfrei vonstattengegangen war, in der Gemeinde hatte die Einrichtung ihren festen Platz. Als auch ProponentInnen der Gemeindepolitik begannen, das *Entbindungsheim Lustenau* in Frage zu stellen, setzte ein langwieriger aber endlich effektiver Prozess der Demontage ein. Dieser Prozess gründete zum einen in der konkreten lokalen Situation und hatte da in erster Linie mit den Möglichkeiten und Grenzen der Gemeindekassa zu tun; zum anderen fand er vor einem Set an gesellschaftlichen Entwicklungen statt, die sich eben auch lokal auswirkten.

Die Demontage

In den ländlichen Regionen Österreichs waren bis Mitte der 1950er Jahre Hausgeburten die Regel; an vielen Orten bestanden kleine Geburts- und Wöchnerinnenstationen – Entbindungsheime. In Vorarlberg gab es um 1970 noch 14 solcher Einrichtungen.³⁴ Sie waren aus der Praxis entstanden, dass Hebammen in Not geratenen Frauen anboten, in ihrem Haus zu gebären und die ersten Tage des Wochenbetts zu verbringen und wurden, wenn sie nicht wie in Lustenau an ein Altenheim angeschlossen waren, oft als Einfrau- oder Familienbetriebe geführt. „In früheren Jahren wiesen Entbindungsheime zum Teil stark überaltete Strukturen auf, ihre Betreiberinnen waren den neuen Erkenntnissen der Geburtshilfe gegenüber oft wenig aufgeschlossen“.³⁵ Was die Journalistin Dorit Zimmermann mit Bezugnahme auf Deutschland sagt, traf spätestens Ende der 1970er Jahre wohl auch für das Entbindungsheim Lustenau zu. 1979 hatte die Auslastung der alten und schlecht ausgestatteten Einrichtung mit 144 Geburten einen Tiefpunkt erreicht.³⁶

³³ Edith Ritter: Ein traditionsreiches Geburtshaus – Das Entbindungsheim Lustenau. In: Österreichische Hebammenzeitung 2, 1997, S. 10f, hier S. 10. Die Literatur zur Medikalisierung, Hospitalisierung und Technisierung von Geburt im Lauf der Geschichte ist breit – hier nur z. B. aus der Perspektive kritischer Statistik: Marjorie Tew: Sichere Geburt? Eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte der Geburtshilfe. Aus dem Engl. von Clarissa Schwarz u. Katja Stahl. Frankfurt a. M. 1997 (Orig. London 1990). Vielfach wird auch aus einer persönlichen Betroffenheit heraus recherchiert und geforscht, was in z. T. wenig differenzierten Publikationen mündet; vgl. Marianne Grabrucker: Vom Abenteuer der Geburt. Die letzten Landhebammen erzählen. Frankfurt a. M. 1991 (Orig. 1989), hier das Nachwort der Herausgeberin, S. 187–243; Daniela Zech: Die aktuelle Geburtssituation in Vorarlberg. Ein Beitrag zur prä- und perinatalen Psychologie. Innsbruck, Dipl.Arbeit 2009; Carmen Hubmann: Die Vorarlberger Geburtshilfe – Status Quo und die daraus resultierende Zufriedenheit der betroffenen Frauen. Eine Erhebung der derzeitigen geburtshilflichen Situation in Vorarlberg im Auftrag des Österreichischen Hebammen-Gremiums der Landesgeschäftsstelle Vorarlberg in Kooperation mit der Beratungseinrichtung schwanger.li. Dornbirn (FH Diplomarb.) 2010; überaus polemisch auch: Rockenschaub 2005 (wie Anm. 9).

³⁴ Das erste Vorarlberger Haus wurde 1971 geschlossen, das letzte in Lustenau 2000/2001; Zech 2009 (wie Anm. 33), S. 14f. Derzeit gibt es in Österreich zwei Entbindungsheime (Kuchl, Salzburg und Feldkirchen, Kärnten).

³⁵ Dorit Zimmermann: Geburtshäuser. Ganzheitliche Geburt als Alternative. München 1998, S. 40f.

³⁶ Margarethe Salzinger: Geschichtlicher Rückblick. In: Broschüre Freundeskreis Entbindungsheim Lustenau (Entwurf). Lustenau 1995, S. 3–18, hier S. 5.

1980 – ein Finanzreferent und 700 Unterschriften

Der Finanzreferent der Gemeinde stellte aufgrund der schlechten Auslastung und der geringen Kostenübernahme durch das Land im Frühjahr 1980 den Antrag auf Schließung des Entbindungsheims. Binnen weniger Tage taten sich Frauen – vor allem junge Mütter aus der Gemeinde – zusammen, sammelten 700 Unterschriften für seinen Erhalt und überbrachten diese unangemeldet in einer Gemeindevertretersitzung.³⁷ Die turbulente Sitzung wurde ohne Abstimmung vertagt, in allen Parteien hatten sich Fürsprecher gefunden. Die Frauen blieben aktiv – formiert zu einer *Initiative zur Erhaltung und Förderung des Lustenauer Entbindungsheimes* suchten sie ihr Thema in den Medien zu platzieren, forderten die lokale Ärzteschaft auf, nicht gegen das Entbindungsheim zu arbeiten und stellten beim Land, bei den Nachbargemeinden und Krankenkassen Anträge um finanzielle Unterstützung. In der Gemeinde wurde letztlich beschlossen, die Entbindungs- und Wöchnerinnenstation bis zur Neueröffnung des in Umbau befindlichen nahegelegenen Dornbirner Spitals offen zu halten.³⁸

Das Krankenhaus war 1984 fertig; im selben Jahr ging zudem die Entbindungsheim-Hebamme in Pension. Dass diese Umstände nicht genutzt werden konnten, um zu schließen, schrieben die Aktivistinnen ihrer Initiative zu: „Der geheime Wunsch der Gemeinde, mit ihrem Abgang das Entbindungsheim in aller Stille sterben zu lassen, war durch die initiativen Frauen unmöglich geworden.“³⁹ Zwei junge Hebammen wurden eingestellt, die ungeachtet der schlechten Ausstattung mit großem Engagement und „modernen“ Ideen arbeiteten. Sie wandten sich insbesondere gegen die spitalsmäßigen Routineeingriffe bei Geburten (Rasur der Schamhaare, durchgehende Überwachung mittels Wehenschreiber, Dammschnitt bei Erstgebärenden etc.) – und gerieten prompt mit der örtlichen Ärzteschaft in Konflikt.⁴⁰

Mitte der 1980er Jahre – eine weitere Krise und ein Volksentscheid

Als die unter FPÖ-Führung in Lustenau neu konstituierte Gemeindevertretung den Rechnungsabschluss des Jahres 1984 debattierte, flammte die Diskussion um das Entbindungsheim erneut auf. Es hatte einen Abgang von 2,1 Millionen Schillingen zu verzeichnen und war schlecht ausgelastet – nur 44 Prozent der Lustenauer werdenden Mütter nahmen die Einrichtung in Anspruch. Das Land drängte auf Schließung, in der Gemeinde war man sich abermals quer durch die Fraktionen uneinig. Die ÖVP-Opposition warf der Rathausmehrheit vor, „die Dinge treiben zu lassen, was zu einer stillen Selbstaflösung führen werde“; aber auch unter den freiheitlichen Abgeordneten gab es Fürsprecher.⁴¹ In Leserbriefen kritisierten BefürworterInnen, dass die politisch Verantwortlichen sich allein auf „rechnerische Größen“ fixierten. Nachdem jetzt aber alle Parteien Menschlichkeit und Bürgernähe in den Mittelpunkt ihrer Argumentation stellten, resümierte etwa ein Jungeltern-Paar, „müßte das in der Konsequenz den sicheren Weiterbestand dieser Einrichtung bedeuten“.⁴²

³⁷ Ritter 1997 (wie Anm. 33), S. 10.

³⁸ Ebd.

³⁹ Salzinger 1995 (wie Anm. 36), S. 9.

⁴⁰ Ebd., S. 10.

⁴¹ FHO: Lustenau: Einwände gegen Trasse D 13! ÖVP fordert Erhaltung Entbindungsheim. In: Vorarlberger Nachrichten (im Folgenden: VN), 25.5.1985.

⁴² Ulrike Bösch, Walter Bösch: Entbindungsheim Lustenau. Leserbrief. In: Neue Vorarlberger Tageszeitung, 24.4.1985.

Nach wie vor betreuten die beiden Lustenauer Gemeindeärzte das Entbindungsheim mit, ungerne wie Margarethe Salzinger, ehemals Aktivistin in der *Initiative zur Erhaltung und Förderung des Lustenauer Entbindungsheimes*, sich erinnert.⁴³ Nicht zuletzt um sich lange Bereitschaftsdienste zu ersparen, hätten die beiden Praktiker ihre schwangeren Patientinnen in eines der umliegenden Krankenhäuser überwiesen. Während 1984 noch 79 Lustenauerinnen ihr Kind im Entbindungsheim auf die Welt gebracht hatten und 19 „Gastarbeiterkinder“ dort geboren wurden – in der Statistik wird diesbezüglich konsequent unterschieden –, wählten zwei Jahre später nur noch 64 beziehungsweise sieben Frauen das Entbindungsheim. Im Vergleich dazu wurden 1984 59 „einheimische“ und 43 „Gastarbeiterkinder“ in auswärtigen Krankenanstalten geboren, 1986 traf dies für 110 und 45 Kinder zu. Insgesamt fanden 1984 im Entbindungsheim 181 Geburten statt, 1985 waren es 151 und 1986 sank die Zahl weiter auf 142.⁴⁴ Der schon im Dezember 1985 vom Finanzreferenten und Bürgermeister, Dieter Alge, abermals gestellte Antrag auf Schließung des Entbindungsheims fand in der Gemeindevertretung keine Mehrheit. Zur Sitzung waren zahlreiche ZuhörerInnen erschienen – was, wie ein Pressefoto verdeutlicht, die Gemeindevertreter einigermaßen in Spannung versetzte.

Man einigte sich auf das Abhalten einer Volksabstimmung.⁴⁵ VerfechterInnen wie GegnerInnen des Entbindungsheims wollten auf Argumente setzen und auf einen Wahlkampf verzichten. Eine gemeinsame Broschüre sollte die Bevölkerung informieren beziehungsweise vom jeweiligen Standpunkt überzeugen. Die Formulierung der zur Abstimmung gelangenden Frage, die Hoheit darüber hatte sich der Bürgermeister ausbedungen, sorgte drei Wochen vor dem Volksentscheid am 9. März 1986 für Empörung bei den BefürworterInnen und initiierte eine „Leserbriefeschlacht“: „Soll die Lustenauer Entbindungsanstalt zum 30. 6. 1986 aufgelassen werden?“

Der Bürgermeister wehrte sich gegen den Vorwurf, die StimmbürgerInnen mit der Art der Fragestellung verwirren zu wollen und berief sich auf das Gemeindegesetz, das der Gemeindevertretung unter anderem „die Errichtung oder Auflassung von Gemeindeanstalten“ zuordne. Eine Weiterführung des Status quo bedürfte keines Votums, so der Bürgermeister weiter in einem Tageszeitungsleserbrief, im Informationstext zur Abstimmung würde die Fragestellung außerdem eindeutig erläutert werden.⁴⁶ Die AktivistInnen hatten Mühe, die LustenauerInnen rechtzeitig und eindringlich über das Verwirrungspotential der Fragestellung aufzuklären; parallel dazu wandten sie sich sogar an die *Weltgesundheitsorganisation* um Fürsprache für das Entbindungsheim – mit Erfolg, brieflich wurden die Vorzüge des Gebärens in kleinen Einheiten bestätigt.⁴⁷ Nicht nur war ein Befürworten der Einrichtung bei der Volksabstimmung mit einem „Nein“ zu koppeln, die Frage war noch darüber hinaus dazu angelegt zu verwirren, erklärt Margarethe Salzinger: „Soll das Heim aufgelassen werden? Und auflas-

⁴³ Interview mit Margarethe Salzinger, 3.4.2012, min 32. Margarethe Salzinger hat mir über das Interview hinaus Materialien aus der Zeit ihres Engagements für das Entbindungsheim Lustenau zur Verfügung gestellt; ich danke ihr herzlich.

⁴⁴ Das Personal setzte sich zu diesem Zeitpunkt aus zwei Hebammen, zwei Pflegerinnen und zwei Hilfskräften zusammen; das Verwaltungs- und Wirtschaftspersonal des Altenheims Schützengarten wurde zu einem Viertel dem Entbindungsheim zugerechnet; HAL, Mappe Jahresberichte und Statistik Entbindungsheim, Jahresbericht 1985.

⁴⁵ Hubert Ortner: Volksabstimmung in Lustenau wird „Kampf der Argumente“. In: VN, 25.2.1986.

⁴⁶ Dieter Alge: Volksabstimmung Entbindungsanstalt. In: VN, 15.2.1986.

⁴⁷ Interview Salzinger, 3.4.2012, min 4; vgl. auch RoF: Schützenhilfe für Lustenau. In: Neue Vorarlberger Tageszeitung, 4.3.1986.

sen heißt bei uns in der Mundart offen lassen.“ Sie denkt heute, dass den politisch Verantwortlichen diese Taktik „schlussendlich auf den Kopf gefallen“ sei. „Ich glaube, das hat einige Leute so wütend gemacht, dass sie gesagt haben: ‚Nein‘.“⁴⁸

Wenige Tage vor der Volksabstimmung war an jeden Haushalt jene Broschüre ergangen,⁴⁹ die wie gesetzlich vorgeschrieben über den Ablauf der Abstimmung informierte und die gesammelten Argumente der BefürworterInnen und GegnerInnen der Schließung des Entbindungsheims enthielt. Ähnlich den Konfliktparteien bei der Einrichtung der Institution in den 1920er Jahren wies die Argumentation pro und kontra ihrer Weiterführung sechzig Jahre später Parallelen auf – plausible wie auch überraschende. Beide Gruppen arbeiteten mit den Kosten des Entbindungsheims, mit dem Thema Spitalsgeburt versus „natürlichem Geburtserlebnis“ beziehungsweise mit dem Motiv Risiko/Sicherheit und beide Parteien bemühen „den echten Lustenauer“.

Für die Schließung des Entbindungsheims wurde mit einer Kostenexplosion bei geringer Auslastung argumentiert,⁵⁰ das Land habe seine Beiträge den Verpflegstagen entsprechend gekürzt, zudem drohe die Gebietskrankenkasse mit dem Streichen des Hebammenentgelts. Die anstehende Modernisierung der Einrichtung würde – ohne dann zusätzlich notwendiges Fachpersonal – 1,4 Millionen Schilling kosten. Die Spitäler im Umkreis hätten zeitgemäß geführte, bestausgestattete und sichere Geburtenstationen; in Lustenau resultiere „das natürliche Geburtserlebnis in familiärer Atmosphäre“ allein aus der geringen Auslastung. Den heiklen Punkt des dräuenden Aussterbens „der echten Lustenauer“ betreffend, versuchten die Gegner des Entbindungsheims sich aus der Verantwortung zu ziehen und zugleich mit einer gewissen Weltoffenheit zu punkten:

„Weil sich nach den Ergebnissen von 1985 nur noch ein Drittel der in Lustenau wohnhaften Neugeborenen als ‚echte‘ Lustenauer bezeichnen können. Die restlichen zwei Drittel sind sicher keine ‚anderen‘ Lustenauer, denn der Geburtsort spielt im Alltagsleben keine Rolle.“

Die BefürworterInnen des Entbindungsheims äußerten sich diesbezüglich klarer und einigermaßen chauvinistisch: „Sollen die Lustenauer künftig in Dornbirn, Bregenz oder Hohenems zur Welt kommen?“ [...] „Soll es in Zukunft keine ‚echten‘ Lustenauer mehr geben?“⁵¹ Die Kosten der Modernisierung von Entbindungs- und Wöchnerinnenstation setzten sie deutlich niedriger an und betonten, dass das Haus in jedem Fall saniert werden müsse. Überdies entstünden der Gemeinde nach einer Schließung Mehrkosten durch die auswärtige Versorgung von Lustenauerinnen und ihren Neugeborenen. Eine Modernisierung und bessere Kooperation mit den Ärzten der Gemeinde würde wieder zu einer guten Auslastung führen. Die Sicherheit und Risikolosigkeit von Geburten in kleinen Einrichtungen sei erwiesen, war-

⁴⁸ Interview Salzinger, 3.4.2012, min 6f.

⁴⁹ Dieter Alge: Information zur Volksabstimmung am Sonntag, 9. März 1986; HAL, Ordner Volksabstimmung 9.3.1986 Entbindungsheim.

⁵⁰ Die Wöchnerinnen wurden wieder getrennt nach „Einheimischen“ und in Lustenau ansässigen „Gastarbeiterinnen“ ausgewiesen, obwohl dies die Daten nicht wesentlich beeinflusste. Betont wurde die Belastung der Gemeinde durch auswärtige Wöchnerinnen.

⁵¹ Ähnlich auch in LeserInnenbriefen – in einer Gemeinde, in der Selbständigkeit und Eigeninitiative in der Bevölkerung einen so hohen Stellenwert hätten, dürfe das Entbindungsheim – renoviert und modern geführt – nicht fehlen. „Es wäre schwer sich vorzustellen, daß die große 1100-Jahr-Feier, der wir mit Freude entgegenblicken, das Ende der ‚echten‘ Lustenauer sein soll.“ M[argarethe] Salzinger: 1100 Jahre Lustenau. Leserbrief. In: VN, 7.2.1986.

ben die BefürworterInnen weiter, bei Schwierigkeiten komme die medizinische Ausstattung vor Ort zum Einsatz, nur für Operationen sei ein Überstellen in eines der nahen Krankenhäuser nötig. Dass Frauen aus anderen Gemeinden, ja sogar aus Deutschland und aus der Schweiz in Lustenau ihre Kinder zur Welt bringen möchten, sah man bei der *Initiative zur Erhaltung und Förderung des Lustenauer Entbindungsheimes* positiv und propagierte, das doch als Aushängeschild zu nutzen;⁵² eine Idee, die aber nicht in die Broschüre eingeflossen war.

Die Argumentationsstrategien beider Parteien waren in sich keineswegs kohärent. Während etwa die BefürworterInnen einerseits die Ökologie ins Treffen führten und betonten, dass das Entbindungsheim für BesucherInnen zu Fuß oder per Fahrrad zu erreichen sei und andererseits hervorhoben, dass das Lustenauer Haus eine Alternative für werdende Eltern aus dem gesamten Rheintal darstelle, verhedderten sich die ansonsten ziemlich heimattreuen KontrahentInnen im schwierigen Diskurs über den Wert des „echten Lustenauertums“. Die Pro- und Kontra-Argumente sind in ihrer Ambivalenz und Uneindeutigkeit, in ihrer Widersprüchlichkeit auch, Ausdruck der konkreten Situation in der Gemeinde, Ergebnis der spezifischen Historie und der Diskurse dort, viel allgemeiner auch Ausdruck der gesellschaftlichen Tendenzen rund um Geburt. Auf einer Metaebene sind sie Hinweis darauf, dass Geburt an sich ein komplexes, historisch wandelbares, soziokulturelles Phänomen ist und als solches ein (bio-)politisches Feld.⁵³ Zudem ist dieses Feld hoch emotionalisiert – eben nicht nur auf individueller, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene.

Gebären/Entbinden aktuell

Mit der Wirtschaftswunderzeit setzte sich die Klinikentbindung auch in den ländlichen Regionen Österreichs durch. Die zusehends technologisch orientierte Geburtshilfe in den Kreißsälen wurde von allen „Beteiligten als ‚normal‘ internalisiert“.⁵⁴ Der streitbare Gynäkologe und langjährige Leiter der Wiener *Semmelweis-Geburtsklinik*, Alfred Rockenschaub, datiert eine Neuordnung der Geburtsmedizin auf den „Deutschen Gynäkologenkongress“ 1966: Fortan habe nicht mehr die Gesundheit der Mutter, sondern das fetale Risiko als Maßstab geburtshilflicher Leistung gegolten – und das „lukrative geburtsmedizinische Geschäft“ sei in Gang gekommen, die „Diagnose Risikogeburt“ immer häufiger gestellt worden.⁵⁵ Die moderne medizinische Geburtshilfe kümmere sich um die gebärenden Frauen folglich „eher nur am Rande“; die Arbeit der Hebammen achte die arrivierte Gynäkologie gering.

Mitte der 1970er Jahre begann zumindest in Teilen der Gesellschaft die Akzeptanz für die geburtshilflichen Routinemaßnahmen der Spitäler zu bröckeln und feministische Intellektuelle fingen an, die Transformation von Geburt in einen hochtechnisierten Prozess kritisch zu hinterfragen.⁵⁶ Die anhaltende Unzufriedenheit in Theorie und Praxis speiste Initiativen, die Ge-

⁵² Interview Salzinger, 3.4.2012, min 34.

⁵³ Paula-Irene Villa, Stephan Moebius, Barbara Thiessen: *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven – Einführung*. In: dies. (Hg.): *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt a. M./New York 2011, S. 7–21, hier S. 15.

⁵⁴ Beate Schücking: *Schwangerschaft Geburt und Wochenbett aus gesundheitswissenschaftlicher Perspektive*. In: Rüb, Schindler 2002 (wie Anm. 7), S. 147–157, hier S. 150.

⁵⁵ Rockenschaub 2005 (wie Anm. 9), S. 51. Mit kulturwissenschaftlichem Blick auf die gängigen Diskurse spricht Elsbeth Kneuper von „Pädozentrismus“; *Mutterwerden in Deutschland. Eine ethnologische Studie*. Münster 2004, S. 262.

⁵⁶ Schücking 2002 (wie Anm. 54), S. 150.

burt als Monopol der Frauen zurückzuerobern. So etwa ging aus einem Berliner Arbeitskreis zum Thema selbstbestimmte Geburt in den frühen achtziger Jahren ein Verein hervor, der 1987 das erste Geburtshaus in der BRD eröffnete. Ungeachtet der Warnungen von schulmedizinischer Seite,⁵⁷ wurden seither und nach diesem Vorbild in Deutschland Geburtshäuser gegründet. 1993 organisierten sich die meisten der mittlerweile rund 70 Häuser in einem Dachverband, über den versucht wird, das Angebot als Regelversorgung im Gesundheitssystem zu etablieren und Öffentlichkeitsarbeit und Qualitätssicherung zu betreiben.⁵⁸

Wenngleich das *Entbindungsheim Lustenau* eine andere Geschichte und Tradition aufwies, entsprach es in einigen zentralen Elementen den alternativen Geburtshäusern. Als die Lustenauerin Margarethe Salzinger 1983 ihr erstes Kind erwartete, registrierte sie die Schwierigkeiten, die es rund um das Entbindungsheim in ihrer Gemeinde gab und engagierte sich in der schon erwähnten Initiative zu dessen Erhaltung. Während man einerseits die Schließung des Hauses betrieb, erzählt sie, wurde das Entbindungsheim andererseits neu wahrgenommen. Mit seiner prinzipiellen Haltung und konkreten Herangehensweise sorgte das Personal für eine Alternative zur Spitalsgeburt und ließ die unzeitgemäßen Räumlichkeiten mitsamt ihrer defizitären Ausstattung in den Hintergrund rücken. Margarethe Salzinger sieht diese neue Perspektive im zeitspezifischen Kontext:

„War aber gerade die Zeit, wo so ein Umbruch war, also sanfte Geburt, Babymassage nach Leboyer und so. In alternativen Kreisen war das ganz stark da. Jetzt ist es ja wieder weg, interessanterweise. Das ist für mich unverständlich. Aber damals war das ganz stark und da hat man das Entbindungsheim von einer neuen Seite entdeckt.“⁵⁹

Was zeitgenössisch aus dieser Richtung als Voraussetzungen für eine gelungene Geburt und ein gutes Eingewöhnen für Mutter und Neugeborenes propagiert wurde – vor allem Zeit und Aufmerksamkeit für die Frauen und ein aus intensivem Kontakt resultierendes Vertrauensverhältnis zu den involvierten Personen, die Anwesenheit der Väter während der Geburt, die Unterbringung von Mutter und Kind in einem Zimmer, Stillberatung – war im Entbindungsheim „alles gegeben“.⁶⁰ Einiges davon wird in der Literatur und gleichermaßen in den Interviews nicht nur dem Trend nach alternativen Geburtsbedingungen zugeordnet, sondern zugleich als in Lustenau „gute alte Tradition“ dargestellt.⁶¹

Die Skepsis gegenüber der Standardklinikgeburt und rückläufige Geburtenzahlen brachten

⁵⁷ Zimmermann 1998 (wie Anm. 35), S. 20.

⁵⁸ Gesa Heinbach: Wissen im Raum. Ein Geburtsvorbereitungskurs im Geburtshaus Marburg. In: dies., Gisela Welz, Nadja Losse, Annina Lottermann, Sabrina Mutz (Hg.): *Gesunde Ansichten. Wissensaneignung medizinischer Laien*. Frankfurt a. M. 2005 (= *Kulturanthropologie Notizen*, 74), S. 57–75, hier S. 61. Zimmermann 1998 (wie Anm. 35), S. 19. In den USA, wo so Dorit Zimmermann, der Begriff *midwife*/Hebamme gar nicht mehr zum aktiven Wortschatz gehörte, weil Spitalsentbindungen ausschließlich von ÄrztInnen und Pflegepersonal abgewickelt wurden, eröffnete 1975 New York das erste in dieser Tradition stehende Geburtshaus; ebd. S. 18f. Die erste solche Einrichtung Österreichs, das Geburtshaus Nussdorf, schloss 2002, nachdem es den BetreiberInnen in 17 Jahren nicht gelungen war, mit den Krankenkassen einen Vertrag zu erhalten; www.nussdorfhebammen.at/ueberuns/aboutus.html [20.4.2012]; aktuell gibt es österreichweit sieben Geburtshäuser; www.geburtsallianz.at [20.4.2012].

⁵⁹ Interview Salzinger, 3.4.2012, min 2.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Kondensiert in einer – in mehreren Interviews erzählten – Geschichte um eine legendäre Entbindungsheim-Hebamme, die einen werdenden Vater nötigte, seiner Frau Beistand zu leisten, „beim Machen“ sei er ja schließlich auch dabei gewesen.

die Entbindungsstationen der Krankenhäuser unter Druck; das Management reagierte mit Umbauten (Geburtszimmer statt Kreißsaal, Technik hinter Wandschirmen ...) und neuen Konzepten (Anwesenheit der Väter oder anderer Vertrauenspersonen, Homöopathie, Massagen ...). Dennoch, beobachten KritikerInnen, wurde der gewohnte Arbeitsstil vielfach beibehalten; Wünsche werdender Eltern seien tendenziell nicht mit den Abläufen einer Klinik vereinbar.⁶² Die technologisch ausgerichtete Geburtshilfe wurde „als ‚normal‘ internalisiert“.⁶³ Ungeachtet der Kritik scheint die Pathologisierung von Schwangerschaft und Geburt, die sich mit den 1990er Jahren in den westlichen Industrieländern durchsetzte, momentan unumkehrbar. In Ländern mit überdurchschnittlich gutem Gesundheitsstatus wird die Mehrzahl der Frauen seither zu Risiko-Schwangeren erklärt und dementsprechend untersucht und überwacht. Als Edith Ritter-Ladstätter Mitte der 1980er Jahre zur Hebamme ausgebildet wurde, war „natürliche Geburt in – von dem redet fast kein Mensch mehr“, meint sie, heute gehe es in der Geburtshilfe um Kontrolle. Seit einem Jahrzehnt selbständig in der Schwangerenvorsorge und Wöchnerinnen-Betreuung arbeitend, beschreibt sie Frauen aktuell als „viel verunsicherter“, denn:

„Sobald eine Frau schwanger ist, wird es gefährlich. [...] Früher hat man ja eher müssen schauen, wie geht es der Frau und hat sie schon auch untersucht, aber eher geschaut, ob alles OK ist. Heute sucht man ja nach Sachen, die nicht OK sein könnten. Das hat sich total verändert, denke ich. [...] Darum ist die Hebammenarbeit heute so wichtig, weil wir das noch vermitteln können: ‚Das ist Dein Körper, Du kannst das. Das machst doch Du, eine Geburt, da tut man nichts von außen, das ist Dein Körper, der was macht.‘ [...] Dieses Vermitteln von dem, das tun eigentlich nur noch die Hebammen. Das ist etwas ganz Wichtiges, weil im Idealfall wird eine Frau durch die Geburt gestärkt für das Kind, für das Leben danach.“⁶⁴

Die Historikerin Barbara Duden schreibt, dass mit der Entbindung (denn Menschen würden heute nicht mehr geboren), die „extrauterine Epoche eines zusätzlichen Patienten [beginnt], dessen Problematik, Bedürfnis-Intensität und Kosten-Veranschlagung schon lange im Mutterpaß nachgewiesen werden können“. Schon vorgeburtlich sei ein weiteres Verwaltungsobjekt entstanden, mit der Geburt werde ein „zusätzliches Immunsystem in das soziale Makrosystem“ integriert.⁶⁵ Statistisch sei weder die Effektivität der intensivierten ärztlichen Schwangerenvorsorge noch jene der apparatemedizinischen Klinikgeburt nachweisbar;⁶⁶ kritisiert wird hier außerdem der Kostenanstieg.⁶⁷ Nähmen Schwangerschaften nicht den erwünschten Ausgang, würde mit Verweis auf die erfolgte medizinische Kontrolle immer öfter bei Gericht geklagt.⁶⁸ Nachdem Geburt und Wochenbett hospitalisiert wurden, versuchen die

⁶² Zimmermann 1998 (wie Anm. 35), S. 16f.

⁶³ Schücking 2002 (wie Anm. 54), S. 150; vgl. S. 148.

⁶⁴ Interview mit Edith Ritter-Ladstätter, 21.2.2012, min 90, min 93f.

⁶⁵ Barbara Duden: Die Ungeborenen. Vom Untergang der Geburt im späten 20. Jahrhundert. In: Schlumbohm [u. a.] 1998 (wie Anm. 7), S.155, 158.

⁶⁶ Z. B. anhand von Daten aus Großbritannien: Tew 1997 (wie Anm. 33).

⁶⁷ Petra Fritsche: Konzept des Österreichischen Hebammengremiums der Landesgeschäftsstelle Vorarlberg. Weiterentwicklung der Geburtshilfe in Vorarlberg. O. O. 2006, zit. lt. Hubmann 2010 (wie Anm. 33), S. 21.

⁶⁸ Rockenschaub 2005 (wie Anm. 9), S. 54. Was wiederum – gerade in den verbliebenen alternativen Bereichen – zu hohen Versicherungsleistungen führt. Deutsche Hebammen etwa müssen seit 2010 existenzbedrohende Prämien bezahlen; Martin Spievak: Notfall Hebamme. In: Die Zeit, 19, 6.5.2010. In Österreich sind Hebammen durch ihre Mitgliedschaft in ihrer Standesvertretung, dem Österreichischen Hebammengremium, haftpflichtversichert.

österreichischen Hebammen beziehungsweise ihre Standesvertretung, in der Vorsorge stärker Fuß zu fassen. In einer Petition an die Vertretungen der Familien- und Gesundheitsressorts, Gemeinden, Länder und Krankenkassen 2011 forderten sie unter anderem eine kostenlose Hebammenbegleitung in der Schwangerschaft, einen Anspruch auf die Betreuung durch eine Hebamme nach der Geburt unabhängig von der Dauer des Aufenthalts im Krankenhaus oder die Integration von Hebammenleistungen in den „Mutter Kind Pass“. ⁶⁹ Eine Zuständigkeit für die Geburtshilfe wird gar nicht mehr beansprucht und wenngleich der „Mutter Kind Pass“ durchaus auch als Herrschafts- oder zumindest Verwaltungsinstrument zu sehen ist – nicht zuletzt durch die Koppelung von ärztlichen Kontrollen und finanzieller Unterstützungsleistungen des Staates – wollen Hebammen dort sichtbar sein. ⁷⁰ Parallel dazu setzen sie Hoffnungen in die reformierte – akademisierte – Ausbildung; diese soll für mehr Anerkennung sorgen, erlauben, wissenschaftliche Studien zu produzieren und der Medizin Paroli zu bieten. ⁷¹

Die kritische Betrachtung der medikalisierten Geburt, bemerken Jürgen Schlumbohm, Barbara Duden, Jacques Gélis und Patrice Veit schon 1998, wäre als spiegelbildliche Verkehrung zunächst oft „ihrem Gegenstück in vielem verhaftet“ geblieben. Anstelle der Fortschrittsgeschichte der Medikalisierung und Professionalisierung werde hier eine ungebrochene Geschichte der Entmachtung der Frauen durch Experten erzählt – in ähnlich dichotomen Gegensätzen: „Frauen versus Männer, Tradition versus Wissenschaft, Natur versus Technik.“ Bei sorgfältiger Betrachtung lösten sich diese Gegensätze auf „in vielfältig gelagerte und unterschiedlich ausgehandelte oder ausgefochtene Felder von Konflikt, aber auch Kooperation“. ⁷² Ähnlich betonen Paula-Irene Villa, Stephan Moebius und Barbara Thiessen in der Einleitung zum jüngst erschienen Band „Soziologie der Geburt“, dass das Bestreben, körperleibliche Spuren der Schwangerschaft und Geburt zu vermeiden, ein Steuerungselement der „spätmodernen Kultur der Angst“ sei. Darüber dürfe nicht vergessen oder diffamiert werden, dass „die Nachfrage nach Sicherheit, Überschaubarkeit und Kontrolle der Geburt ein authentisches Bedürfnis mündiger Frauen (und Männer)“ sei. Das Negativszenario einer biopolitischen Gouvenementalität in ökonomisierten Gesellschaften stehe dem „dezidiert emanzipatorischen, ja befreienden Impetus“ der Verwandlung von Gebärenden „in Klientinnen eines (medizinischen) Dienstleistungsgeflechts“ gegenüber. Der „gesamtgesellschaftliche Reflexivierungsschub“ sei „im Effekt durchaus ambivalent“. ⁷³

Praktisch fehlt es jedoch oft an Wahlmöglichkeiten und vielleicht auch – nicht untypisch für das Informationszeitalter/die Wissensgesellschaft – an Information und Wissen über die verschiedenen Möglichkeiten beziehungsweise deren Vor- und Nachteile. ⁷⁴

⁶⁹ Österreichisches Hebammengremium www.hebammen.at [4.2.2012].

⁷⁰ Wobei Hebammen traditionell verwaltungstechnische Aufgaben wahrnehmen, u. a. haben sie gesetzlich vorgeschriebene personenstandsrechtliche Pflichten; Hebammengesetz, § 8, BGBl. Nr. 310/1994. Das Beziehen einer Hebamme ist ebenfalls gesetzlich festgeschrieben; ebd., § 3 (1).

⁷¹ Interview Ritter-Ladstätter, 21.2.2012, min 63. Die freie Hebamme ist auf Landesebene Funktionärin der Standesvertretung.

⁷² Jürgen Schlumbohm, Barbara Duden, Jacques Gélis, Patrice Veit: Einleitung. Aktuelle Debatten um die Geburt – Bilder von der Geschichte der Geburt. In: dies. 1998 (wie Anm. 7), S. 11–28, hier S. 11f.

⁷³ Villa u. a. 2011 (wie Anm. 53), S. 13f.

⁷⁴ Konrad Paul Liessmann: Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft. Wien 2006, S. 27ff, S. 48.

Zurück nach Lustenau: Nach der Volksabstimmung

Das Entbindungsheim ist vielen LustenauerInnen bis zum heutigen Tag präsent; es ist nicht unüblich, sich als „orig. Lustenauer Entbindungsheimkind“, „geborener Lustenauer“, „als Ur-Luschnouar im Entbindungsheim Geborener“ vorzustellen.⁷⁵ Das zweite Kind meiner Interviewpartnerin Mirjam Moser wurde im Krankenhaus der Bezirkshauptstadt geboren. Kürzlich beklagte der Sohn sich bei seiner Mutter, dass er kein Lustenauer, sondern nur ein Dornbirner sei.

„Ich weiß nicht, was das ausmacht, vielleicht ist es wirklich das ‚geboren in Lustenau‘, ist vielleicht ganz wichtig. Ich finde es jetzt nicht wahnsinnig wichtig. [...] Anscheinend ist es auch bei den jungen Leuten, der [Sohn] wird jetzt 14, Thema: ‚Was? Du bist nicht in Lustenau auf die Welt gekommen? Komisch.‘“⁷⁶

In Zusammenhang mit den Argumentationen rund um die Erhaltung/Schließung des Entbindungsheims weniger verwunderlich ist der Tenor der Berichterstattung sowie der Kommentare der Funktionäre und PolitikerInnen nach der Volksabstimmung – hier habe der berüchtigte Lokalpatriotismus der LustenauerInnen durchgeschlagen, dagegen und gegen das „Traditionsdenken“ hätten wirtschaftliche Argumente keine Chance gehabt.⁷⁷ Der Volksentscheid war mit 58,7 Prozent nämlich recht eindeutig gegen die Schließung des Entbindungsheims ausgefallen.⁷⁸ Ein Konzept zur Steigerung von Attraktivität und Auslastung des Hauses wurde ausgearbeitet. Die Gemeinde tat sich offensichtlich schwer mit dessen Umsetzung, es dauerte einige Zeit, bis für fachärztliche Leitung gesorgt war und erste Maßnahmen gesetzt wurden, die Infrastruktur zu modernisieren.⁷⁹

Auch Problemfelder, wie sie seit Mitte der 1980er Jahre bestanden, wirkten fort – so konkurrierte die lokale Ärzteschaft bereits mit dem Gynäkologen im Entbindungsheim als ein solcher noch gar nicht designiert war.⁸⁰ Dennoch wurde ein ärztlicher Leiter engagiert, der sogleich und in Kooperation mit den beiden Hebammen neue Standards ausarbeitete; 1986 erfolgte der Umbau nach dem Vorbild *Geburtshaus Nussdorf* in Wien.

„Die sind nach Nussdorf gegangen, in das Geburtshaus, in das berühmte und haben geschaut, wie die das haben, wie es dort aussieht. Und so hat man dann Lustenau nachgebaut: Also mit einem Entbindungsraum einem großen, sehr hellen, freundlichen. Da war nur ein riesiges, flaches Doppelbett drinnen, überhaupt kein Spitalsbett mehr, eine Badewanne, eine sehr große, Raum für die Frauen, sich zu bewegen. Und das in einer Zeit, da hat es in den Krankenhäusern ausgesehen, wie in einem OP.“⁸¹

⁷⁵ Wie es beispielsweise Mitglieder des Tischtennisvereins UTTV Lustenau tun; www.uttvlustenau.at, Steckbriefe [7.2.2012].

⁷⁶ Interview mit Mirjam Moser, 7.3.2012, min 32.

⁷⁷ So titelten die „Vorarlberger Nachrichten“ „Heim bleibt. Traditionsdenken schlug wirtschaftliche Argumente aus dem Feld“ oder „Problem der Lustenauer!“; VN, 10.3.1986 u. 11.3.1986.

⁷⁸ An der Volksabstimmung hatten sich von 17.896 Wahlberechtigten 10.841 Lustenauer BürgerInnen beteiligten (5.081 Männer, 5.760 Frauen); Rechenzentrum Vorarlberg, Rechnung über Auszählung der Stimmen, Dornbirn, 28.1.1986; HAL, Ordner Volksabstimmung 9.3.1986 Entbindungsheim.

⁷⁹ Maria Hämmerle: Entbindungsheim. In: Vorarlberger Neue Tageszeitung, 25.4.1986.

⁸⁰ Das kommt etwa in einem Leserbrief der FP-Politikerin (Sozialreferentin) und Arztgattin Sieglinde Maksymowicz zum Ausdruck: Entbindungsheim Lustenau. In: VN, 28.4.1986.

⁸¹ Interview Ritter-Ladstätter, min 18.

Edith Ritter-Ladstätter, die einige Jahre nach dem Umbau im Entbindungsheim zu arbeiten begonnen hatte, erinnert sich an eine „euphorische“ Stimmung dort, mit einem kompetenten Arzt, der den Hebammen Freiheit ließ:

„Er hat oft ein klein wenig gelächelt über das, was wir gemacht haben. Aber er hat gesagt: ‚Ich vertraue euch. Ich sehe die Ergebnisse, ihr könnt das. Und wenn ihr nicht mehr weiter wisst, dann komme ich mit der Medizin.‘ [...] Wir waren tonangebend in der Zeit, was alternative Geburtshilfe angeht. Wir haben die ersten Unterwasser-geburten in Vorarlberg eingeführt. Das war einfach normal im Entbindungsheim.“⁸²

Die Aktivistin und Mutter Margarethe Salzinger wusste die neue Ausstattung des Entbindungsheims zu schätzen, meint aber, vornehmlich die neue fachärztliche Leitung habe das umgebaute Haus aufgewertet, zugleich, wie von den KritikerInnen der Einrichtung angekündigt, hohe Kosten verursacht. Indem Salzinger betont, dass der neue Arzt einen hohen Standard einforderte, macht sie die Ambivalenz des Themas Geburt und Sicherheit/Risiko deutlich. Ist sie einerseits sicher, dass Geburt mit „Frauenpower“⁸³ zu tun habe und (eigentlich vor allem) nach solcher verlange, argumentiert sie andererseits, dass ein verfügbarer Arzt die „Frauenangelegenheit“ Geburt verbesserte:

„Man ist ins Heim gegangen obwohl es nicht schön eingerichtet war, es war einfach gemütlich. Nachher war es vom Feinsten und der medizinische Standard – durch den Doktor Schöps und die Ansprüche, die er gestellt hat –, war relativ hoch. Aber die Kosten sind noch einmal explodiert, [...] auch des laufenden Betriebs.“⁸⁴

Im oben erwähnten Konzept für das Entbindungsheim neu war man von einer Auslastung von 242 Geburten jährlich ausgegangen; als bald nach dem Umbau, in den frühen 1990er Jahren, dieser Richtwert mit 400 Geburten überschritten wurde, gab es wiederum Klagen von Seiten der Gemeinde. Man ließ den leitenden Arzt wissen, dass ein solcher Zulauf nicht erwünscht sei.⁸⁵ Er blieb Angriffen seitens der Gemeinde ausgesetzt.⁸⁶ Die *Initiative zur Erhaltung und Förderung des Lustenauer Entbindungsheimes* hingegen hatte ihren Zweck erfüllt und wandelte sich um in ein *Eltern-Kind-Zentrum Lustenau*.

Die vorhin schon zitierte Mirjam Moser bezeichnet im Interview das Entbindungsheim „als eine menschliche Geschichte“ mit „ganz tollem Service“. Die lange Debatte um die Schließung hätte für Unsicherheit gesorgt und viele Frauen abgeschreckt. Sie habe sich nach genauer Überlegung für das Entbindungsheim entschieden, nicht zuletzt, um die Institution zu unterstützen:

„Weil ich bin, wenn es um meine Kinder geht, relativ vorsichtig, da möchte ich kein großes Risiko eingehen. Aber vom Herz war es für mich ganz klar. [...] Die Nähe und das Vertraute war einfach immer da, das hat eine große Rolle gespielt. Hast das auch ein klein wenig unterstützen wollen, das Engagement, dann haben sie einfach eine Ge-

⁸² Interview Ritter-Ladstätter, min 20, min 24.

⁸³ Interview Salzinger, min 60.

⁸⁴ Ebd., min 8.

⁸⁵ 1989 waren 401 Geburten zu verzeichnen, 1990 397, 1991 407; Salzinger 1995 (wie Anm. 36), S. 17f.

⁸⁶ Interview Salzinger, min 16; Interview Ritter-Ladstätter, min 88.

burt mehr, die sie vorweisen können. So was musst Du einfach unterstützen, weil es toll ist, weil es eine Alternative ist zum Anderen.“⁸⁷

Sie war in der Nachbarschaft des Entbindungsheims aufgewachsen und mit dem Haus früh vertraut gewesen, war zusammen mit anderen Kindern oft dort, um sich Babybrei-Proben zu holen. „Also wir sind im Entbindungsheim ein- und ausgegangen, das war so eine offene Geschichte auch.“⁸⁸ In ihrer Kindheit und Jugend war das Heim „eine Institution“, „einfach alle“ seien dort auf die Welt gekommen; die Hebammen und anderen Mitarbeiterinnen des Hauses im ganzen Ort bekannt gewesen – „die haben etwas dargestellt“.⁸⁹ In den 1990er Jahren, in Lustenau war es schon länger nicht mehr selbstverständlich, im Heim zu entbinden, hätten Paare und Frauen sich klar dafür entschieden dorthin zu gehen. Die Einrichtung war bekannt für die „ausgesuchten tollen Hebammen“ und einen ganzheitlichen Zugang zum Thema Geburt, was vor allem alternative Kreise anzog. „Es war dann ein richtiger Hype. Ich habe im Entbindungsheim entbunden, das war dann schon toll.“⁹⁰ „War schön, war echt schön. Und auch das Gebäude selber, da war unten das Altersheim und oben das Entbindungsheim, das hatte auch seinen Reiz. Es ist einfach so der Kreislauf vom Leben.“⁹¹ Zugleich – und das macht nochmals deutlich, wie aufgeladen und ambivalent Entscheidungen rund ums Kinderkriegen sind – wollte sie ihr zweites Kind lieber im Spital auf die Welt bringen. Während der kompliziert verlaufenden Geburt des ersten Kindes im Entbindungsheim fühlte sie sich zwar nett, aber nicht kompetent genug betreut. Mirjam Moser schreibt dem Entbindungsheim schließlich eine nachhaltige Wirkung auf die konventionellen Geburtsstationen in den Krankenhäusern und deren Personal zu, diese „mussten dann ein wenig nachziehen“.⁹²

Nicht zuletzt durch dieses Reagieren der Spitäler auf Bedürfnisse werdender Eltern geriet das *Entbindungsheim Lustenau* Mitte der 1990er Jahre erneut in Diskussion – ein letztes Mal.

„Ich finde es heute gemein, also ich finde es ja sowieso gemein, dass es das Heim nicht mehr gibt, aber die Krankenhäuser haben das imitiert. Also: Imitiert – du kannst sagen, sie haben auch reagiert, auf ein Bedürfnis. Aber sie haben dann wirklich sagen können, sie sind genau gleich wie das Entbindungsheim, was nie gestimmt hat. Aber sie haben diese Ausrüstung so gemacht, haben halt auch Badewannen eingebaut und Farben an die Wand gemalt und Vorhänge aufgehängt. [...] Diese optische Geschichte, hat es wahrscheinlich verbessert, trotzdem hat man es nicht vergleichen können. Aber die haben unheimlich angefangen zu werben, also zum Beispiel das Dornbirner Spital, auch mit so schönen Räumen. Das Feldkircher Krankenhaus hat eine Zeit lang geworben: ‚Die Atmosphäre und Intimität einer Hausgeburt mit der hundertprozentigen Sicherheit eines Krankenhauses.‘ Und das ist ein Wahnsinnslogan, das ist einfach gelogen. Erstens hat das mit der Intimität nicht gestimmt und es gibt keine hundertprozentige Sicherheit im Krankenhaus. Aber das ist natürlich ein super Slogan. [...] Ich denke, das war auch wieder so ein Stein im Weg, dass die Ärzte sich einfach fast nicht mehr zu sagen getraut haben: ‚Geht ins Heim, das ist OK‘, sondern aus dieser großen Angst vor

⁸⁷ Interview Moser, min 27.

⁸⁸ Ebd., min 17.

⁸⁹ Ebd., min. 48.

⁹⁰ Ebd., min. 25.

⁹¹ Interview Moser, min. 10.

⁹² Ebd., min. 52.

Pathologie, die ja heute ja extrem ist bei der Geburt, da hat dann auch das Heim nicht mehr gelten können. Da ist das Heim einfach nicht mehr sicher genug gewesen, in den Köpfen von den Ärzten auch.“⁹³

Parallel zum dominanten Sicherheitsdiskurs wurde die medizinische Vorsorge in der Schwangerschaft in Österreich sukzessive verregelter, die Spitalsgeburten immer technischer, was Edith Ritter-Ladstätter in der eben zitierten Interviewpassage auf die steigende Zahl von gerichtlichen Klagen in der Geburtshilfe zurückführt. Die Diskussion um das Entbindungsheim wurde von den regionalen Medien wieder aufgegriffen und die Schließung abermals jahrelang verhandelt. Und abermals gründete sich mit dem *Freundeskreis Entbindungsheim Lustenau* eine BürgerInneninitiative, die für den Erhalt der Einrichtung kämpfte. Der konfliktreiche Beginn des Versorgungs- und Entbindungsheims hat sich im lokalgeschichtlichen Wissen nicht verankert;⁹⁴ skurril ist, dass für die Schließung um die Jahrtausendwende ähnliche Argumente ausschlaggebend waren, wie sie gegen die Etablierung mehr als 70 Jahre zuvor eingesetzt wurden: Die Debatte um Sicherheit und Risiko lässt sich mit jener um „die Volksgesundheit“ zusammenbringen und am Beginn wie am Ende ging es um Kostenfragen sowie damit in engem Konnex um die Konkurrenz des Entbindungsheims zum lokalen Vereinssport. Die interviewten Frauen sprechen diese drei Aspekte an – in sehr ähnlicher Weise. Margarethe Salzinger, die sich im *Freundeskreis* der 1990er Jahre wie schon vor der Volksabstimmung intensiv für das Entbindungsheim engagiert hatte, meint dazu etwa, dass die unter Sachzwängen befindlichen Politiker Geld lieber für andere Dinge ausgaben und führt neben jenem Fußballklub 07, der eingangs schon eine wichtige Rolle spielte, auch noch den zweiten Fußballklub *Austria Lustenau* und den lokalen Eishockeyverein an.⁹⁵ Wie beim Thema Medikalisierung, wenngleich auf ganz andere Weise, werden hier argumentativ nochmals divergierende Interessen von Frauen und Männern ins Spiel gebracht – beispielsweise auch im Gespräch mit Edith Ritter-Ladstätter:

„Wir haben halt immer Argumente gesucht: Wie viel Prozent vom Gemeindebudget macht das jetzt wirklich aus? Oder: Wie viel gibt man aus für den Sportplatz, der gerade neben uns aufgebaut worden ist, der Austria-Platz? Und von der Wertigkeit her halt auch, im Grunde sind wir für diese Sparargumente überhaupt nicht zugänglich gewesen, wir Hebammen. Weil wir diesen Wert so unbezahlbar finden, den wir da den Frauen bieten, dass sie zu uns kommen können ins Heim. Und dass sie diesen Wert nicht erkennen, die Politiker, das verstehen wir heute noch nicht. [...] es ist fast unbezahlbar, wenn Geburten gut laufen können für die Frauen und Kinder und man diese Bedingungen schafft. Ein irre hoher Wert, und dass man das dann eben so aufrechnet, mit dem Sportverein, mit allem, das haben wir überhaupt nicht eingesehen. [...] Klar gehen auch Frauen auf ein Fußballmatch, aber im Grunde ist Fußballplatz ein absolutes Männer-

⁹³ Interview Ritter-Ladstätter, min 28, min 35. Im Krankenhaus der Stadt Dornbirn z. B. wurden mit einem neuen Primar 1993 „die Abläufe und Methoden auf der Geburtsstation dem modernen Stand angeglichen“; die Modernisierung der Station selbst war 1997 abgeschlossen; E-mail von Eva Thurnher, Öffentlichkeitsarbeit, Krankenhaus Dornbirn, 27.4.2012.

⁹⁴ „Das ist für mich neu. Weil es ist an sich so, in den Heimatbüchern oder in der Erinnerung, ist das gewesen: Es ist 1926 eröffnet worden, das war eine große soziale Errungenschaft.“ Ebd., min 1.

⁹⁵ Interview Salzinger, min 13, min 34. Der Verein FC 07 ist FP-nah, Austria Lustenau ÖVP-nah.

thema und Männerlobby und Entbindungsheim ein Frauenthema, Frauenlobby. Und das so gegeneinander, das ist schon spannend, finde ich.“⁹⁶

Zuletzt war die Auslastung des Entbindungsheims mit nur 139 Geburten im Jahr 2000 wieder schlecht. Für den fachärztlichen Leiter, der angekündigt hatte, sich aus Altersgründen in einem Jahr zurückziehen zu wollen, wurde keine Nachfolge gefunden. Am 25. Jänner 2001 schließlich beschloss die Gemeindevertretung einstimmig – die Grünen hatten vor der Abstimmung die Sitzung verlassen – das Ende des *Entbindungsheims Lustenau*. Die sechs Hebammen wurden entlassen, die Pflegekräfte ins Altenheim übernommen, das Inventar wurde nach Rumänien verschenkt. Das Haus in der Schützengartenstraße wurde generalsaniert und mit einem Zubau für einen Pflgetrakt versehen; in den Räumlichkeiten des ehemaligen Entbindungsheims soziale Institutionen und Vereine sowie Seminarräume untergebracht.⁹⁷

Für die Aktivistinnen kam das Ende des *Entbindungsheims Lustenau* nicht überraschend, es hatte sich in der Gemeinde und in den Entwicklungen anderswo abgezeichnet.

„Wenn man rundum geschaut hat, wir haben gewusst, man hat alle kleinen Entbindungshäuser geschlossen. Und wenn nicht ein totales Umdenken in der Politik, hat man gewusst, das hat keinen langfristigen Erfolg. Es ist schade, dass man es geschlossen hat und es ist gut, dass man gekämpft hat drum. Was mich viel mehr stören würde als die Schließung, wenn das kampflös gewesen wäre.“⁹⁸

Ungeachtet der Schließung interpretiert Margarethe Salzinger ihr Engagement positiv – immerhin hätte sie zusammen mit anderen bewirkt, dass das Entbindungsheim 25 Jahre länger als von der Mehrheit der GemeindepolitikerInnen gewünscht in Betrieb geblieben war. Durch ihre Beteiligung an den beiden BürgerInneninitiativen, das macht sie mehrfach im Interview klar, hat sie sich Wissen und Kompetenzen angeeignet sowie ein Selbst- und Machtbewusstsein als Bürgerin und Person. In den Interviews war von etwaigen Konflikten innerhalb der Initiativen keine Rede, nur ganz am Rande lässt sich auf Ermüdung und dort und da womöglich auch auf Resignation schließen.

Emotional wie der lange Streit um das Entbindungsheim war seine Schließung, noch Jahre danach hieß es in einem Zeitungsbericht: „Ein Stück Lustenauer Identität wurde als Symbol des Lebens zu Grabe getragen. Ein Ort, an dem in etwa so viele Menschen das Licht der Welt erblickten, wie die Marktgemeinde heute Einwohner hat (20.000).“⁹⁹ In den letzten Monaten, erzählt die Hebamme Edith Ritter-Ladstätter, kamen viele Menschen ins Entbindungsheim, um sich zu verabschieden, um ihren Kindern zu zeigen, wo sie auf die Welt gekommen waren.

„Das war auf der einen Seite sehr schön, auf der anderen Seite schrecklich. [...] Das berührt mich jetzt noch. Diese Schließung war schon, das war nicht ohne für uns. Ich persönlich hab schon das Gefühl gehabt, ich hab einen jahrelangen Trauerprozess gehabt – danach. [...] Ja, also das war schon, natürlich emotional. Aber es ist, es ist das Thema,

⁹⁶ Interview Ritter-Ladstätter, min 50, min 53.

⁹⁷ FHO: Formelles Aus für Geburtshaus. In: VN, 11.1.2001, S. U20; ek: Endgültiges Aus für Entbindungsheim. In: VN, 27.1.2001, S. B6; ek: „Ein Haus für Jung und Alt“. In: VN, 19.4.2001, S. U12.

⁹⁸ Interview Salzinger, min 41.

⁹⁹ Klaus Hämmerle: Aus der Geschichte: Emser Geburtenstationsstreit erinnert an Entbindungsheim Lustenau. In: VN, 12.8.2005, S. A10.

ich mein, eine Geburtshilfestation und Geburt, wenn Frauen ihre Kinder kriegen, was ist emotionaler? Im Grunde? Das ist nie einfach abzuhandeln, sachlich.“¹⁰⁰

Resümee

Geburt ist nicht nur wegen der praktizierten mehr oder weniger archaischen, pittoresken, dokumentierenswerten Bräuche, Rituale und Ersatzhandlungen für europäisch ethnologische Forschung interessant, sondern auch als bedeutungsgeladenes, hochemotionalisiertes soziokulturelles, wechselnden Trends und Moden unterliegendes Ereignis, als Gegenstand der medizinischen Wissenschaft und Praxis sowie eines mächtigen Sicherheitsdiskurses, als biografischer Bruch, und – nicht zuletzt – als Feld ökonomischen und mithin politischen Handelns.

An der auf den ersten Blick unspektakulären Geschichte einer Einrichtung wie jener des *Entbindungsheims Lustenau* lassen sich die Veränderungen des „Geburtssystems“¹⁰¹ ablesen, spiegeln sich die Auswirkungen der Medikalisierung, Technisierung und allgemeinen Reflexivierung von Geburt in den westlichen Gesellschaften „im Kleinen“. An dem anhaltenden beziehungsweise immer wieder aufflammenden Streit um die konkrete Institution lassen sich Interessen von und Interessenskonflikte zwischen Berufsgruppen nachvollziehen (Hebammen/Ärztenschaft), oder jene von und zwischen politischen Parteien und ihrer Klientel. An der Debatte um die gemeinnützige Einrichtung Entbindungsheim werden auch Geschlechterkonflikte festgemacht, insbesondere wenn sie in Konkurrenz zur Kostenstelle Sport gerät. In den Streitigkeiten um die Etablierung des Entbindungsheims wie an jenen um seine Schließung wandten die Konfliktparteien ähnliche Strategien, Mittel und Wege der Meinungsbildung und -durchsetzung an – Unterschriftenlisten und intensivere Verfahren der BürgerInnenbeteiligung, die Indienstnahme von Parteien und gewählten politischen VertreterInnen, die Kommunikation via Presse oder die unmittelbare Verbreitung der je eigenen Anliegen in diversen Öffentlichkeiten – bis hin zur Teilnahme an einem Faschingsumzug. Und vielleicht am spannendsten ist, den Bedeutungen und Konsequenzen des Kampfs um das Entbindungsheim sowie der damit verbundenen Ver- und Aushandlungsprozesse nachzugehen – auf lokalpolitischer Ebene, auf jener des Zusammenlebens in einer Gemeinde und auf der Ebene der Biografien der involvierten BürgerInnen, historisch und aktuell.

Abbildungsnachweise

Abbildungen: Historisches Archiv Lustenau

¹⁰⁰ Interview Ritter-Ladstätter, min 67.

¹⁰¹ Brigitte Jordan 1978, zit. It.Kneuper 2004 (wie Anm. 55), S. 171. Die US-amerikanische Medizinanthropologin meint, jede Kultur habe ein System, das den Umgang mit Schwangerschaft, den Schwangeren und den werdenden Kindern akzentuiere. Umgekehrt werde die Kultur durch ihr Geburtssystem repräsentiert.

GERTRAUD LIESENFELD

„Vogelbisgotten“, „Chlorkali zum gurgeln“, „Soda und Waschl“... eine archivalische Spurensuche¹

Es war im Wintersemester 2005/2006, als ich mit der Abhaltung des Proseminars „Empirische Verfahren“ an unserem Wiener Institut betraut wurde. Ein Schwerpunkt sollte der archivalischen Quellenforschung gelten. Hier war es mir u. a. ein Anliegen, die Studierenden mit Handschriften bekannt zu machen, die in deutscher Kurrentschrift verfasst sind, zumal diese Schrift bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in Österreich durchaus gängig gewesen ist. Demzufolge war davon auszugehen, dass der/die eine oder andere Student bzw. Studentin spätestens bei der Abfassung der Diplomarbeit mit Archivalien, die dieser Schrift zuzuordnen sind, konfrontiert sein würde.

Hier kam mir ein Buch aus dem Nachlass unseres gemeinsamen Kollegen Helmut Paul Fielhauer zu Hilfe, das nicht nur in Kurrentschrift geschrieben, sondern auch auf dem packpapierernen bräunlichen Einband mit dem Jahr 1899 mittels Tintenbleistift handschriftlich datiert war. Mehr war allerdings von außen nicht zu sehen. Das Buch ist 23 cm x 15,5 cm groß, hat einen harten Deckel, die Seiten sind horizontal hellblau liniert und durch rote senkrechte Linien in vier Rubriken unterteilt. Es gibt weder ein Titelblatt noch einen auf den Inhalt verweisenden Aufkleber. Es umfasst, neben einem Vorsatzpapier, 70 Blätter respektive 140 Seiten sowie ein eingeklebtes Blatt am Buchende. Trotz des Fehlens der Titelseite zeigt ein erster Blick in das Buch, dass es sich um ein täglich penibel geführtes Ausgabenbuch handelt, beginnend mit den Aufzeichnungen über die Neujahrgeschenke des Jahres 1899 und endend mit der Auflistung von Ausgaben am 10. Februar 1900. Dem Buch beigelegt war eine Visitenkarte eines Herrn Karl Cech mit der Adresse Margaretengürtel 6/32, 1050 Wien. Auf dem Kärtchen befindet sich zusätzlich der handschriftliche Vermerk: „Wäscherei“. Wieso und in welchem Zusammenhang die Visitenkarte in das Buch gelangte, ist mir nicht bekannt – möglicherweise war Karl Cech² der Überbringer des Buches an H. P. Fielhauer. Außerdem fand sich eine „Abonnement-Karte“ des „Esterhazybades“, gültig bis „Ende des Jahres 1905“ (Jahreszahl gestempelt), die allerdings erst beim Herauslösen des Buches aus seinem Schutzumschlag zu Tage kam. Auch hier erhebt sich die Frage, ob und in welchem Zusammenhang die Abonnementkarte mit dem Ausgabenbuch steht.

Für die Lehrveranstaltung kopierte ich pro Studierender bzw. pro Studierendem ca. 7 Seiten, die jeweils genau transkribiert werden mussten.³ Gleichzeitig sollten Überlegungen angestellt werden, um welche Art der Archivalie es sich bei dem Buch handeln könnte, welcher Bran-

¹ Der Aufsatz sei Olaf Bockhorn freundlichst zugeeignet, zum einen, weil wir 28 Jahre lang die Institutsluft teilten, zum anderen, weil wir beide in der Lehre ständig tätig waren (ich zu Beginn meiner Laufbahn sogar als „Beiwagerl“ in seinen Lehrveranstaltungen), zum dritten, weil die dem Beitrag zugrunde liegende Archivalie aus dem Besitz unseres gemeinsamen Kollegen und Freundes Helmut Paul Fielhauer stammt und schlussendlich diese zu einer Baulichkeit gehört, die nicht unweit seiner ehemaligen Wohnung im 6. Bezirk liegt. An dem speziellen Gebäude ist Olaf Bockhorn sicher des Öfteren vorbeigegangen.

² Über Karl Cech bzw. die Wäscherei sind heute keine weiteren Angaben mehr zu eruieren.

³ Um die Transkription bewerkstelligen zu können, erhielt jeder Student bzw. jede Studentin einen alphabetischen Transkriptionsspiegel ausgehändigt. Alle Transkriptionen wurden von mir korrigiert und im Anschluss den Studierenden retourniert.

che das Buch zuordenbar wäre, wo eventuell der Betrieb ansässig gewesen sein könnte oder noch immer wäre.

Bei einigen Transkriptionen waren die gewünschten Zuordnungen zugegebenermaßen schwierig, vor allem dann, wenn es sich um eher unspezifische Hinweise zu den Ausgaben handelte, wie etwa die immer sich wiederholenden Posten „Kostgeld“, „Kostgeld und Aufzahlung“, „Stundengeld den Männern“, „Stundengeld den Weibern“, „Krankengeld“, „Trinkgeld“ und diverse Almosen bzw. Spenden an karitative Organisationen. Auch der Abschnitt über die Neujahrgeschenke 1899 gleich zu Beginn des Ausgabenbuches ist für eine branchenmäßige Zuweisung desselben nicht aufschlussreich. So werden als Beschenkte angeführt: „Gemeindediener“, „Kupferschmied, dto. Jungen“, „Schlosser Altgeselle, dto. Jungen“, „3 Briefträger“, „Geldbriefträger“, „Telegraphendiener“, „Zeitungsausträger“, „alter Dienstmann Lebtuschka“, „Kanalräumer von N. 16“, „Spengler Hausknecht u. Junge“, „Kirchendiener, dto. Jung“, „Strassenkehrer“, „Mistbauer“, „Brunnmacher Rabl“, „Postpaketbringer“, „Steyrermühl, Moser Liebermann“, „Ziegeldecker“, „Rauchfangkehrer“, „Glaser“, „Gasmesser Controllor“, „Gelbgiesser“ und „Laternanzünder“. Insgesamt erfolgten im Jahr 1899 geschenkmäßige Zuwendungen bzw. Trinkgelder an diese und auch an andere Personen 256 mal.

Der Lohn für die offenbar ständig in dem Betrieb tätigen Personen „Netty“, „Blei“, „Marie“, „Heinz“, „Heizer“, die jeweils wöchentlich und zwar am Sonntag ihr Geld erhielten, sowie die Personen „Währer“ und „Schönweiz“, die nur tageweise arbeiteten, und die Aushilfskräfte wie die „Aushilfswäscherin Bartosch“, die „Aushilfswäscherin Gmeiner“ oder ein „Kesselputzer“ sind insgesamt 258 mal angeführt, lassen jedoch ebenfalls keine näheren Schlüsse über die Art des Unternehmens zu.

Auch Aufwendungen für eine „Karte zum Wohlfahrtsfeste der Telegrafendiener“ am 6. Februar oder „Wienerweiß u. Leim“ am 15. April ebenso wie die Posten „Federn und Tinte“ am 26. Juni oder das „Postporto für Frl. Emma“ am 2. Juli erwiesen sich als nicht aussagekräftig. Solches lässt sich auch konstatieren für die Ausgaben⁴ von „Häkelnadel“, „Merkgarn“, „Zündhölzchen“, „Stearinkerzen“, „Zeitung“, „Glühkörper“, „Papier zum rechnen“, „Chlorkali zum gurgeln“, „Lamperl Docht“, „Papiersackerln“, „Kautschukschnur“, „Kernseife für Hauswäsche“, „Nägeln für Heizer“, „Zeitungsabonnement“, „für Karte Strafporto“, „Glockenzug Ringe“, „Stoppwolle“, „Spagat für wilden Wein“, „Petroleum“, „Ferien Colonie 2 Konzertsitze“, „Vogelgrünes“, „Seife für Wohnung“, „Spiritus“, „Bürste für den Garten“, „Stiefelzieher“, „Kronawett zum Räuchern“, „Ausklopfstaberl“, „Korrespondenzkarte an Rabl“, „Garten Schwingerl“, „Stempelfarbe“, „Korrespondenzkarte“, „Seife für Köchin“, „Trinkgeld für Expressbrief“, „ungebleichter Zwirn“, „Grassamen“, „Trinkgeld pneum. Karte“, „Teppichborten“, „Werkelmann“, „Seife Herrn Vogl“, „Briefmarke“, „Rupfen“, „Eierglaserln“, „Bettwäsche waschen“, „Rupfenfetzen“, „Kartenbrief“, „für Diurnist Alois Hofmann“, „Essig“, „Zeitungsabonnement Juli-Sept.“, „Seife für Lina“, „Seife für Rosas Bruder“, „Seife für Lina's Schwester“, „Neue Wiener Tagblatt“, „Tramway“, „Postporto“, „für Charmotte“, „Vogelsand“, „Briefmarke“, „Nähwolle“, „Reisnägeln“, „für Pinsel richten“, „Insektenpulver“, „Vogelbisgotten“, „Briefmarke und Couvert an Bien“, „Zeitungs Abonnement Kaumberg“, „Kohle zum Bügeln“, „Brief express und Papier“, „Buttenbänder“, „Leinöl

⁴ Bewusst wurden der besseren Lesbarkeit wegen die jeweiligen Datierungen zu den einzelnen Posten in der Folge weggelassen.

und Barchent“, „Unschlitt“, „Lusterschutztafel“, „Glaserl in Vogelbadhaus“, „Vogelwürgerln“, „Soda für Hauswäsche“, „Soda und Waschl für Hauswäsche“, „Armengeld“, „Telegramm nach Langenzersdorf“, „Bahnfahrt“, „Glastafel über Hausuhr“, „Putzpulver und Spiritus“, „Franziskern“, „Scheren schleifen“, „Holzrechnung“, „Seife dem jungen Bähr“, „Hohlkerzen“, „Schrauben und Haken“, „Schmirgel und Schmirgelpapier“, „Salz und Waschl für Glaskrug“, „Rüthelbesen“, „Arabischer Gummi“, „Schwefel zu/für Bäder“, „Steinsalz und Sackl“, „Fahrt nach Kaumberg für Emma“, „Glycerinseife für Wohnung“, „Herkuleskämmen N 360“, „Topferl“, „Seife der Kassierin“, „Geldanweisung und frankieren“, „Nähwolle“, „Leinöl“, „Beitrag St. Annen Spital“, „Adeliger Damen Verein“, „Stroh für Rosen“, „Porzellanröhrln“, „Motorenöl“, „Watterollen und Gummi“, „Annonce im Lehmann“, „Schwefelsäure“, „Holz Rechnung“, „Tramway und Trinkgeld Hausmeister“, „Fluid und Docht“, „für die Überschwemmten“, „für Konzertkarten Lehrlingsheim“, „Fluidlamperl“, „Krippenbogen“, „Sicherheitswache Wohltätigkeitsfest“, „Vogelfutter und Grünes“, „St. Josef Breitensee“, „Schulschwester Jaquingasse“, „zur Verschönerung der Mariahilfer Kirche“, „Bastdacken“, „Syndetikon“⁵, „Kerzen für Wohnung“, „Barchent auf Fetzen“, „Verein Charite, Konzertkarten“, „Krankenkassa Zuschuss“, „Kristb. Kerzen“, „Goldhaar“, „Patiencebäckerei“, „Wein für Ladmädel“, „Glühlichtzylinder“, „Kernseife für Handwäsche“ und anderes mehr.

Fährt man mit der Kategorisierung der verschiedenen Ausgaben fort, so fallen Posten ins Auge, die möglicherweise auf eine Geschäfts- oder Betriebsausstattung etwa einer Wäscherei – in Entsprechung zur eingangs erwähnten Visitenkarte – hinweisen, so beispielsweise „Hackerln für Trockenzimmer“, „Rebschnur für Trockenzimmer“ (2 Nennungen), „Wäschstricke“, „Nägeln für Kleiderhaken“, „Büttl Reparatur“ (5 Nennungen), „Buttenbänder“, „Körbereparatur“, „Strohdacken für Kassathür“, „Kessel Revisionstaxe“, „Kessel putzen“ (6 Nennungen), „Wachstuch und Watte für Cassastockerl“, „Strohdacken“ (5 Nennungen), „Glastafel in die Heize“, „Wiener Weiß, Leim, Hefen dazu“, „Wienerweiß und Leim“, „Asbestschnur 6 mm“, „Fauteuil einflechten, polieren“, „Ölfarbe und Terpentin für Bänke“, „gegen Chek an Lederer und Nesseny für Chamotte“, „Anstreicher Pohle a conto“, „Hausuhr reparieren“, „Bastdacken“, „Eisenlack für N 16“, „Ventilationsfenster einschneiden“, „f. Manometer an Lanbek gegen Chek.“

Die ausgabenseitig angeführten Finanzmittel für Zeitungen, Schreibwaren und Postgebühren (141 Nennungen) ermöglichen ebenfalls keine weiteren Schlüsse, ist doch der Posten „Zeitungen“ nicht näher ausgeführt – es könnte sich ja auch um einschlägige Fachzeitungen bzw. -zeitschriften handeln –, unter Schreibwaren wurden bei der Auswertung „Stempel“, „Stempelfarbe“, „Papier“, „Kouvert“ etc. subsumiert und unter Postgebühren die Ausgaben für „Kartenbrief“, „Strafe für Brief“, „Brief rekomandirn“, „Geldanweisung frankieren“, „Korrespondenzkarte“, „Postgebühr und Trinkgeld“, „Telegramm nach Graz“ und ähnliches mehr.

Aufschlussreicher für eine branchenmäßige Zuordnung des Buches erweisen sich hingegen die nachfolgenden Aufwendungen für: „Soda“, „Seife für N. 30“, „Sand und Waschl I. Cl.“, „Spiritus I. und II. Cl.“, „Kehrbesen II. Cl.“, „Seife für 24 und 30“, „Kernseife“, „Putzspiritus“, „2 Kisten Seife 124 ½ kg an Herrn Franz Knapp nach Budweis gegen Chek“, „Putzpulver“, „Seife für Anna“, „Soda und Waschl“, „Seife für Herrn Vogl“, „Rüthelbesen“, „Wascheln“, „Sägespäne“, „feines Carbol“, „Seife für Kassierin“, „Seife für Köchin“, „2 kg

⁵ Syndetikon: dickflüssiger Klebstoff auf Fischleimbasis.

Soda und Sägespäne“, „5 kg Kernseife“, „Seife für Wohnung“, „Seife dem Frl. Lina u. d. Köchin“, „Salz für Glaskrug“, „Seife Herrn Strzischek“, „Piassava Faserbesen“⁶, „Seife für Frl. Jenny, Herrn Vogl und Emma“, „Seife Herrn Hassinger“, „Soda für Kessel“, „Sägespäne und Sand für Resi“, „Soda, Waschl n für I. Cl.“, „Rechnung Calderara Bankm.“⁷, „Seife Frl. Gusti und Mina“ etc. (234 Nennungen). Eben genannte Positionen geben der Überlegung Raum, dass es sich bei dem Unternehmen um eine öffentliche Badeanstalt handeln könnte, da sowohl zahlreiche Ausgaben für Reinigungsmittel für Personen wie auch für Räumlichkeiten verzeichnet wurden. Bei den finanziellen Aufwendungen für Seifen an Personen könnte es sich überdies um eine Art von Naturalentlohnung oder um einen Seifenverkauf direkt in der Badeanstalt handeln.

Die weiters in dem Buch angeführten Ausgaben für „Bartwisch für II. Cl.“, „Sesseln für III. Cl.“, „Büttl von III. Cl. reparieren“, „Fenstertafel III. Cl.“, „Sesseln für III. Cl.“, „Farbe für III. Cl. Fenster“, „Bartwisch II. Cl.“, „Rechnung vom Glaserer I. Cl.“ geben obiger Vermutung weiteren Nährboden, dass das Ausgabenbuch aus einem Badhause, das über drei „Clasen“ verfügte, stammen könnte.

Die Positionen für Heizmaterial sind ebenfalls sehr aufschlussreich. So werden Ausgaben getätigt für „3 kg Brennöl“, „Petroleum für Heizer“, „Kohlen“, „Holz Rechnung“ und „Rechnung von Ofenputzer“ (34 Nennungen). Den weitaus größten Anteil an Heizmaterial machte jedoch der „Koks“ aus. Vom Preis her ist dieser in dem Buch nicht extra ausgewiesen, sondern es sind lediglich die wöchentlichen Bezugsmengen und das ebenfalls wöchentliche Trinkgeld für den Lieferanten „Coke“ angeführt. Erstere belaufen sich zwischen 2.500 kg bis 3.300 kg, was eine durchschnittliche wöchentliche Lieferung von 2.777 kg ergibt. Aufgerechnet auf das Jahr 1899 wären dies somit 53 Fuhren Koks bzw. 147.200 kg. Eine derartig große Menge an Heizmaterial kann höchstwahrscheinlich nur für den Betrieb einer Badeanstalt bezogen worden sein.

Es erhebt sich also die Frage, um welche Art öffentlicher Badeanstalt – Privatbad, Volksbad resp. „Tröpferlbad“ – es sich lt. Ausgabenbuch handelte und in welchem Bezirk diese gelegen sein könnte. Die genaue Durchsicht des Ausgabenbuches ermöglicht eine zumindest lokale Eingrenzung: So sind am Montag, 30. Jänner, die Kosten angeführt für „Annoncetafeln Mariahilfer und Gumpendorfer Linie, bis 1.4.“, weiters am Freitag, 24. März, „Annoncetafel Esterhazyparkmauer v. 1.2.–1.5.“ sowie am Freitag, 21. April, „Annonce Mariahilfer und Gumpendorfer Linie“, außerdem am Mittwoch, 31. Mai, „Annoncetafel an Esterhazyparkmauer bis 1.8.“, ebenso am Samstag, 29. Juli, „Annonce Mariahilfer und Gumpendorfer Linie bis 1.10.“ wie auch am Donnerstag, 24. August, „Annoncetafel v. Sinsler an Esterhazyparkmauer bis 1.11.“ und schlussendlich am Freitag, 27. Oktober, „Annoncetafel Mariahilfer und Gumpendorfer Linie bis 1.1.1900“. Ein weiterer Hinweis auf eine lokale oder bezirksmäßige Zuordnung des Bades ist die Bezahlung eines „Wasserleitungsaufseher[s] für den VI Bz.“ am Montag, 17. April.

⁶ Piassava: sehr strapazierfähige, elastische braune Pflanzenfaser, die für Kehrbesen, auch Straßenkehrbesen, grobe Bürsten und Kehrmaschinen verwendet wurde.

⁷ Firma Calderara & Bankmann, abgekürzt Caba, gegründet 1852, war eine Wiener Parfumerie- und Seifenfabrik, Zentrale in der Gumpendorferstraße, stillgelegt 1998. Bekannte Produkte: Zahnpasta „Hygiodont“, Parfum „Surprise“ und Gesichtswasser „Russisch Leder“. Seit 1868 k. u. k. Hoflieferant. wikipedia.org/Calderara [04.04.2012, 19.10 Uhr].

Sämtliche Rückschlüsse, die aufgrund des Ausgabenbuches zu ziehen sind, nämlich, dass es sich bei dem Unternehmen, zu dem das Buch gehört, vermutlich um eine öffentliche Badeanstalt im 6. Wiener Gemeindebezirk handelte, machen weiter neugierig. Was liegt also näher, als sich in das Bezirksmuseum Mariahilf zu begeben, um dort weiter zu recherchieren? In dem Grätzel rund um das Museum in der Mollardgasse 8 waren ehemals drei Badeanstalten: das gemeindeeigene, 1892 eröffnete und 1992 abgerissene Volksbad⁸ in der Esterházygasse 2, das privat geführte, 1843 eröffnete und 1961 geschlossene „Karolinenbad“⁹ in der unteren Gstättingasse Nr. 123, heute Dürergasse Nr. 14¹⁰ und das ebenfalls privat geführte, 1852 eröffnete und 1982 geschlossene Esterházybad¹¹ in der Gumpendorferstraße 59, durchgehend zur Luftbadgasse 12.

Hier kommt nun die eingangs erwähnte Abonnementkarte des Esterházybades wieder ins Spiel. Die Sichtung der diesbezüglichen, wenngleich ungeordneten Archivalien des Bezirksmuseums – Hand- und Druckschriften, Werbeplakate, Ge- und Verbotstafeln etc. – brachte auch mehrere Abonnement-Karten zu Tage, die, abgesehen von einer anderen Jahreszahl bzw. ohne gestempelte Jahresangabe, mit jener aus dem Buche identisch waren. Eine heiße Spur hatte sich also möglicherweise gefunden. Das mir primär als archivalische Quelle dienende Ausgabenbuch ist jedoch allein nicht aussagekräftig, weshalb eine Sichtung der neuen Unterlagen geboten schien, nicht zuletzt auch, da sich die Durchforstung der diesbezüglichen Sekundärliteratur als äußerst unbefriedigend erwies.

Die Gründung des Esterházybades kam nicht von ungefähr, sondern war eine logische Folge eines Sauberkeits- und Gesundheitsdiskurses, der ab dem Vormärz immer gewichtigere Umsetzungen erfuhr. Auch das Schwimmen als Mittel für physische und psychische Rekreation, Reproduktion und Krankheitsprophylaxe wurde propagiert¹² und bedingte in Wien, neben bereits existierenden Strombädern¹³ auch eine weitere Etablierung von Freibädern in den Fließgewässern und stillen Armen der Donau¹⁴, allmählich auch die Errichtung von geschlossenen Badeanstalten in privater und öffentlicher Hand in den verbauten Stadtgebieten. Diese Entwicklung wurde nicht zuletzt auch durch die katastrophalen Wohnverhältnisse breiter Bevölkerungskreise, die bloß über unzureichende Wasch- und Bademöglichkeiten verfügten, beschleunigt.

Der Besitzer des Esterházybades war Joseph Eggerth¹⁵, ein offenbar sehr umtriebiger

⁸ Edith Stauer-Wierl: „Im Trepferlbod“. Wiener Volksbäder von 1887 bis heute. Dipl. Arb. Wien 1998, S. 147–150.

⁹ Erich Dimitz: Mariahilf Bezirksmuseum. Wien 2011 (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 5), S. 41.

¹⁰ Ernst Blaschek: Mariahilf einst und jetzt. Wien und Leipzig 1926, S. 307.

¹¹ Wilhelm Seledec, Helmut Kretschmer, Herbert Lauscha: Baden und Bäder in Wien. Wien 1987, S. 30.

¹² Vgl. Ernst Gerhard Eder: Bade- und Schwimmkultur in Wien. Wien, Köln, Weimar 1995 (= Kulturstudien, Bd. 25).

¹³ Einzelne Donaubäder, die ausschließlich Kaltwasserbäder im Freien waren, wurden bereits ab dem frühen 18. Jahrhundert errichtet, so das „Schüttelbad“ (1717), das „Ferro-Bad“ (1781), das „Freybad“ (1810), die „k.k. Militär- und Zivilschwimmschule“ im unteren Kaiserwasser (1813), das „Marienbad“ am Tabor (1831), die „Militärschwimmschule Krieau“ (1875). Vgl. dazu Ingrid Ganster: Tröpferlbod – Schwimmbad – Wellnessoase. Badebetrieb in Wien im Wandel der Zeit, S. 5–8 (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 2/2007).

¹⁴ Vgl. Ludwig Preusser zu Niedernberg: Das Bad. Seine kulturelle und soziale Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Wiener Bäder. Dipl. Arb. Wien 1987.

¹⁵ Joseph Eggerth; geb. 1803, gest. 1878 als Badhausbesitzer, „Bürger von Wien und Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes“, wie seiner Parte zu entnehmen ist. Für die freundliche Überlassung derselben danke ich Herrn Klaus Dünser aus Götzis sehr.

Mann¹⁶, der zuvor das „Karolinenbad“ (1843) mit 40 Badewannen aus Marmor in 30 Kabinen¹⁷ errichten ließ und betrieb. Sein Erfolg dürfte groß gewesen sein, denn bereits neun Jahre später (1852) eröffnete er das zweite Bad: in der Gumpendorferstraße, schräg vis a vis des Esterházy'schen Stadtpalais. Die unter dem Fürstlich Esterházy'schen Hof- und Stadtbaumeister Karl Ehmann errichtete zweistöckige Baulichkeit wies „im Erdgeschoß die für Empire- und Biedermeierbauten so bezeichnenden Rundbogenfelder der Fensteröffnungen“¹⁸ auf. Im Vorfeld der Erbauung dürften jedoch erst einige Schwierigkeiten zu beseitigen gewesen sein. So legte der Hausbesitzer „Zum Wollbaum“, ein unmittelbarer Nachbar, sein Veto ein in der Befürchtung, dass sein Haus und Geschäft Schaden nehmen könnte auf Grund der Feuchtigkeit des geplanten Badhauses. Ein weiterer Einspruch erfolgte seitens des Besitzers des „Sophienbades“, der eine Konkurrenz hinsichtlich seines Privilegiums für Dampfbäder witterte. Letztlich sorgte sich auch Fürst Esterházy um seine freie Aussicht. Schlussendlich aber setzte Joseph Eggerth sein Bauvorhaben durch und ließ im vorderen Trakt des „Badhaus zum Fürsten Esterházy“, wie es ursprünglich hieß, ein Wannensbad errichten, und im hinteren Teil wurden zwei Schwimmhallen mit Kaltwasser, die auch im Winter beheizbar gewesen sein sollen¹⁹ – eine für Damen und eine für Herren –, ihrer Bestimmung übergeben.²⁰ Das Bad verfügte über eine verbaute Grundfläche von 567 m², die Baukosten betragen „ö.W. fl 280.000“. Der Wasserbezug erfolgte über die „Kaiser Franz Josef-Hochquellenleitung“.²¹ Das Bad blieb nach dem Tod Joseph Eggerths 1878 bis zu dessen Schließung im 20. Jahrhundert (1982) vermutlich im alleinigen Besitze der Familie.²²

1857 erfolgte eine maßgebliche bauliche Veränderung. Ein drittes Stockwerk wurde zwecks Errichtung eines Luftbades²³ mit Genehmigung des Fürsten aufgesetzt. Das Bad dürfte sehr reüssiert haben, erfolgte doch 1868 ein neuerlicher großer Umbau. Zwei zusätzliche, separate

¹⁶ Davor dürfte Joseph Eggert Zündhölzchen erzeugt haben. Später firmierte er als Knopffabrikant, der auch diverse Maschinen zur Knopferzeugung erfand und sich diese patentieren ließ. Diese Information verdanke ich ebenfalls Klaus Dünser. Vgl. Hof- und Staatshandbuch des Kaiserthums Österreich. Wien 1844.

¹⁷ de.wikipedia.org/wiki/Karolinenbad [17.03.2012, 10.57 Uhr].

¹⁸ Wiener Geschichtsblätter, F 8 (1953), S. 7; – Karl Ehmann, geb. 1977 in Krems/Stein, gest. in Wien 1829.

¹⁹ Vgl. Wilhelm Seledec u. a.: Baden und Bäder in Wien. Wien 1987, S. 30.

²⁰ Ernst Blaschek: Mariahilf einst und jetzt. Wien und Leipzig 1926, S. 307.

²¹ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Prospekt.

²² Tochter Anna Eggerth, verehelicht mit Johann Evangelist Presl, und Sohn Karl Eggerth waren die neuen Besitzer. Karl starb jedoch schon zehn Jahre später 1888, weshalb seine Witwe, Josephine Eggerth, die Hälfte übernahm. Mitte der 1890er Jahre erwarb Johann Presl dann den Anteil von Josephine und war in der Folge alleiniger Besitzer. Nach seinem Tod (1900) wurde Tochter Anna Presl die Besitzerin, die es jedoch zu Lebzeiten noch ihrem Bruder (nicht Sohn, wie irrtümlich im Mariahilfer Heimatbuch angeführt) Hans Presl vermachte. Dieser war jedoch kränklich und übergab seinen halben Anteil seinem Schwager Ernst Hlawa, der nach dem Tod Presls alleiniger Besitzer blieb. Nach dem Tod von Ernst Hlawa wurde der Badebetrieb als Witwenbetrieb von Maria Hlawa und Jenny Presl (Schwägerin von Maria Hlawa) weitergeführt. Mit dem Tod Maria Hlawas 1951 dürfte Jenny Presl den Badebetrieb als Besitzerin allein weitergeführt haben. Wer ihn bis zu seiner Einstellung 1982 besaß, wäre noch zu klären. – Zur Zeit seiner Blüte dehnte sich das Bad auch auf das Nachbarhaus, Gumpendorferstraße 57, aus. Dort steht heute ein Gemeindebau mit einer städtischen Bücherei im Erdgeschoß. Das Haus Gumpendorferstraße 59 beherbergte nach der Schließung des Bades lange Jahre die Wiener Installateur-Innung. Seit einigen Jahren befindet es sich im Privatbesitz.

²³ Luftbäder wurden vor allem für Lungenkranke propagiert.

Erbaut von Josef Eggerth im Jahre 1852. Wasserbezug: Kaiser Franz Josef. Hochquellen-Leitung.

ESTERHAZY-BAD

WIEN

VI., Gumpendorferstrasse 59.

Dampf-BÄDER,
für Herren und Frauen
in fünf Classen,
und neun
vollständig getrennten
Abtheilungen.

Während
der Sommersaison:
**Schwimm-
BÄDER**
und
**Schwimm-
LECTIONEN.**

**Wannen-
BÄDER**
in Marmorwannen.

ABTHEILUNG
für
**Wasser-
KUREN,**
für Herren und Frauen unter
ärztlicher Leitung
Erfahrungsgemäss
werden Heilerfolge erzielt
bei
**Nerven- und Magenleiden,
Cirkulationsstörungen,
Asthma, Frauenkrankheiten,
Rheumatismus, Gicht**
und anderen Leiden, bei denen eine
sogenannte Blutreinigungskur
angezeigt ist.

TARIF.

Dampfbad		Wasserkuren.	
IV. Classe	10 kr. — 80 kr.	Die Wochenkarte mit täglich einer Kur fl. 4.—	zwei Kuren . 7.—
III.	20 . fl. 1.60	Monatskarte	eine Kur . 14.—
II.	40 . 3.—		zwei Kuren . 22.—
I	60 . 4.50		einsame Kur 1.—
im I. Stock	fl. 1.— . 6.50	Abonnement für 10 Kuren	6.50
Wannenbad	80 . 7.—	Kurwäusche wird zu mäßigem Preise abgegeben.	Prospecte gratis.
Schwimmbad	40 . 3.—		
Schwimmlection 20			

EIGENTHÜMER: Karl Eggerth & Joh. Presl.

Abb. 1: Tariftafel des Esterházybades, nach dem Umbau 1868.

Abteilungen wurden eingerichtet: das „Guldenbad“ für höher gestellte Personenkreise und das „Zehnkreuzer-Bad“ für minder Betuchte. „Hiedurch war es nun jedermann ermöglicht, sich je nach seinen Verhältnissen ein der Gesundheit zuträgliches Luft-, Dampf- oder Schwitzbad zu vergönnen.“²⁴ Nunmehr gab es „13 Wannenbad-Kabinen mit 16 Marmorwannen und 5 Douche-Vorrichtungen. [...] Dampfbäder bef[a]nden sich fünf Stockwerke übereinander u. z. [im] Souterrain ein Dampfbad zu 10 kr. / [zu] ebener Erde ein Dampfbad zu 20 kr. / [im] Mezzanin I ein Dampfbad zu 40 kr. / [im] Mezzanin II ein Dampfbad zu 60 kr. / im I. Stock ein Dampfbad zu fl. 1.“ Insgesamt standen 442 „Auskleidezellen“ den Badbenützern zur Verfügung. „Zusammen stehen dem Publikum 11 Bassins und 88 Douchen in den Dampfbädern zu Gebrauche frei u. 2 kalte Bassins [...], temperierte Bassins [...], warme Douchen [...], kalte Douchen. Sämmtliche Dampf- und Douchekammern, sowie die verschiedenen Bassins sind mit Porzellan-, Glas oder Marmor-Platten verkleidet.“ [...] Jeder Badende erhielt im Schwitzbade eine Schürze, in der Schwimmschule eine Schwimmhose oder Schwimmkleid, außerdem „[...] Servietten [und] Bademäntel“ zu verschiedenen Preisen, je nach Kategorie der gezahlten Badbenützung. Zusätzlich waren „Mineralbäder [...] vorrätig“, und „um die nöthige Reinlichkeit zu erhalten, sind hiezu eigene Wannen und besondere Wäsche bestimmt.“ Die Schwimmschule war während der Sommermonate täglich geöffnet, für Männer vormittags, für Frauen nachmittags. Dem Militär wurde ein Nachlass des Eintrittspreises um 30% gewährt. Auch für Kinder galten eigene Preise.²⁵

²⁴ Ernst Blaschek: Mariahilf einst und jetzt. Wien und Leipzig 1926, S. 307.

²⁵ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Informationsblatt, vermutl. 1868.

In den nächstfolgenden Jahren dürfte sich die an sich bereits modernst und prunkvollst ausgestattete Badeanstalt immer weiter auch zu einer Heilkuranstalt entwickelt haben.²⁶ In der eigens für die „Abtheilung für Wassercuren im Esterhazybade“ verfassten Hausordnung des Jahres 1890 wurde in 11 Punkten geregelt, dass sich die Kurpatienten u. a. beim Kurarzt im II. Stock vorzustellen hätten und sämtliche Verordnungen pünktlich und genauestens einzuhalten wären. Es gab Einzelkuren ebenso wie Wochen- und Monatskarten und auch Abonnementkarten²⁷ zu je 10 Mal mit 20tägiger Gültigkeit oder zu je 30 Mal mit 90tägiger Gültigkeit. Wäsche zum Abtrocknen – „Bademantel und Serviette“ – wurden von der Anstalt beigestellt. „Leintücher zum Abreiben oder zur Einpackung, sowie Leib-, Waden und Hämorrhoidalbinden, ebenso Hauben w[u]rden nicht von der Anstalt beigegeben. [...] Kotzen w[u]rden entweder gegen eine tägliche oder wöchentliche Leihgebühr abgelassen [...] oder verkauft.“²⁸

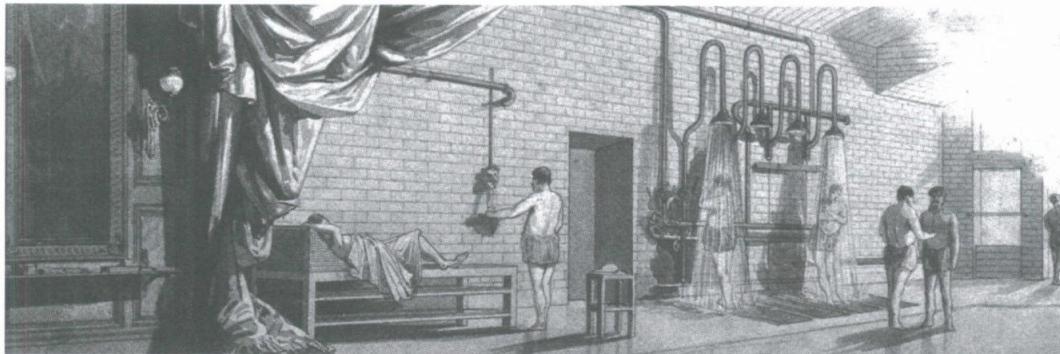


Abb. 2: Blick in die Frottierkammer.

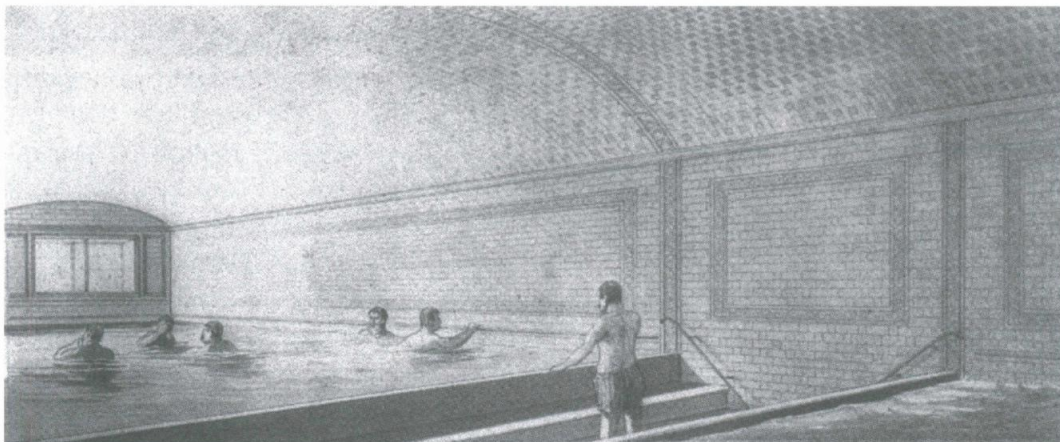


Abb. 3: Schwimmbassin, um 1880.

²⁶ Bereits 1855 bot ein gewisser Josef Fuchs, „Doktor der Medizin, Accoucheur [Geburtshelfer], ordentliches Mitglied des Doktoren:Kollegiums der medizinischen Fakultät zu Wien Mariahilf“, im Esterházybad seine Dienste „insbesondere für Gicht-, Rheuma und Skrophel [Geschwür] Patienten“ an und bezeichnete das Bad als „Diätetisch:therapeutische Heilanstalt“. Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Verlautbarung Josef Fuchs.

²⁷ Bei der Abonnementkarte im Ausgabenbuch dürfte es sich um eine solche für Wasserkuren gehandelt haben.

²⁸ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Hausordnung 1890.

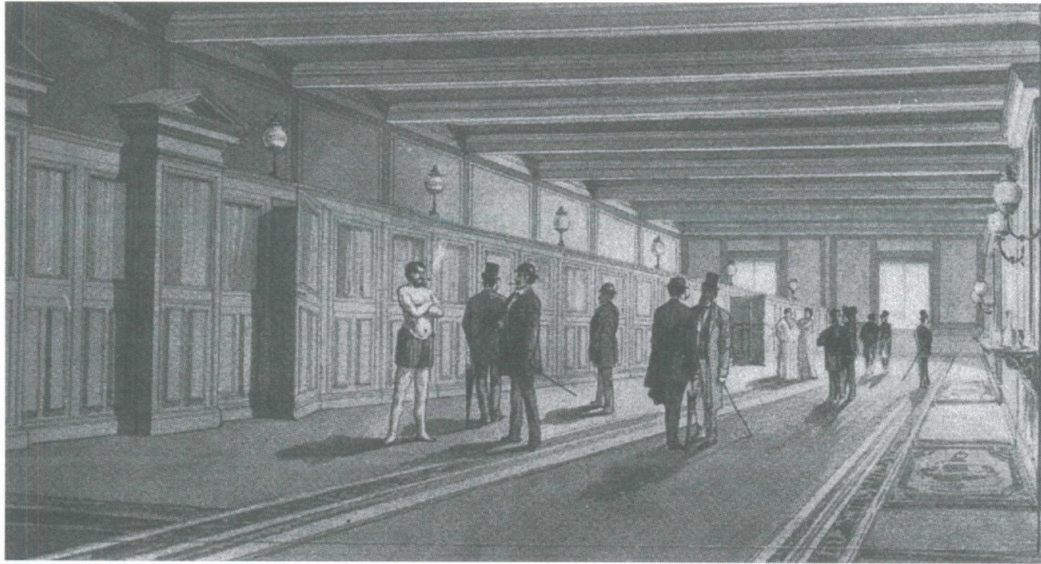


Abb. 4: Vorraum, um 1880.

Das Jahr 1899, mit dem ja auch das Ausgabenbuch datiert ist, brachte für das Esterházybad vorerst und für einen längeren Zeitraum einen weiteren Aufschwung. Es wurde immer gezielter zu einer großen Kur- und Heilanstalt umgestaltet. Laut „Statut der Abtheilung für Wasser-, Inhalations- u. elektrische Curen u. medicamentöse Bäder im Esterhazybade in Wien VI, Gumpendorferstrasse Nro 59“²⁹ befand sich die „Abtheilung für Wassercuren [...] im II Stock [...]“. Hier wurden nunmehr auch „Inhalationscuren“ angeboten, die selbstverständlich unter ärztlicher Leitung stattzufinden hatten. Der Zweck (Pkt. 3 der Statuten) war die „Behandlung ambulanter Kranken nach der hydriatischen Curmethode, Elektrotherapie, Massage, Salz- und Fichtennadelinhalationen und die Verabfolgung von Kohlensäurebädern oder anderen medicamentösen Bädern / Fichtennadel, Eisenmoor – Steinsalz – Stahl – Eisen oder Schwefel-Bädern / oder von elektrischen Strom- oder Licht-Bädern nach Anordnung des Arztes.“ Von der Behandlung ausgeschlossen (Pkt. 4 der Statuten) waren „an einer acuten Infectionskrankheit Leidende, Geisteskranke oder einer Geisteskrankheit Verdächtige, ebenso [war] die Aufnahme von Kranken behufs ärztlicher Behandlung und Verpflegung im Hause unstatthaft.“ Sämtliche Inhalationen unterstanden der Aufsicht eines Arztes, und es war „für die sorgfältigste Reinhaltung der Apparate des Inhalationsraumes, insbesondere aber für die Desinfektion der zur Inhalation gebrauchten Mundstücke Sorge zu tragen“ (Pkt. 5 der Statuten). Auch „Kohlensäurehaltige Bäder [durften] wie alle Heilbäder nur über Anordnung des Badesarztes [...] verabfolgt [...] und [nur] vom Badespersonale überwacht werden“ (Pkt. 6 der Statuten). Pkt. 7 der Statuten besagte, das „zur Aufstellung des Kohlensäure-Apparates / Kohlensäure-Cylinder und Mischgefäß / bestimmte Locale muss ausgiebig nötigenfalls durch Aspirationsvorrichtungen an Decke und Boden ventiliert sein, für Unberufene abgesperrt und unter Verschluss seitens der den Apparat bedienenden Personen gehalten werden. In diesem Locale dürfen Heizkörper nicht angebracht, Warmwasser- oder Dampfleitungen nicht durchgeführt werden. Von Baderäumen ist dieses Locale vollständig abzutrennen.“ In Punkten 8 bis 12 wurde zu äußerster Vorsicht, Obsorge und Hygiene gemahnt. Punkt 13 mutet etwas

²⁹ Wiener Stadt- und Landesarchiv, 1.3.2.212.A26.5/5 Wasser-, Inhalations- und elektrische Curen/1899.

kurios an, die Umsetzung des Inhalts dürfte aber doch notwendig gewesen sein, angeführt zu werden.

„Die Badewannen haben derart konstruiert zu sein, dass der Kopf des Badenden unter allen Umständen über den Wannenrand herausstehe. Um dies zu erreichen, ist die Wanne mittels eines mit einem Ausschnitt für den Kopf des Badenden versehenen Deckels oder mit einem wasserdichten Stoffe, an welchem eine Cravatte für den Durchschnitt des Kopfes angebracht ist, zu bedecken.“

Die Preise für die Kuren hatten im Vorhinein festgesetzt zu werden, das ärztliche Honorar war darin nicht enthalten. Selbstverständlich waren die Kurzeiten genau geregelt, nach Männern und Frauen getrennt, wobei den Frauen lediglich ein Zeitraum von 11.00 Uhr bis 13.00 Uhr zugestanden wurde, während Männer 2 mal pro Tag – von 6.00 Uhr bis 10.00 Uhr morgens und von 16.00 Uhr bis 18.00 Uhr abends – kuren konnten (Pkt. 14 bis 20 der Statuten). „Über die in der Anstalt vorgenommenen Curen [war] ein Protocoll zu führen mit der Angabe der Krankheit, des angewandten Curverfahrens und des erzielten Heilerfolges und [war] ein diesbezüglicher Jahresbericht nach dem hiefür vorgeschriebenen Formulare dem Wiener Magistrate im Wege des Stadtphysikates vorzulegen“ (letzter Punkt der Statuten). Gezeichnet wurde das Dokument von Johann Presl am 1. Mai 1899, die Genehmigung der Statuten erfolgte am 13. Mai 1899 von der kk. n.ö. Statthalterei.

Die Umsetzung der Neuerung dürfte jedoch erst in den Jahren danach erfolgt sein, sind doch in dem Ausgabenbuch nicht einmal in Ansätzen irgendwelche mit den neuen Kuren in Verbindung stehende finanzielle Aufwendungen angeführt. In diese Zeit fiel jedoch gewiss der Ankauf eines „Apparates zur Herstellung von Kohlensäure-Bädern“, wie aus einem (leider undatierten, aber in etwa zuordenbaren) Notariatsakt hervorgeht. Laut diesem kaufte Johann Presl dem „Balneologen Wilhelm Lippert“ aus Dresden, der vom 17. April 1893 ein Patent³⁰ hierauf besaß, dieses ab, um es für seine Zwecke nutzbar zu machen. Eine neue Ära des Bades war angebrochen. Bei der Verabreichung der kohlendioxidhaltigen Bäder mussten bestimmte Verhaltensweisen genau geregelt sein: So wurden die „P. T. Badegäste [...] höflichst darauf aufmerksam gemacht, dass das in die Badewanne eingelassene Kohlensäurehaltige Wasser nicht umgerührt werden darf, damit dessen erfrischende und kräftigende Wirkung nicht vermindert werde. Nachdem man sich entkleidet hat, wolle man das Bad nicht lange stehen lassen und langsam in die Wanne, das Gesicht nach dem Fenster gewendet, steigen [...].“ Hierauf sollte man im Wasser liegen „ohne zu schaukeln oder sonstige starke Bewegungen auszuführen, die Hände vor sich hingestreckt, den Körper bis an das Kinn unter Wasser gleichsam in der Schwebelage. [...] Das Abwaschen des Körpers mit Seife oder Abbrausen darf in diesem Bade nicht vorgenommen werden.“³¹

Je größer und wirtschaftlich erfolgreicher das Unternehmen wurde, desto mehr Personal musste vorhanden sein, um den reibungslosen Ablauf des Bade- und Kurbetriebes zu gewährleisten. Aus der „Erklärung zur Bemessung der allgemeinen Steuer“ für die Veranlagungsperiode 1900/1901 geht hervor, dass in der Anstalt zu dieser Zeit 36 Personen – 18 weibliche, 18 männliche – beschäftigt waren, von denen Herr Hlawa, der nunmehrige Besit-

³⁰ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Patent „auf ein Verfahren für einen Apparat zur Herstellung kohlen-saurer Badewässer nebst Einrichtung zur Bestimmung des jeweiligen Kohlensäuregehaltes“, 17. April 1893.

³¹ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Anleitung für den Gebrauch der Kohlensäure-Bäder (Patent Lippert).

zer nach Johann Presls Tod 1900, 8 Badediener, 5 Badedienerrinnen sowie ein „Hühneraugenschneider“ ohne Entlohnung blieben – in welcher Weise diese bezahlt wurden, geht aus dem Akt nicht hervor. Die anderen Bediensteten – „Inspektor, 2 Heizer, Kassirin, Wirtschaftlerin, Seifenverkäuferin, 10 Wäscherinnen, Wannenedienerrinnen, Dampfbaddienerrinnen, Wannendiener, Dampfbaddiener, Wassermann, Thürsteher, Schwimmmeister“ – mussten für ihre Dienste regelmäßig ihren Lohn erhalten.³² Doch auch andere größere Ausgaben waren zu tätigen, so etwa 1898 jene für ein „electrisches Bad“³³, 1904 für eine Bohrung nach Wasser in eine Tiefe von 150 m³⁴ oder 1906 für einen „Zweiflammrohr-Wellrohr-Dampfkessel mit darüberliegendem Dampfsammler & Vorwärmer“³⁵. 1912 mussten die Telefonanlage verstärkt³⁶, 1913 „verzinnete Gasrohrmuffen“ und „Siedrohre samt Bordringen und Flanschen“³⁷ angeschafft werden, aber auch einfachere Utensilien zur Aufrechterhaltung des Betriebes galt es zu kaufen: „Zylinderöl“, „Gasmotorenöl“³⁸, „8 Stück Kopfbürsten“³⁹, „2 Kohlenschaufeln“⁴⁰ oder etwa 20 Karton (200 Stück) „Corniferoltabletten“⁴¹. Auch größere Posten waren zu begleichen, so ebenfalls im Jahr 1913 für beispielsweise „1.200 kg Kokosseife No 32 und 100 Dtzd. Delphinseife No 770“⁴² oder für im Vormonat gelieferten Koks in der Höhe von K 1.807, 49⁴³. Darüber hinaus mussten laufend kleinere und größere Reparaturen vorgenommen werden. Aus dem Jahr 1929 existiert eine Auflistung über notwendig gewordene Arbeiten beispielsweise im Herrendampfbad II. Classe: „Neues Schutzblech für Dampfrohr, Wechsel für Dusche schweißen, Ventilation richten, Kabinentür Kegel festmachen, 2 Tafeln festmachen, neue Massierbank, Waagebestandteile vernickelt, 50 Lärchenbretter für Schutzgitter, Zuleitungsrohr für Kalt- und Warmwasser richten, 2 Ottomanen neu mit Klappen versehen, Flansche schweißen, neues eisernes Gassenfenster,⁴⁴ einen neuen Fensterstock, Parapet, neuen Fensterrahmen, neue Ventilation“ etc. etc. Die Liste ließe sich unendlich fortsetzen. Außerdem waren auch immer wieder Reparaturen an den Hausfassaden größeren und kleineren Umfanges zu veranlassen und zu begleichen.⁴⁵

In das Bad selbständig eingemietet waren Hühneraugenoperateure, Badewärter und Masseur, der „Anerkennungszins“ hierfür war an der Kasse allmonatlich zu erlegen.⁴⁶ Ein ebensolcher Vertrag wurde 1937 auch für eine Friseurmeisterin abgeschlossen, die einen eigenen

³² Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Erwerbssteuerbemessungsgrundlage.

³³ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Auftragsbestätigung Fa. Ludwig Schulmeister.

³⁴ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Auftragsbestätigung Fa. Latzel & Kutschera.

³⁵ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Auftragsbestätigung Fa. Jos. Pauker & Sohn.

³⁶ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Auftragsbestätigung Fa. Salzer & Thie.

³⁷ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Auftragsbestätigung Fa. Th. Schultz & L. Goebel.

³⁸ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Lieferschein Edwin Cooper.

³⁹ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Rechnung Pinselabrik Magnus Bühler.

⁴⁰ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Rechnung Gustav Stifter.

⁴¹ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Rechnung Emil Langbein & Co.

⁴² Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Schlussbrief Milly-Kerzen-, Seifen- und Glycerinfabrik.

⁴³ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Rechnung Österreichische Länderbank, 31.1.1913.

⁴⁴ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Auflistung, maschinschriftl.

⁴⁵ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Brief 21. Mai 1913 Architekt und Stadtbaumeister Karl J. Schmidt & Adolf Mader.

⁴⁶ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Vereinbarung zwischen den Professionisten und der Badeanstalt 1921, 1923, 1929.

Raum erhielt, in dem sie neben ihrem Friseurgewerbe auch jenes der Schönheitspflege ausüben konnte. Des Weiteren war ihr der Verkauf von Toiletteartikeln gestattet.⁴⁷

Aus dem Jahr 1939 liegt ein Wäscheinventar vor, das erahnen lässt, welche Logistik zum reibungslosen Betreiben des Badeunternehmens notwendig gewesen war: „Herren I. Cl. - Bademäntel 278, Herren II. Cl. 160 und schlechte, Damen 287 und 40 schlechte, Herren I. Cl. – Leintücher 153, Herren II. Cl. muss die schlechteren Leintücher von Herren I. bekommen, Damenleintücher 65, Diwantücher 33, Kopftücher 103, Fusstücher 80, Fussbad Handtücher 32. Ich würde sehr notwendig Molino für die Bügelmaschine brauchen.“⁴⁸ Gleiches gilt für „Material und Kleininventarvorräte“ aus dem Jahr 1943: „10 Kugelbesen, 50 Klosettbürsten, 41 Handreißbesen, 127 Schropfer, 78 Kielschropfer, 22 Besenstangen, 11 Wannbürsten, 73 Reibbürsten, 40 Kielreibbürsten, 3 Schaufeln, 45 Stielreißbesen, 301 Reibtücher, 200 Reibtuchstoff, 7 Haarbesen, 2 Lavoire, 2 Kübel, 4 Spucknäpfe, 9 Handbürsten, 9 Haarbürsten, 6 Mopp, 17 Holzstöpseln, 1 Lampenschutzgitter, 14 Schwämme, 240 kg Waschpulver, 105 kg Schmierseife, 220 kg flüssige Seife, 225 kg Laugenessenz, 142 Schilfmatten, 170 P Klosettpapier, 15m Kokosläufer, 42,70m Wasserschlauch, 2 Wäschkörbe, 30 Stück Velosa Tabletten, 89 St. Fichtensalz, 10 St. Niveacreme fett, 2 St. Ischler Sole, 11 St. Haarlotion.“⁴⁹

Der Zweite Weltkrieg ging auch am Esterházybad nicht spurlos vorüber, wenngleich die Archivalien dazu äußerst spärlich sind: So ist nur zu erfahren, dass zum einen bestimmte Badezeiten und Preise für den Besuch der Anstalt für Wehrmachtssoldaten festgelegt wurden und zum anderen, dass das Gebäude auch unter den Kriegseinwirkungen zu leiden hatte. Dementsprechend liegt ein Schreiben von Maria Hlawa an den Ortsgruppenleiter Brüggel vor, dass 35 Scheiben – Fensterscheiben, Oberlichtscheiben, geriffelte Scheiben – durch Blindgänger zu Bruch gegangen seien.⁵⁰

Die Nachkriegsjahre brachten für das Esterházybad wirtschaftlich schwierige Zeiten. Zwar zählte das Bad 1948 exakt 85.334 Besucher (59.816 Dampfbäder und 25.518 Wannbäder), 1951 belief sich die Besucherzahl nur auf 38.801 Personen (13.539 Wannbäder und 722 Fußbäder). Auch waren bloß noch 13 Bedienstete dort tätig⁵¹ – 1900/1901 waren es 36 Personen. Kaum vorstellbar ist, dass die niedrigeren Besucherzahlen bereits auf bessere Wohnverhältnisse und Hygienestandards in den Wohnungen der Bevölkerung zurückzuführen sind, sondern viel eher sich möglicherweise der Niedergang des Bades, der erst 30 Jahre später, 1982, seinen Endpunkt erreichte, bereits abzuzeichnen begann.

Um zu der Ausgangsarchivalie, dem Ausgabenbuch aus dem Jahr 1899, zurückzukehren, so ist ja bislang noch nicht bewiesen, dass es sich tatsächlich um eines zum Esterházybad gehöriges handelt. In diesem Zusammenhang sind zwei weitere ausgabenseitige Aufwendungen des Buches anzuführen: Am 8. August ist der Posten „Annonce im Weltblatt“ aufgelistet. Die diesbezügliche Sichtung der mehrseitigen Tageszeitung „Das Neuigkeits-Weltblatt“ von März bis Dezember 1899 wies jedoch keine derartige Annonce auf, möglicherweise war sie

⁴⁷ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Vertrag vom 14. Juni 1937 zwischen Esterházybad und Therese Hermann.

⁴⁸ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Wäscheinventar 3.10.1939.

⁴⁹ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Kleininventar 2.1.1943.

⁵⁰ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Brief Esterházybad – Brüggel, 23.3.1945.

⁵¹ Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad, Besuchererhebung 8.1.1952.

verchiffriert.⁵² Die andere Aufwendung wurde am Donnerstag, 7. Dezember 1899 mit „Verein der öst. Volkskunde“ in das Ausgabenbuch eingetragen. Es dürfte sich bei dieser Spende um eine gehandelt haben, die Johann Presl auch schon in früheren Jahren getätigt hat⁵³. Denn bereits 1898 dankt Michael Haberlandt dem Badhausbesitzer für ein Darlehen aus dem Jahr 1897 von 1000 Gulden, verzinsbar zu 4 Prozent. Dieses Darlehen verwandelte Johann Presl in der Folge in eine Schenkung anlässlich des 50jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs, was die Ernennung Presls zum „Stifter“ des Vereins für Volkskunde durch Michael Haberlandt zur Folge hatte.⁵⁴ Damit ist der Beweis erbracht, dass das einstmals so anonyme Ausgabenbuch tatsächlich in direktem Zusammenhang mit dem Esterházybad steht.

Abschließend sei noch erwähnt, dass ich für die letzte Lehrveranstaltung des Blocks „Archivalische Quellenkunde“ verschiedene Schriftstücke – in der Hauptsache Plakate, Werbeprospekte, Badeordnungen, aber auch handschriftliche Kurlisten des Bades – aus dem Bezirksmuseum Mariahilf ausborgte, diese mit Stecknadeln auf Packpapier „spändelte“ und damit eine kleine Ausstellung im Hörsaal für die Studierenden gestaltete, um ihnen auf diese Weise vorzuführen, wie spannend auch nur die kleinste Archivalie sein kann, selbst wenn man kaum etwas über sie weiß.

Abbildungsnachweise

Abb. 1 und 2: Wilhelm Seledec, Helmut Kretschmer, Herbert Lauscha: Baden und Bäder in Wien. Wien 1987, S. 40, 42.

Abb. 3 und 4: Herbert Lachmayer, Sylvia Mattl-Wurm, Christian Gargerle (Hg.): Das Bad. Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jahrhundert. Salzburg und Wien 1991, S. 157, Abb. 163, 164.

⁵² In einem handschriftlichen Tagebuch des Jahres 1913 sind dergl. Annoncen-Zeitungsanschnitte eingeklebt. Bezirksmuseum Mariahilf, Archiv, Konvolut Esterházybad.

⁵³ Zahlreich sind die Posten in dem Ausgabenbuch, die man unter Almosen oder Spenden subsumieren kann.

⁵⁴ Herbert Nikitsch: Auf der Bühne freier Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945) Wien 2005 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N. S. 20), S. 52.

MARTIN SCHARFE

Die Welt wird lauter mit jedem Tag.

Lärm – eine vernachlässigte Dimension in Kultur und Kulturwissenschaft

Introitus

Im 8. Heft der Zeitschrift mit dem bezeichnenden Titel „Recht auf Stille“ – im 1. Jahrgang im Jahre 1909 – war ein Gedicht abgedruckt, das uns mitten hinein in das Thema des Lärms und des Lärmens führt. Es ist überschrieben „Frei nach Uhland“ und bezieht sich auf Ludwig Uhlands Gedicht „Frühlingsglaube“, das der schwäbische Dichter am 21. März 1812 niedergeschrieben und im folgenden Jahr erstmals veröffentlicht hatte¹: „Die linden Lüfte sind erwacht, / Sie säuseln und weben Tag und Nacht, / Sie schaffen an allen Enden. / O frischer Duft, o neuer Klang! / Nun, armes Herze, sei nicht bang! / Nun muß sich alles, alles wenden!“

Die zweite Strophe läßt Uhland mit den verheißungsvollen Versen beginnen: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag, / Man weiß nicht, was noch werden mag, / Das Blühen will nicht enden.“ Doch diesem optimistischen Frühlingsblick war nun, ein Jahrhundert später, ein überaus kritischer Einwurf entgegengestellt mit der Kontrafaktur:

„Die Welt wird lauter mit jedem Tag, / Man weiß nicht, was das werden mag, / Das Lärmen will nicht enden; / Es lärmt im fernsten, tiefsten Tal, / Selbst auf den Höh'n Skandal und Qual, / Und nimmer will sich's wenden.“²

Nehmen wir diese pessimistischen, ja verzweifelten Reimzeilen als Symptom einer neuen Empfindlichkeit, einer neuen kulturellen Stimmung, die sich da in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zunächst nur zaghaft bildet und ausbreitet, so stellt sich ja sogleich die Frage: Was sind die Ursachen dieser neuen kulturellen Tendenz? Ist sie von einer wirklichen, also gleichsam meßbaren³ Zunahme des Lärms im täglichen Leben angestoßen worden, oder ist sie auf eine eher gefühlte, aber dennoch erlittene größere Nervosität des Sinnesorgans zurückzuführen; oder, so mutmaßen wir doch sofort, haben wir es nicht mit zwei Entwicklungen auf objektivem wie auf subjektivem Gelände zu tun, die sich ergänzen und entsprechen? Und natürlich können wir die Frage nach der seinerzeit für möglich gehaltenen Praxis nicht unterdrücken: Die Frage nach den technischen, gesellschaftlichen, juristischen Möglichkeiten, Lärm zu reduzieren – und zugleich jene andere Frage nach der Möglichkeit (und Wünschbarkeit) einer kulturellen Taubheit, die sich die Individuen anzudressieren hätten.

¹ Vgl. Ludwig Uhland: Gedichte. Hg. von Hans-Rüdiger Schwab. Frankfurt a. M. 1987, S. 374.

² Recht auf Stille. Der Antirüpel. Antirowdy [etc.]. 1. Jg., Nr. 8 (Juni 1909), S. 243. Die Quellenangabe lautet: „Aus einem Artikel ‚Der Antilärmverein‘ im Zentral-Anz. f. Magdeburg.“

³ Ich sage ‚gleichsam meßbar‘ nicht nur aus historischer Rücksicht (unsere heutigen Meßmöglichkeiten waren um 1900 noch nicht bekannt), sondern auch aus der prinzipiellen Überlegung heraus, daß die sozusagen tote physikalische Größe Lärm auf ein lebendiges Lebewesen trifft. Ein endlos über mir kreisender Helikopter, der Motormäher meines Nachbarn, die Schallsumme des Autobahngedröhns, das in mein Schlafzimmer dringt, mögen nach ihren Dezibel-Meßdaten nicht gravierend sein: aber diese Lärme machen mich kaputt, ich kann es nicht anders sagen. – Als *objektive* Einführung in das weite Feld der akustischen Wahrnehmung vgl. die kleine Skizze von Hans-Peter Zenner: Töne aus dem Ohr: der kleine Mann, der Motor und die Dezibel oder: Die Schallverarbeitung des Ohres. In: Thomas Vogel (Hg.): Über das Hören. Einem Phänomen auf der Spur. Tübingen 1996, S. 113–121.

Das alles sind Fragen von kolossalem Umfang, weil sie grundsätzliche Fragen der menschlichen Existenz betreffen – sie sind in einem kleinen kulturwissenschaftlichen Essai gewiß nicht zu beantworten. Angestrebt ist immerhin eine erste grobe Skizze, die zeigen könnte, daß es sich lohnte, die Spur zu verfolgen.

Das übersene Ohr

Carl Gustav Carus, der große Arzt und Naturforscher und bedeutende Maler, hat bedauert, daß die individuelle Gestaltung des menschlichen Ohrs in den neueren Zeiten (ganz im Gegensatz zur Antike) so wenig beachtet werde; denn, so hatte er gefunden, „wer sich gewöhnt, auf alle Verhältnisse des äußern Ohrs gehörig zu achten, der wird es in vieler Hinsicht als sehr charakteristisch für den ganzen Menschen erkennen“.⁴ Diese Mißachtung der Gestalt des Ohrs ist eine äußerst merkwürdige Sache – und überdies ein recht paradoxer Umstand, wenn man an die seit der Frühen Neuzeit hochentwickelte Musikkultur Europas denkt – und hat wohl recht verborgene Gründe, die später noch kurz angesprochen werden sollen. Aber der Sachverhalt der Mißachtung kann doch nicht bezweifelt werden; sonst wäre es ja dem italienischen Arzt und Kunstwissenschaftler Giovanni Morelli nicht möglich gewesen, gegen Ende des 19. Jahrhunderts seine revolutionär neue Methode der Zuschreibung und Datierung von anonymen Kunstwerken zu entwickeln – eine Praxis, der die Theorie zugrunde lag, es gebe in den Bildwerken der abendländischen Kunst gleichsam blinde Flecken, in denen auf Naturbeobachtung und Naturnachahmung verzichtet werde zugunsten tradiert und unhinterfragter Kürzel⁵; das Ohr beispielsweise war für Morelli eine jener Stellen des menschlichen Körpers, an denen die Künstler auf exakte Empirie verzichteten zugunsten visueller Stereotypen.

Dieses übersehene Ohr aber, ein unübersehbarer Sachverhalt gewiß, kann uns als Gleichnis dienen für das Überhören – also, um es unangemessen auszudrücken, für das Übersehen der Bedeutung des Lärms in Kultur und Kulturwissenschaft. Die Forschungsansätze sind bislang überschaubar. Doch steht zu erwarten, daß die heftigen Lärmproteste der letzten Zeit (vor allem gegen Nachtfluglärm) das wissenschaftliche Gelände bald verändern werden.

Bislang aber waren die diversen Sparten der Kulturwissenschaften eher taub für den Lärm, die Volkskunde hat da keine Ausnahme gemacht. Lärm war ihr keine eigene und eigenständige Kategorie, er war vielmehr eingespannt ins Korsett tradiert Interpretationsmuster; im Grunde war der Lärm – im Brauch des Sensesstreichens, des Krach-Umzugs, der Katzenmusik oder auch in den sagenhaften Erfahrungen nächtlicher Geisterumzüge – stillgestellt und nicht mehr zu hören. Erst und nur eine Volkskunde als Kulturgeschichte der Sinne hätte dem alten und oft gräßlichen Lärm der alten Volkskultur den Laut gegeben.⁶

⁴ Carl Gustav Carus: Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. 1852. Ich zitiere nach der 2., verm. Aufl. Leipzig 1858 (Reprint: Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntnis. Hildesheim, Zürich, New York 1997), S. 249.

⁵ Vgl. dazu Martin Scharfe: Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur (1994). Jetzt in ders.: Signaturen der Kultur. Studien zum Alltag und zu seiner Erforschung. Marburg an der Lahn 2011, S. 35–57; hier: S. 45 f.

⁶ Im Augenblick, da ich sie formuliere, erweist sich meine wissenschaftsgeschichtliche Kritik als veraltet, wie die Ausstellung „Ton um Ton“ im Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck zeigt. Vgl. dazu die vorzügliche Einführung von Herlinde Menardi und Karl C. Berger (Red.): Ton um Ton im Tiroler Volkskunstmuseum. Innsbruck 2012. – Als allgemeine Hinführung vgl. auch R. Murray Schafer: Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens. Deutsch von Kurt Simon und Eberhard Rathgeb. Frankfurt a. M. 1988.

Umso auffälliger ist der paradoxe Umstand, daß gerade diejenigen Künste, denen es am wenigsten verliehen ist, sich stimmlich auszudrücken – Bildhauerei, Malerei, Graphik –, wohl seit jeher den Lärm zu ‚sehen‘ und plastisch und bildlich zum Ausdruck zu bringen versucht haben: man denke nur an die weit aufgerissenen, ‚brüllenden‘ Mäuler der Wasserspeiergestalten an mittelalterlichen Kathedralen oder an den grotesken Nasentrompeter am Hauptportal des Freiburger Münsters, an die Posaunen des Jüngsten Gerichts auf allerlei Weltgerichtsdarstellungen, dann an Hogarths, Töpfers oder Grandvilles Karikaturen kreischenden Kirchengesangs oder grellen Ausschreierwesens und am Ende an den expressiven und so unendlich einsamen, man möchte meinen: gellenden, durchdringenden (oder doch eher: heiseren, verröchelnden?) „Schrei“, wie ihn Munch gestaltet hat.⁷

Zur Kulturgeschichte des Lärms

Der Lärm der Herren

Die Tatsache, daß die frühen Darstellungen des Lärmens den Werken der hohen, der herrschenden Kultur angehören, führt zur Frage, was Lärm mit Herrschaft zu tun hat. Die Forschungen, die vorliegen, legen uns eindeutige und dichte Zusammenhänge nahe. So hat etwa Jörg Jochen Berns an konkreten Beispielen wie Kaiserkrönungen, Friedensfeiern und Fürstenbeisetzungen zeigen können, wie mit Hilfe lärmender Instrumente – Orgel, Glocke, Kanone! – regelrechte „Hallräume“ inszeniert und installiert wurden.⁸ Denkwürdig ist indessen der Umstand, daß Lärm nicht nur eine Strategie feudaler Herrschaft war, sondern, sehr viel später, auch der faschistischen Machtausübung zu dienen hatte: politische Propaganda, die sich in Zeiten der Herrschaft des Kapitals ins Geschrei der Werbung verwandelt, das uns alltäglich bedrängt.

Doch auch der triviale Vollzug der Herrschaft war mit gräßlichem Lärm verbunden; die Händel der Herren machten – im Krieg – den ganz ordinären, deshalb aber nicht weniger schlimmen Lärm mit seinen akustischen Vorandrohungen: Pferdehufgetrappel, Wagenreifennirschen, Kommandogeschrei. Da war dann der berüchtigte Kanonendonner, das befürchtete Schlachtgetöse nicht mehr fern. Der Schweizer Soldat Ulrich Bräker, ‚der arme Mann im Tockenburg‘, denkt zurück und weiß noch, daß er während seiner Kriegszeit, 1756, „immer Kopf und Ohren so voll von dem entsetzlichen Lärm der knallenden Büchsen, der Trommeln und Feldmusik, des Rufens der Kommandeure“ hatte, daß er „oft hätte bersten mögen“.⁹

Doch muß zugleich noch angefügt werden, daß dem brutalen Lärm stets auch sein striktes Gegenteil entspricht: Das heimliche Lauschen – perfektioniert schon früh durch aufwendige

⁷ Mark Twain hat die Wirkung visualisierten Lärms satirisch aufgeblasen. Über Tintoretos Jüngstes Gericht in Venedig spottet er: „Der Lärm ist so ausdrucksvoll verdeutlicht, daß die in das Bild versunkenen Beschauer fast regelmäßig anfangen, sich ihre Bemerkungen ins Ohr zu schreien und durch die hohle Hand zu trompeten, aus purer Angst, sich sonst nicht mehr verständigen zu können. Ja, mitunter kann man einen Reisenden sehen, dem beredete Tränen über die Backen laufen und der seiner Gattin die Hände trichterförmig ans Ohr legt, und man kann hören, wie er hindurchbrüllt: ‚Ach, wer dort sein und ausruhen könnte!‘ Ach ja, nur die ganz, ganz Großen der Kunst sind imstande, mit ihrem stummen Pinsel solche Wirkungen auszulösen.“ Mark Twain: Ein Bummel durch Europa. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1985, S. 159.

⁸ Jörg Jochen Berns: Herrscherliche Klangkunst und höfische Hallräume. Zur zeremoniellen Funktion akustischer Zeichen. In: ders.: Die Jagd auf die Nymphe Echo. Zur Technisierung der Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit. Bremen 2011, S. 159–179.

⁹ Ulrich Bräker: Der arme Mann im Tockenburg. Dortmund 1985, S. 83.

technische Apparate und Installationen.¹⁰ Die Aggressivität der inszenierten Unauffälligkeit des ‚Abhörens‘ findet guten Ausdruck in der modernen Wortprägung des Lausch-*Angriffs*.

Lärm des Himmels, Lärm der Hölle

Immerhin das also läßt sich aus einer historischen Betrachtung des Lärmausübens und Lärmertragens lernen: daß Lärm eine beträchtliche Bedeutung hat in allen Herrschaftsverhältnissen; Lärm ist ein Herrschaftsmittel – und diese Erkenntnis wird man auch noch auf unsere Gegenwart anwenden dürfen – : auch in jener subtileren psychologischen Gestalt, die den Machtwillen des sozial inferioren, unterdrückten Rowdys berücksichtigt.

Und ein Zweites ergibt sich aus dem Studium der Geschichte des Lärms: Die Angst vor der Marter durch Lärm ist so groß und verbreitet und wohl auch ‚erfahren‘, daß sogar virtueller Lärm – also die theoretische Lärm-Inszenierung – wirken kann wie realer Lärm. Da ist vor allem an die Vorstellungen der Hölle und ihres Lärms zu erinnern, wie sie im christlichen Abendland entwickelt und verbreitet wurden – Reinhold Hammerstein hat dazu eindrucksvolles Material präsentiert.¹¹

Doch war es der christlichen Theologie auch gelungen, ganz reale Naturerscheinungen erschreckenden Lärms in Dienst zu nehmen: das wirkliche Gewitter und seinen Donner. In diesem Donner fuhr Gott einher, und der Mensch sollte sinnlich erfahren, daß er ausgeliefert ist: „wann du wolltest“, so sollte der Fromme im Gebet unterwürfig zu Gott sprechen, „so könntest du mich und alle Menschen in einem Augenblick sammt allen Kreaturen zu Boden schlagen!“¹² Doch das alte, das ‚religiöse Gewissen‘ mußte mit fortschreitender Naturkenntnis und -beherrschung einem neuen, dem ‚modernen Gewissen‘ weichen – diesen fundamentalen historischen Wandel der menschlichen Psyche hat vor allem Heinz D. Kittsteiner aufzeigen können.¹³ Die Erfindung und Anwendung des Blitzableiters seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist nicht nur ein Mittel dieses Prozesses, sondern auch sein Symptom. Der Lärm der Naturgewalten konnte allenfalls die Superstitiösen noch überwältigen und ‚zerknirschen‘ – diejenigen, die, wie Kant sagte, noch den alten Religionsaffekten verfallen waren. Den Aufgeklärten aber, denen das Wissen um die Beherrschbarkeit der Natur innere Sicherheit geben konnte, erschien der Lärm der Naturgewalten nun als Ausdruck des Erhabenen.¹⁴ Ganz bezeichnend die Erfahrung am Schaffhausener Rheinfall, die Schopenhauer in seiner Berliner Ästhetik-Vorlesung von 1820 mitgeteilt hat: „die Nähe einer so furchtbaren Gewalt“ („wo das Geräusch des Falls so stark ist, daß man seine eigne Stimme durchaus nicht hören kann, vielleicht eine Kanone abfeuern könnte, ohne sie zu hören“!), „deren Wirken man sicher und

¹⁰ Dazu höchst instruktiv Berns 2011 (wie Anm. 8), S. 166–168 („Szene 5: Der fürstliche Lauscher“).

¹¹ Vgl. Reinhold Hammerstein: Die Musik der Engel. Untersuchungen zur Musikanschauung des Mittelalters. Bern, München 1962, bes. S. 100–115 („Die Gegenwelt: Hölle und Teufel“). – Für den Hinweis auf dieses wichtige Buch danke ich meinem Marburger Kollegen, Prof. Dr. Jörg Jochen Berns, herzlich!

¹² So ein Gebet im weitverbreiteten protestantischen Andachtsbuch von Johann Friedrich Stark: Tägliche Hand-Buch in guten und bösen Tagen [...]. Ausgabe Reutlingen 1883, S. 181 (1. Aufl. 1727 und 1731).

¹³ Vgl. Heinz D. Kittsteiner: Die Entstehung des modernen Gewissens (1991). 2. Aufl. Frankfurt a. M., Leipzig 1992.

¹⁴ Der Einfachheit halber darf ich auf meine kurze Darstellung dieses eminent bedeutsamen historischen Seelenprozesses hinweisen: Martin Scharfe: Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850. Wien, Köln, Weimar 2007, S. 100–104.

ruhig betrachtet“ – diese nun erreichte und vorausgesetzte Sicherheit des neuen Menschen ist der springende Punkt! –, „erregt das Gefühl des Erhabenen.“¹⁵

Damit aber war der Zweck des von der Religion instrumentalisierten Natur-Lärms durchschaut und entlarvt: die Überwältigung der Seele, die vielleicht auch von den kirchlichen Gebräuchen des Glockengedröhns und des Orgelgetöses beabsichtigt war. Theodor Lessing hat vor gut einem Jahrhundert schon „das lärmende Gebahren [sic!] der christlichen Kirche“ heftig kritisiert¹⁶, und auch ein Psychiater unserer Tage hat auf „die Macht des Getöses“ hingewiesen und auf seine Bedeutung für das regredierende religiöse „Gefühl der Verschmelzung“.¹⁷ Vielleicht aber sind Meditation, Versenkung, Stilles Gebet, Schweigegelübde gar kein Widerspruch zum zitierten Lärm von Religion und Kirche, sondern nur das notwendige



Abb. 1: Das unerträgliche Dröhnen der Glocke verfolgt den Flüchtenden; das Glockenseil bildet den Umriß eines brüllenden Kopfes. Holzstich nach Ludwig Richter, 1856.

Gegenteil – vielleicht ließen sich diese Tendenzen der Stille nicht nur aus dem Verdikt des ordinären Lachens erklären (wie das überaus erhellend Jacques Le Goff versucht hat¹⁸), sondern auch aus der Scham über den zur Beeindruckung der Gläubigen veranstalteten, oft unmenschlichen Lärm.

¹⁵ Arthur Schopenhauer: *Metaphysik des Schönen*. Philosophische Vorlesungen Teil III. Aus dem handschriftlichen Nachlaß. Hg. von Volker Spierling. 2. Aufl. München, Zürich 1988, S. 106.

¹⁶ Theodor Lessing: *Ueber den Lärm*. In: *Nord und Süd*. Eine deutsche Monatsschrift 97 (1901), S. 71–84; hier: S. 77.

¹⁷ Tilmann Moser: *Gottesvergiftung*. Frankfurt a. M. 1976, S. 71, 26. – Moser schildert eindringlich die Erfahrungen seiner intensiven protestantisch-religiösen Sozialisierung in Diaspora-Situation.

¹⁸ Vgl. Jacques Le Goff: *Das Lachen im Mittelalter*. Aus dem Französischen von Jochen Grube. Stuttgart 2004.

Un-menschlich in einem ganz anderen Sinn – in der Bedeutung des Über- oder Außer-Menschlichen nämlich – war jener der nicht explizit christlichen, aber doch religiösen, jedenfalls numinosen Vorstellungswelt zugeordnete Lärm, der in Europa bis in 20. Jahrhundert hinein zu ‚hören‘ war; es sind uns zahlreiche Beschreibungen dieser Geräusche überliefert (also genügend Empirie!): in allerlei Sagen von lärmenden überirdischen Gestalten, welche die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts der sogenannten Niederen Mythologie zurechnete. Ich zitiere aus dem Register einer bedeutenden Sagensammlung jener Zeit: Gepolter, Getöse (im Walde, im Berge), Hämmern und Klopfen, Heulen und Brausen, Brausen und Tosen, Brausen, Zischen und Toben, Krachen, Knallen, Prasseln, Schlachtenlärm etc. Und der Register-Ersteller fügt an: „Besonders beim Nachtjäger“ (gemeint sind die ubiquitären Meldungen von einer nächtens am Himmel dahinjagenden gespenstischen Horde) „fast in jeder Sage: Lärm, Schreien, Tosen, Jagdgeschrei, Peitschenknall, Pfeifen, Schießen, Hörnerklang.“¹⁹ Wir können nicht umhin, diese empirisch so massenhaft bezeugten Erfahrungen ernstzunehmen, und finden erleuchtend, was Ludwig Feuerbach, der ganz andere Quellen zu Rate gezogen hat, zu sagen wußte. In seinem überaus modernen Versuch, die Religion aus der Sinnesabhängigkeit des Menschen zu erklären – in seinen im Heidelberger Rathaus öffentlich gehaltenen Vorlesungen im Winter 1848/49 („Ohne Sinne ist überall sinnlos die Rede des Menschen“!)²⁰ –, kam er auch auf „den niederschmetternden Eindruck“ zu sprechen, „welchen die Natur durch den Donner vermittelt des Ohres, des Organs der Furcht, auf den Menschen macht“²¹ (der Donner habe „den Götterglauben den Menschen eingekeilt“!²²): man habe also „das Trommelfell im Ohr als den Resonanzboden des religiösen Gefühls“ und „das Ohr als die Bärmutter der Götter“ zu begreifen.²³

Höllenslärm auf Erden

Einen ganz anderen Aspekt des Gehörs hob kurz darauf Arthur Schopenhauer hervor: nämlich den der Ablenkung. Leider sei der Mensch nichts anderes als „ein armes Thier, dessen Kräfte bloß auf die Erhaltung seines Daseyns berechnet sind, weshalb es der stets offenen Ohren bedarf, als welche, auch unbefragt und bei Nacht wie bei Tage, die Annäherung des Verfolgers ankündigen“. Diese stets offenen Ohren zeigten freilich auch an, daß der Mensch von Natur aus nicht zum Denken bestimmt sei (der ironisch-böse Argumentationsgang findet sich im nach wie vor so lesenswerten Kapitel über das „Selbstdenken“!) – denn: Hätte die Natur den Menschen zum Denken bestimmt, „so würde sie ihm keine Ohren gegeben, oder diese wenigstens, wie bei den Fledermäusen“ („die ich darum beneide“, fügt der Philosoph

¹⁹ Richard Kühnau: Schlesische Sagen IV. Register zu Band I–III der Schlesischen Sagen. Leipzig, Berlin 1913, S. 128. – Auch der Umstand, daß es *lärmempfindliche* Geistwesen gibt (Salige, Salkweiber usw.), die sich entfernen, wenn es zu laut wird, verweist auf die Bedeutung des Lärms in der mythischen Welt. Vgl. dazu Gotthilf Isler: O Deine schönen Haare! Volkssagen von der Liebe zur Wilden Frau und die Problematik in der heutigen Ehe. In: Jungiana. Beiträge zur Psychologie von C. G. Jung. Reihe A, Band 10 (2001), S. 47–83; hier: S. 51, 71.

²⁰ Ludwig Feuerbach: Das Wesen der Religion. Berlin o. J. (1913), S. 29.

²¹ Ebd. S. 28.

²² Ebd. S. 29.

²³ Ebd. S. 28. – Zu Unrecht ist das Ohr oft als allzu simples Sinnesorgan aufgefaßt worden: man hat übersehen, welche Bedeutungsräume aus ihm erwachsen. Vgl. dazu etwa Karl Abraham: Ohrmuschel und Gehörgang als erogene Zone (1914). In: ders.: Gesammelte Schriften. Band 1. Frankfurt a. M. 1982, S. 184–187. Dazu gehört die einst weit verbreitete Vorstellung von einer Empfängnis durch das Ohr; vgl. Horst Wenzel: Die Empfängnis durch das Ohr. Zur multisensorischen Wahrnehmung im Mittelalter. In: Vogel (Hg.) 1996 (wie Anm. 3), S. 159–178.

an), „mit luftdichten Schließklappen versehen haben“.²⁴ Solche okkasionellen Schließbohren wären den Menschen auch heutzutage nütze. Denn just in dem historischen Augenblick, da der *vorgestellte* Höllenlärm zu verstummen und der numinose Gewitterdonner seine kathartische Wirkung zu verlieren begann, begann der *wirkliche* Lärm – vor allem der Lärm der Maschine und des maschinellen Verkehrs.



Abb. 2: Das Geschrei der Ausrufer in Mailand, 1837. Holzstich nach Rodolphe Topffer [= Toepffer], 1844.



Abb. 3: „Fünf Centesimi!“ Ausrufer in Mailand, 1837. Holzstich nach Rodolphe Topffer [= Toepffer], 1844.

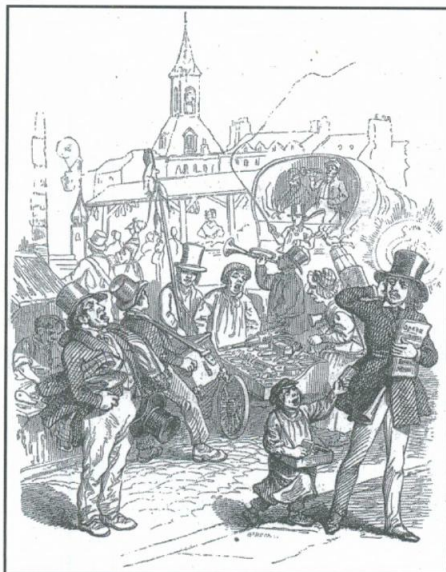


Abb. 4: „Das Glück taub zu sein.“ Der Musikliebhaber wird vom Geschrei der Warenausrufer belästigt. Holzstich nach J. J. Grandville, 1842.

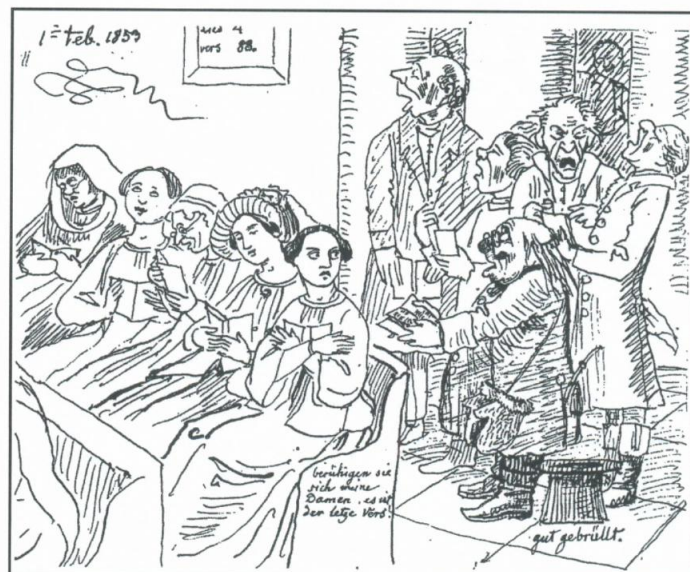


Abb. 5: Gröhlende Männerstimmen stören die Andacht. Zeichnung von Ludwig Emil Grimm, 1853.

²⁴ Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften (1851). 2. Band. Hg. von Ludger Lütkehaus. Zürich 1988, S. 444 (in Kap. XII: Selbstdenken, § 271).

Die Technologie der Motoren, die uns so unendlich große Erleichterung gebracht hat und ohne die unser Leben nicht mehr denkbar ist, hat keine Rücksicht auf die menschlichen Ohren genommen. Als die diversen Dampfmaschinen – Lokomotiven, Dampfhämmer, Dampfpfeifen usw. – dann von den Explosionsmotoren abgelöst wurden, nahm die Zerstörung der Stille noch zu. Diesellokomotiven, Automobile, Baumaschinen, Güterzüge, Flugzeuge, Helikopter, dann endlich gar die unsäglichen Rasenmäher und Laubblasgeräte quälen uns mit ihren akustischen Emissionen; und zum Lärm der Motoren selbst tritt noch der Lärm der erhöhten Geschwindigkeit mit Luft- und Reifengeräuschen – der Lärm der Geschwindigkeit, der seinen extremsten, aber bezeichnenden Höhepunkt im Durchbruch der Schallmauer findet. Die Geschwindigkeit der Verkehrsmittel freilich, die alle Welt als notwendig erachtet, und der ihr zugrunde liegende Trieb zur Eile ist nur ein anderer Ausdruck des als unabdingbar angesehenen hohen Tempos des Kapitalumlaufs. Schon an diesem Punkt meiner Erörterungen, die ja nur zur Genüge bekannte Fakten referieren, läßt sich der Satz nicht mehr umgehen: der unerträglich werdende Lärm der Gegenwart sei nichts anderes als eine sinnlich wahrnehmbare und auf die schuldigen wie unschuldigen Individuen umgelegte Funktion des Kapitalismus.

Eine andere Überlegung stützt diese These. Denn zur lärmenden Technologie der Motoren ist ja längst die Technologie der elektronischen Schallerzeugung getreten samt den Techniken der Schallspeicherung, der Schallübertragung, vor allem aber: der Schallverstärkung ins Ungeahnte, ich muß die einzelnen Techniken nicht beschreiben, sie ändern sich ja ohnehin täglich. Schon die Kindergartenkinder wissen heutzutage, daß sie trotz dünner Stimme mit Hilfe des Mikrofons in ihrer Hand auch eine riesige Halle zu beschallen in der Lage sind. Die schönen kulturellen Gewinne, die uns in Gestalt historischer Stimmen und perfekt dokumentierter Musikaufführungen erfreuen, sind erkaufte mit dem Phänomen der permanenten Beschallung. Wenn ich von meinem ländlichen Wohnort in die Stadt fahre und mir das in den Satzungen der Verkehrsbetriebe versprochene Recht auf Stille verschaffen möchte, wenn ich also den Busfahrer bitte, die Werbesendung des Radios abzustellen, fragt er mich mürrisch: Mögen Sie keine Musik?

Die Verfügbarkeit der Musik hat Ubiquität und anhaltende Dauer der Geräusche zur Folge, und das verbreitete Bedürfnis nach Nicht-Stille und Unterhaltung wird gefüttert mit lärmender Dauerbeschallung. Die Aggressivität dieser permanenten Beschallung aber resultiert aus der systemnotwendigen Gier des Kapitals, die sich in die stets um einige Grad erhöhte Lautstärke des Geschreis der Werbung kleidet: es ist der Lärm des Kapitals, der uns einhüllt; an die Stelle des historisch beobachteten *Lärms der Herrschaft* ist längst die vermeintlich anonyme, in Wirklichkeit aber leicht durchschaubare *Herrschaft des Lärms* getreten.

In dem Maße freilich, in dem Motoren- und Geschwindigkeitslärm sowie die Dauerbeschallung zur Normalität werden und als Normalität gelten, werden die ‚alten‘, die ‚natürlichen‘ Geräusche als störend und lästig empfunden: Hahnenkrähen, Vogelgezwitscher, Kindergeschrei, Bachrauschen, Glockengeläut. Die Lästigkeitsgrenzen sind verrückt, die kulturelle Tendenz produziert eine Dystonie der Geräusche.²⁵

²⁵ Die denkwürdigste Nachricht kommt in diesen Tagen aus Niederrad, dem Stadtteil von Frankfurt a. M., der unter dem Fluglärm besonders zu leiden hat, weil er in der Einflugschneise der neuen Nordwestlandebahn des Flughafens liegt. Der Kirchenvorstand der evangelischen Paul-Gerhardt-Gemeinde (Paul Gerhardt: der Dichter des Abendlieds „Nun ruhen alle Wälder“, vgl. unten!) hat soeben beschlossen, den viertelstündlichen Schlag der Kirchturmuhre nachts zwischen 22 und 6 Uhr abzustellen. „So schön das regelmäßige Schlagen der Uhr sei – in

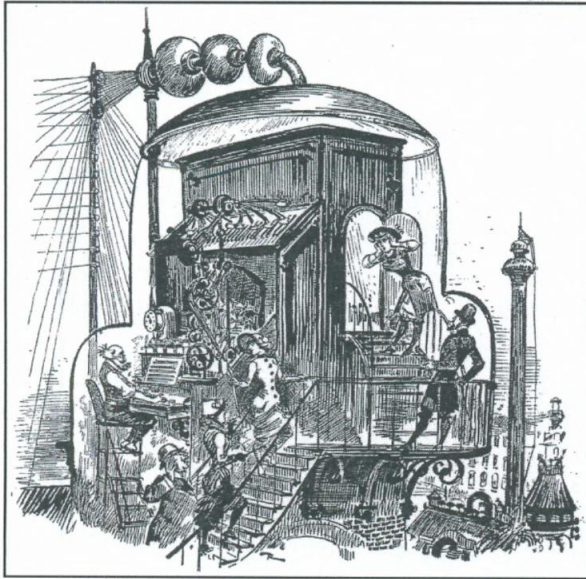


Abb. 6: Eine Zukunftsvision: das elektrisch verstärkte Klavier beschallt ganz Paris. Illustration von Albert Robida, 1883.



Abb. 7: Globalisierung des Lärms: Wilhelm II. beschallt die ganze Welt. Karikatur im „Ullenspiegel“, 1904.

Motorisierung, Globalisierung

Eine wichtige Dimension des Motorenlärms ist seine tendenzielle Unablässigkeit. Dieser Aspekt muß neu ins Bewußtsein gerufen werden – in den Anfangsjahren des Automobils, als dessen neue Existenz noch argumentativ verteidigt werden mußte, war er indessen noch allgegenwärtig. Denn in den Verrechnungen, welche den Vorzug der motorischen gegenüber der alten animalischen Motion betonten, spielte eine zentrale Rolle das Argument: die Tiere ermüdeten (müßten gepflegt, gefüttert, ausgetauscht, der Ruhe übergeben werden), die Motoren dagegen nicht. Daraus war dann das Ideal der unablässigen Zirkulation der Individuen rasch abzuleiten²⁶ – ein kulturelles Ideal, das natürlich nur der Notwendigkeit der unablässigen Zirkulation des Kapitals nachgebildet war. Um es so zu sagen: Der gesellschaftlich-ökonomischen ‚Notwendigkeit‘ des ‚Betriebs‘ sekundierte die neue technische Möglichkeit der unermüdlich laufenden und lärmenden Motoren. Und auch die vorgebliche Notwendigkeit des Dauerlärms – also des Lärmens auch in der Nacht! – wurde beizeiten ideologisch-argumentativ abgestützt.

der gegenwärtigen belasteten Situation sei es wichtiger, die Nachtruhe als hohes Gut zu pflegen.“ Frankfurter Rundschau, 25. Mai 2012 (dpa).

²⁶ Vgl. Martin Scharfe: „Ungebundene Circulation der Individuen.“ Aspekte des Automobilfahrens in der Frühzeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 86 (1990), S. 216–243.



Abb. 8: Eisenbahnlärm verhindert das Gespräch. Zeichnung von Paul Neu (1881–1940).



Abb. 9: Teufelsautomobile und Lärmautomaten stören den Nachtschlaf. Karikatur von Frederick Henry Townsend im „Punch“, 1911.

Die Nacht war in der althergebrachten Werteordnung der europäischen Kultur (aber nicht nur hier!) ein extrem geschützter Raum, es ist fast müßig, Zeugnisse aufzurufen – etwa Sagen, die regelmäßig zeigen, daß die nächtens Arbeitenden, Reisenden, Tätigen von numinosen Mächten erschreckt, verängstigt und geschädigt werden.²⁷ Noch in meiner Kinderzeit wurde den Kleinen gedroht: Wenn du zum Abendläuten nicht daheim bist, holt dich der Nachtkrab. Aber auch die christliche Lehre war eine mächtige Stütze der Vorstellung, in der Nacht müsse absolute Ruhe herrschen. Das schöne Kirchenlied Paul Gerhardts mit der älteren Melodie („O Welt, ich muß dich lassen“; „Innsbruck, ich muß dich lassen“), 1653 erstmals im Druck erschienen, begann mit den Zeilen: „Nun ruhen alle Wälder, / Vieh, Menschen, Städt‘ und Felder, / es schläft die ganze Welt ...“ – es schläft *alle* Welt, es schläft die *ganze* Welt, die Nacht und ihre Ruhe steht unter besonderem – auch göttlichem! – Schutz.

Es ist nun aber symptomatisch, daß dieses Lied mit seiner naiven Beharrung auf dem Gottesgesetz der geschützten Nacht just in jenen Jahrzehnten „in Mißkredit“ geriet und „zur Zielscheibe des Spottes und Witzes gemacht“ wurde, als erstmals verbreitet die Dampfmaschinen Tag und Nacht und ‚unermüdlich‘ liefen. Die ‚Aufgeklärten‘ „rümpften die Nase über Vieh, Schafe und andere gemeine Ausdrücke, und die Geistreichen bemerkten“, so stichelte ein konservativer Kritiker, „daß die erste Strophe reiner Unsinn sey. Wie können, sagten sie, die todten Wälder ruhen, die nie wachen?“ Über ein solches ‚Argument‘, über solche Vernünftlelei mag man heute vielleicht hinweglächeln; doch das *andere* Argument – es gebe ja nicht die *eine*, die *ganze* Welt – erscheint uns heute wie ein Vorbote des verbreiteten Hinweises auf die globalisierte Welt, in der das Beharren auf garantierten Zonen der Stille (etwa der ungestörten Nachtruhe) lächerlich, provinziell und ohnehin faktisch unmöglich geworden sei. Wie kann man, so fragten die neuklugen Kritiker des alten Abendliedes zu Beginn des 19. Jahrhunderts, „in unsern aufgeklärten Zeiten jetzt noch singen: ‚Es ruht die *ganze* Welt‘, wenn man weiß, daß gerade, während wir uns schlafen legen, unsere Gegenfüßler wach werden, also höchstens die *halbe* Welt schläft und auch von dieser nur ein Theil, weder die wachhabenden Soldaten noch Kranke, die an Schlaflosigkeit leiden.“²⁸ Also wurde das Lied (wenn es überhaupt noch gedruckt und gesungen wurde) umgedichtet wie etwa für die Protestanten der Reichsstadt Heilbronn, wo die Gemeinde als gereinigten Text nun zu singen hatte: „Nun ruhet schon in wäldern, / In städten und auf feldern / Ein *theil* der müden welt“!²⁹

Hier war im Grunde schon ein Gedanke gedacht (freilich mitnichten in all seinen Konsequenzen *bedacht!*), der heute – zwei Jahrhunderte später! – verwendet wird, um brutale Einschränkungen des Menschenrechts auf Nachtruhe (also: auf die Unversehrtheit des Leibes) zu legitimieren: der Mensch sei in der globalisierten Welt gewissermaßen sein eigener Gegenfüßler, Tag und Nacht seien nicht mehr zu trennen, Verkehr rund um die Uhr sei notwen-

²⁷ Vgl. ders.: Nachtwege. Störungen zielgerichteter Mobilität in der Alltagskultur der Vormoderne oder: Die Nacht als Störung. In: Julia Fleischhack, Kathrin Rottmann (Hg.): Störungen. Berlin 2011, S. 64–88.

²⁸ Die Kritik ist referiert in der Evangelischen Kirchenzeitung 1830. Ich zitiere nach Eduard Emil Koch: Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs mit besonderer Rücksicht auf Württemberg. 2. Teil: Die Lieder und Weisen. Stuttgart 1847, S. 405. Hervorhebungen ebd.

²⁹ Sammlung alter und neuer Geistlicher Lieder zum öffentlichen und besondern Gebrauche der Heilbronnischen Stadt- und Dorf-Gemeinden [...]. Heilbronn o. J. (1774), S. 276 (Nr. 310). Hervorhebungen von mir, MSch. – Ganz ähnlich sangen die Protestanten im Rheinkreis des Königreichs Bayern ab 1823 (und sogar bis zum Ende des 19. Jahrhunderts!): „Nun ruhet in den Wäldern, / in Stadt und Dorf, auf Feldern / ein Theil der müden Welt“! Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für protestantisch-evangelische Christen [Taschen-Ausgabe]. Speyer 1883 [!], S. 499 (Nr. 527).

dig, Lärm auch in der Nacht unumgänglich durch den Austausch mit Gegenfüßlern. Der ehemalige hessische Ministerpräsident Koch verteidigte den mörderischen Lärm der Nachtflugzeuge im Ballungsgebiet um Frankfurt am Main mit den Worten: „Wir im Rhein-Main-Gebiet müssen wissen, dass dies [gemeint: der Nachtlärm, MSch.] der Preis dafür ist, dass wir in Wohlstand mitten in einer pulsierenden Herzkammer der Weltwirtschaft leben, dass Menschen aus aller Welt zu uns kommen, dass wir schnelle Verbindungen überallhin haben.“³⁰

Aufstand der Gemarterten

Es gibt hier also einen gesellschaftlichen, einen kulturellen Konflikt – und der hat sich am Lärm entzündet, der Tag und Nacht vom Himmel auf die Menschen herunterdonnert; es ist vielleicht überhaupt der erste große Konflikt, dessen Auslöser Lärm ist. Derzeit – ich schreibe diesen Text im Mai 2012 – vergeht kaum ein Tag, an dem die Zeitungen des Rhein-Main-Gebietes nicht auf diesen Konflikt Bezug nehmen in Interviews und Berichten über Proteste, Aktionen und Argumente. Insbesondere die gesundheitsschädigende Wirkung des Fluglärms wird thematisiert, aber auch der leicht begreifliche Umstand, daß den Betroffenen einfach das tägliche Leben vergällt wird: der Aufenthalt auf dem Balkon oder im Garten wird fast unmöglich, die Fenster können nicht mehr geöffnet werden, die Immobilienpreise sinken, die Häuser werden wertlos und unverkäuflich, die Rede ist von einem Prozeß der „Verslumung“; die Menschen sehen sich in „Käfighaltung“, empfinden sich als „Lärmopfer“, ja sie fühlen sich unter einem „Lärmteppich“ regelrecht „begraben“.

Eine Chronologie des historischen ‚Verlärnungsprozesses‘ durch den heftig zunehmenden Verkehr des Frankfurter Großflughafens (mit – inzwischen – einer halben Million Start- und Landevorgängen im Jahr) wäre leicht zu erstellen – hier müssen einige markante Daten der jüngsten Zeit genügen, die sich alle auf die Erweiterung des Flugplatzes beziehen. Als man an die Planung der neuen Nordwest-Landebahn ging, erinnerte man sich an die gewalttätigen Auseinandersetzungen, die es in den achtziger Jahren um die seinerzeit neue „Startbahn 18 West“ gegeben hatte. Um solchen Konflikten erst gar keine Grundlage zu bieten, handelte eine Mediatorengruppe im Jahr 2000 einen Kompromiß aus: die neue Landebahn sollte gebaut werden dürfen, wenn im Gegenzug nachts zwischen 23 und 5 Uhr ein sechsständiges totales Nachtflugverbot gelte. 2007 aber brach die damalige hessische Landesregierung die Vereinbarung und erlaubte eine Reihe von Nachtflügen, was natürlich Klagen nach sich zog. Der Hessische Verwaltungsgerichtshof in Kassel (im August 2009) und das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig (im April 2012) fällten dann Urteile, die Nichtjuristen als klare Bestätigungen eines Nachtflugverbots lesen mußten.

Inzwischen war jedoch die neue Landebahn im Herbst 2011 eröffnet worden, und nun, als das Ausmaß des Fluglärms unter den neuen Luftkorridoren bemerkt werden konnte, rissen die Proteste nicht mehr ab. Schon im Oktober 2011 fand eine Großdemonstration mit mehr als zehntausend Teilnehmern statt. Im Februar 2012 folgte eine weitere, ähnlich große Kundgebung, bei der auch schon die Schließung der gerade in Betrieb genommenen Trasse gefordert wurde. Mehr als solcher Protest aber hat die politisch Verantwortlichen ganz gewiß das

³⁰ Zitiert in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 18. Oktober 2011 („Schatten über neuer Landebahn in Frankfurt. Heftiger Streit vor der Eröffnung am Freitag“).

überraschende Ergebnis der Frankfurter Oberbürgermeisterwahl im März 2012 beeindruckt, das nur als *politischer* Ausdruck der Fluglärmkritik gedeutet werden konnte.³¹

Zwar werden Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler Fragen stellen wollen, die in ihrer notwendigen Klarheit, ja Nacktheit so von anderen noch nicht gesehen werden – etwa die Frage, warum der Zusammenhang mit den kapitalismuskritischen Protestbewegungen unserer Tage (zum Beispiel die sogenannte „Occupy“-Bewegung oder das „Blockupy“-Bündnis) kaum erkannt zu sein scheint, oder jene andere Frage nach den komplexen, fast unentwirrbaren Durchdringungen und Verflechtungen unseres modernen Lebensstils³², welche einer jeden Protestbewegung gleichsam automatisch den Charakter des Widersprüchlichen geben müssen, weil Lärm ja möglicherweise nur die akustische Widerspiegelung unserer Mobilitäts- und Fluchtbedürfnisse³³, darüber hinaus aber auch unserer Konsumgelüste ist.

Aber Vertreter eines kulturwissenschaftlichen Zugangs zum Problem des Lärms müssen sich vor allem für die historische Genese und Entwicklung der Lärmempfindlichkeit und der Lärmproteste interessieren, weil die Analyse des geschichtlichen Prozesses stets bislang Ungeesehenes erkennen läßt – sie werden dann wie von selbst auf die kleine, aber seinerzeit unüberhörbar sich äußernde Anti-Lärm-Bewegung der Zeit um 1900 stoßen; allein schon die Ähnlichkeit der Parolen, zwischen denen ja ein ganzes Jahrhundert liegt, muß auffallen. Hören wir beispielsweise heute: „Wer jetzt schläft, schläft bald nicht mehr!“³⁴, hieß es vor dem Ersten Weltkrieg: „Wer [...] gegen Lärm kämpft, der muss Lärm schlagen.“³⁵ Es war vor allem der „Antilärmverein“ (samt seiner Zeitschrift, die zwischen 1908 und 1911 mit wechselnden Namen erschien: Das Recht auf Stille. Der Antirüpel. Antirowdy. Monatsblätter zum Kampf gegen Lärm, Roheit und Unkultur im deutschen Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsleben³⁶), der erhebliche Breitenwirkung erlangte vor allem dank des großen Engagements seines Gründers und Vorsitzenden Theodor Lessing (geboren 1872, ermordet 1933), Privatdozent der Philosophie in Hannover. Man hat die Kürze der Wirkzeit dieser wohl ersten Antilärmbewegung vor allem mit ihrer geringen Verwurzelung in der Gesamtgesellschaft erklären wollen: der Verein, sein Organ und ihr Spiritus rector hätten viel zu sehr die Werte ihrer Klasse – also die Wert- und Lebensvorstellungen des gebildeten Bürgertums und insbesondere der Intellektuellen – vertreten, als daß sie große Breitenwirkung hätten erlangen können. Man möchte dieser kritischen Einschätzung zustimmen, wenn man die Klagen im „Antirüpel“ liest und die Berichte über juristische und technische Erfolge – oder die kurze Formel,

³¹ Ich habe das Frankfurter Beispiel in den Vordergrund gerückt. Andere deutsche Beispiele für Proteste gegen Fluglärm wären aus Berlin und München anzuführen, Proteste gegen Bahnlärm (vor allem gegen Güterzuglärm) aus dem mittleren Rheintal.

³² Ich habe das einmal den Penetranz-Charakter unseres Lebensstils genannt. Vgl. Martin Scharfe: Utopie und Physik. Zum Lebensstil der Moderne (1991/93). Jetzt in: ders. 2011 (wie Anm. 5), S. 101–118; hier: S. 106–108.

³³ Trefflich findet dieser Widerspruch seinen Ausdruck in einer bösen Karikatur von Greser und Lenz. Hinter einer hohen Bretterwand erkennt man die Silhouette Frankfurts und ein landendes Flugzeug. Vor dieser Wand aber liest ein einsamer Demonstrant ein riesiges Werbeplakat der Luftverkehrsgesellschaft Lufthansa mit dem Text: „Horror Fluglärm. Mit uns an die ruhigsten Plätze dieser Welt.“ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. März 2012.

³⁴ So die Sprecherin des „Bündnisses der Bürgerinitiativen“ (gegen den Fluglärm), Ingrid Kopp. Das BBI umfaßt ca. 70 Gruppen aus dem Rhein-Main-Gebiet. Frankfurter Rundschau, 18. April 2012.

³⁵ Theodor Lessing: Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens. Wiesbaden 1908, S. 91.

³⁶ Ich danke meinem Tübinger Kollegen Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken, der mir eine Kopie aller erschienenen Ausgaben des selten gewordenen Periodikums zur Verfügung gestellt hat.

die Lessing selbst in seiner Autobiographie gegeben hat: „Klavierplage, Autoplage, Glockenplage, Teppichklopfplage, falsche Straßenpflasterung usw.“³⁷ Aber es wäre doch völlig falsch und zudem historisch ungerecht, die laute Häme, die seinerzeit über den Antilärmverein ausgegossen worden ist, in die milde intellektuelle Ironie desjenigen zu wandeln, der es als Spätergeborener natürlich besser weiß. Ich meine, Lessing habe die Sachlage historisch und kulturell richtig eingeschätzt, als er, von seinem Projekt sich verabschiedend, am 1. Juni 1911 als Schlußsatz formulierte: „Unsere Sache kam noch zu früh, wird sich aber immer wieder melden und wird siegen.“³⁸

Natürlich ist es reiner Zufall, daß unter diese Bekundung eines Abschieds das schon vorher oft gedruckte Inserat gesetzt war, das für die „Anbringung von Türpuffern (Schlagdämpfer) für Zimmertüren“ warb mit der Bildszene, in der ein verzweifelter Hausmädchen den rohen Knecht bittet: „Schlagen Sie doch die Türen nicht so zu!“³⁹ In der Tat war die Türe auch in übertragenem Sinn nicht endgültig zugeschlagen. Zu wenig und zu selten werden in der kulturhistorischen Forschung die Vorläufer von Bewegungen gewürdigt, zu wenig noch ist die Sensibilität für die Fruchtbarkeit des Scheiterns geweckt, zu selten noch wird die Bedeutung der Latenz gesehen – der schlummernden Idee, die eines Tages zu neuem, nun kräftigerem Leben erwacht. Deshalb ist es so bedeutsam, daß einer historisch vorläufig gescheiterten Tendenz wie der Antilärmbewegung schon tüchtige Studien gewidmet worden sind, auf die ich, mich selbst entlastend, hinweise.⁴⁰ Doch nicht nur in Hinsicht auf eine noch zu schreibende *Kulturgeschichte* des Lärms ist dieser Rückblick wichtig – zumal in den Schriften Theodor Lessings finden sich auch zahlreiche Anregungen für eine moderne *Kulturtheorie* des Lärms.

Abb. 10: „Schlagen Sie doch die Türen nicht so zu!“ Inserat im „Antirüpel“, 1911.

³⁷ Theodor Lessing: Einmal und nie wieder. Lebenserinnerungen. Mit einem Vorwort von Hans Mayer. Gütersloh o. J. (1969), S. 405. – Lessing hat diese Erinnerungen 1925–1928 niedergeschrieben, erschienen sind sie zuerst 1935 in Prag.

³⁸ Der Antirüpel. (Recht auf Stille.) Monatsblätter zum Kampf gegen Lärm, Roheit und Unkultur im deutschen Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsleben. Organ des deutschen Antilärmvereins (Lärmschutzverband). 3. Jg., Nr. 6 (Juni 1911), S. 30 („Ausklang“).

³⁹ Werbung für die Firma C. Hülsmann, Freiburg i. Br.

⁴⁰ Vgl. z. B. Matthias Lentz: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Lärm, Großstadt und Nervosität im Spiegel von Theodor Lessings „Antilärmverein“. In: Robert Jütte (Hg.): Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, 13. Stuttgart 1995, S. 81–105; Klaus Saul: Lärmquellen, Lärmbekämpfung und Antilärmbewegung im Deutschen Kaiserreich. In: Günter Bayerl u. a. (Hg.): Umweltgeschichte – Methoden, Themen, Potentiale. Tagung des Hamburger Arbeitskreises für Umweltgeschichte, Hamburg 1994. Münster usw. 1996, S. 187–217; Matthias Lentz: Eine Philosophie der Tat, eine Tat der Philosophie. Theodor Lessings Kampf gegen den Lärm. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 50 (1998), S. 242–264.

Deutungen und Bedeutungen

So stünde es einem solchen Versuch einer Kulturtheorie des Lärms wohl an, wenn er vorab Lessings Hinweis auf eine anthropologische Besonderheit bedächte. Es scheint nämlich, merkt dieser an, „der Lärm das tiefste Charakteristikum des Menschen schlechthin zu sein. Denn das erste, was ein ‚Mensch‘ unternimmt, sobald er ins Leben tritt, ist, dass er zu schreien beginnt. Dieser Schrei ist das spezifische, anthropologische Moment, durch das er sich von der Niederung des sprachlosen und stummgeborenen Wesens abhebt. Kein Tier schreit so unaufhörlich, nachdem es den Mutterleib verlassen hat. Nur *der Mensch ist ein von Haus aus schreiendes Wesen*.“⁴¹

Das Geschrei des Neugeborenen hatte Immanuel Kant schon über ein Jahrhundert zuvor zu weitreichenden Folgerungen angeregt: schon „an dem kleinsten Kinde“ werde man „gewahr“, daß im menschlichen Wesen „die Tierheit früher und im Grunde mächtiger“ sei „als die reine Menschheit“: „Der eigene Wille ist immer in Bereitschaft, in Widerwillen gegen seinen Nebenmenschen auszubrechen, und strebt jederzeit, seinen Anspruch auf unbedingte Freiheit, nicht bloß unabhängig, sondern selbst über andere ihm von Natur gleiche Wesen Gebieter zu sein“⁴²; das heißt: Schon das Geschrei des soeben erst in die Welt getretenen Menschleins ist Ausdruck und Ankündigung eines unerbittlichen Strebens nach Macht und Herrschaft über andere; wenigstens aber dient der „Trieb, sich mitzuteilen“, dem Menschen (schon als Kind) „zur Kundmachung seiner Existenz“.⁴³

Orientierung

Kant erwähnt die „Tierheit“ des Menschen – also seine animalische Verfaßtheit. Ganz ähnlich nannte ein paar Jahrzehnte später Schopenhauer den Menschen „ein armes Thier“ (ich habe die Stelle mit dem sarkastischen Fledermausohren-Bild zitiert), das *auch*, um sein Leben zu sichern, der „stets offenen Ohren“ bedürfe.⁴⁴ Diese anthropologischen Notizen verweisen auf die ‚orientierende‘ Bedeutung der Geräusche und des Lärms; denn spezifische Geräusche warnen uns bis heute vor Gefahren, die lebensbedrohlich sein können – Blinde haben diesbezüglich ein besonders feines Gespür entwickelt. Ein drastisches Erlebnis hat der blinde schweizerische Wanderhändler Jakob Birrer (1800–1855) berichtet: gerade *weil* ein Bach ausgetrocknet war, an dessen Rauschen er sich zu orientieren pflegte, stürzte er in des-

⁴¹ Lessing 1908 (wie Anm. 35), S. 16. Die Hervorhebung stammt von mir, MSch; die Sperrungen Lessings habe ich negiert.

⁴² Immanuel Kant: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798, 2. Aufl. 1800). In: ders.: Werkausgabe. Hg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1977. Band 12 (= Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, 2), S. 393–690; hier: S. 681 f. – In der Fußnote führt Kant noch näher aus: „Das Geschrei, welches ein kaum gebornes Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammerns, sondern der Entrüstung und aufgebrachtten Zorns an sich; nicht weil ihm was schmerzt, sondern weil ihm etwas verdrießt [...]. – Was mag doch die Natur hiemit für eine Absicht haben, daß sie das Kind mit lautem Geschrei auf die Welt kommen läßt, welches doch für dasselbe und die Mutter im rohen Naturzustande von äußerster Gefahr ist? Denn ein Wolf, ein Schwein sogar, würde ja dadurch angelockt, in Abwesenheit, oder bei Entkräftung derselben durch die Niederkunft, es zu fressen. Kein Tier aber, außer dem Menschen (wie er jetzt ist), wird beim Geborenwerden seine Existenz laut ankündigen; welches von der Weisheit der Natur so angeordnet zu sein scheint, um die Art zu erhalten.“ Ebd. S. 682. Hervorhebungen Kants habe ich weggelassen.

⁴³ Ders.: Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte (1786). In: ders. 1977 (wie Anm. 42), Band 11, S. 83–102; hier: S. 87 (Fußnote). – Zur kulturtheoretischen Bedeutung dieses Textes vgl. Martin Scharfe: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar, Wien 2002, S. 31–40.

⁴⁴ S. Anm. 24.

sen Bett und blieb dort hilflos liegen.⁴⁵ Und sind die Geräusche, die uns etwas künden sollen, zu schwach, so versuchen wir sie zu verstärken – so wie der Arzt, der unsere Organe behorcht, oder wie Simpl auf dem hohen Schwarzwald, der tags ein Perspektiv, nachts aber ein ‚Instrument‘ gebrauchte, das er „zu Stärkung des gehörs erfunden“ – ein Hörrohr also –, mit dessen Hilfe er registrieren konnte, „wie etwa uff etlich Stundt Wegs weit von mir die Bauren Hund bellen, oder sich ein Gewilt in meiner Nachbarschafft regte“.⁴⁶ Im Grunde aber wissen wir alle um die Bedeutung von Geräusch und Lärm, wir kennen sie aus unserer Alltagserfahrung und aus unserem Alltagshandeln.⁴⁷

Kraftstrotzigkeit

Diese Alltagserfahrung hat uns auch längst gelehrt, welche Stimulation unseres Befindens, ja welches lüsterne Gefühl uns Lärm – zumal rhythmisierter Lärm in tiefen Frequenzen – zu verschaffen weiß; man kennt das aus Pop-Konzerten (der Volkskundler weiß von vergleichbaren Vibrationen des Bauchraumes zu berichten, wenn er je im Morgengrauen wie in Trance den Trommlern und Pfeifern des Basler Morgenstreichs gefolgt ist!).

Freilich ist es keineswegs nur die somatische Resonanz, die Eindruck macht – wenngleich sie ganz basale Lustgefühle verschafft (vielleicht war es diese Erfahrung, die Lessing bewogen hat, die Musik als „sexuelles Surrogat“ zu bezeichnen⁴⁸); der seelische Eindruck, den übermenschlicher Lärm zu erzeugen in der Lage ist, ist uns, als auf die Wirkungen des Donners hinzuweisen war, schon als ‚religiöses‘ Gefühl begegnet – seit dem Ende des 18. Jahrhunderts aber wurde er unter dem Stichwort des ‚Erhabenen‘ diskutiert.

Ein schönes Beispiel bietet Schopenhauer in seiner Berliner Vorlesung von 1820. Er berichtet von der unterirdischen Wasserleitung, durch die das im Bassin de St. Ferreol (das etwa fünfzig Kilometer südöstlich von Toulouse liegt) gespeicherte Wasser zur Regulierung in den Canal du Midi geleitet werden kann: „nachdem mir der Führer die sehr nöthige Erinnerung gegeben hatte, nicht zu erschrecken, öffnete er den Krahn und nun erhob sich das lauteste Gebrüll, was man wohl auf der Welt hören kann, verursacht von der großen Wassermasse, die nun, in diesem eingeschlossenen Raum, im Gange nebenan, durch den ganzen Berg in den Kanal strömt. Von diesem entsetzlichen Lärm ist es nicht möglich sich eine Vorstellung zu machen [...]: man fühlt sich durch das ungeheure Getöse ganz und gar wie vernichtet: weil man aber dennoch völlig sicher und unverletzt steht und die ganze Sache in der Perception vor sich geht; so stellt sich dann das Gefühl des Erhabenen im höchsten Grade ein“ –

⁴⁵ Vgl. (Heinrich Nägeli:) *Sonderbare Erinnerungen und merkwürdige Lebensfahrten des blinden Jakob Birrer von Luthern* (1838). Hg. von Louis Naef. Willisau 1999, S. 95 f.

⁴⁶ Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus teutsch*. Hg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2005, S. 566. – Ich danke Prof. Dr. Jörg Jochen Berns, der mich auf die Stelle aufmerksam gemacht hat.

⁴⁷ *Als Fußgänger* habe ich täglich eine Straße zu überqueren, die eine unübersichtliche Kurve bildet – täglich also orientiere ich mich an den wahrnehmbaren und zu deutenden Geräuschen des Straßenverkehrs. *Als Autofahrer* – als Fahrer eines Hybridautos, das zumal in der Stadt öfters im elektrischen Modus, also fast lautlos fährt – habe ich auf die Fußgänger zu achten, die sich (wie *ich* an der Straßenkurve vor meinem Haus) mit Hilfe ihres Gehörs zu orientieren versuchen und Geräusche erwarten (die aber dann nicht existieren!).

⁴⁸ Theodor Lessing: *Noch Einiges über den Lärm*. In: *Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift*. Band 103, 1902, S. 330–339; hier: S. 332. Vgl. auch ders. 1901 (wie Anm. 16), S. 84 („Die Psychologie unseres Musikantentums hat es mehr mit den Geschlechtsorganen zu thun als mit dem Intellect“); ders. 1908 (wie Anm. 35), S. 70 (hinter allem Musiklärm finden wir „erotische Verwebungen und Verwickelungen“).

„Wer je ins südliche Frankreich kommt“, rät der Philosoph seinen Zuhörern, „versäume es ja nicht.“⁴⁹

Fast wäre also von einem Genuß des Lärms zu sprechen – bei seiner *Anhörung*. Doch mag der Gewinn, den seine *Erzeugung* mit sich bringt, von den Subjekten noch weit mehr geschätzt werden: soweit er nämlich, etwa im lauten Schrei, im Hinausbrüllen, aber auch im Aufdrehen des Lautverstärkungsapparats, als Ausdruck eines Kraft- und Machtgefühls, also als Ausdruck von Kraftstrotzigkeit empfunden wird.

Demokratisierung

Der Hinweis auf den Lautverstärkungsapparat ruft uns jedoch nur einen ganz allgemein bedeutsamen Grundzug der modernen Technik in Erinnerung: der Apparat, das vom Menschen selbst geschaffene Werkzeug, verleiht ihm Kräfte, die vordem für undenkbar gehalten – oder ihm nur im erfüllten Wunsch des Märchens zugesprochen worden waren. Über-menschliche Kraft ist ihm verfügbar⁵⁰ – etwa in Gestalt vorher unvorstellbarer Stärke des künstlich erzeugten Geräuschs. „Es klingt nicht nur wie ein Märchen“, lesen wir bei Freud, „es ist die Erfüllung aller – nein, der meisten – Märchenwünsche, was der Mensch durch seine Wissenschaft und Technik auf dieser Erde hergestellt hat, in der er zuerst als ein schwaches Tierwesen auftrat und in die jedes Individuum seiner Art wiederum als hilfloser Säugling – oh inch of nature! – eintreten muß. All diesen Besitz darf er als Kulturerwerb ansprechen.“ Die Kräfte und Möglichkeiten, die er sich selbst erträumte, hatte er den Göttern – als „Kulturidealen“ – zugesprochen; doch nun ist er „beinahe selbst ein Gott geworden“ – „sozusagen eine Art Prothesengott“ zwar nur, aber doch „recht großartig, wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt“.⁵¹ Hatten die Menschen früher geglaubt, es sei Gott der Herr, der im Donner einherfahre, so sind sie jetzt selbst in der Lage, mit leichtem Fingerschwenk donnerähnlichen Lärm zu erzeugen. Doch der Tatbestand, daß man den Lärm vom Himmel einst als gewalttätige Äußerung Gottes – als Ausdruck seines Zorns! – gedeutet hatte, weist uns darauf hin, daß auch das demokratisierte Gedonnere nur eine akustische Variante von Aggressivität ist. Man wird also in der Möglichkeit, mit leichter Hand Territorien des Lärms zu postulieren (etwa in Discoteken und Festzelten) oder aus weitgeöffneten Autofenstern ‚Lärmschleppen‘ hinter sich herzuführen, nicht nur einen neuen Zug kultureller Demokratisierung preisen wollen; wenn es heute nicht mehr nur dem Solitär des Herrschers zukommt, einen „Hallraum“ zu errichten und „das ganze Territorium akustisch“ zu „überwölben“⁵² – dann wird man stets mitbedenken müssen, welch hohen Anteil an solchen Aktionen der menschliche Aggressionstrieb hat, der doch, auch da erinnern wir uns an Freuds Mahnung, zugleich ein „Selbstvernichtungstrieb“ sein könnte.⁵³

⁴⁹ Schopenhauer 1988 (wie Anm. 15), S. 107. – Das Erlebnis selbst muß in die Zeit der großen Reise 1803/1804 datiert werden. Vgl. Wilhelm von Gwinner: Schopenhauers Leben. 3. verb. Aufl. Leipzig 1910, S. 21.

⁵⁰ Zur Kategorie der Verfügbarkeit als Grundmerkmal moderner technischer Zivilisation vgl. nach wie vor Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961.

⁵¹ Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur (1930). In: ders.: Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt a. M. 1994, S. 29–108; hier: S. 57.

⁵² Berns 2011 (wie Anm. 8), S. 164.

⁵³ Freud 1994 (wie Anm. 51), S. 108.

Kompensation

Die Rede von der kulturellen Demokratisierung der Lärmfähigkeit ist natürlich gleichzeitig auch eine soziologische Aussage: sie spricht der sozialen Unterklasse eine höhere Lärmten- denz zu. Es kann in der Tat nicht verschwiegen werden, daß sich der „Kampf gegen den Lärm“, wo immer er versucht worden ist, weithin auch als Unterabteilung des Klassenkampfes (und zwar eines Klassenkampfes ‚von oben‘) verstanden hat.

Schon Kant spricht von „gedankenlosen Leuten, die durch Schnarren, Schreien, Pfeifen, Singen, und andere lärmende Unterhaltungen (oft auch dergleichen Andachten) den denkenden Teil des gemeinen Wesens stören“ – nur weil sie „ihre Existenz weit und breit um sich kund machen wollen“. ⁵⁴ Schopenhauer, etwas später, wird deutlicher, wenn er „das wahrhaft infernale Peitschenknallen, in den hallenden Gassen der Städte“, ‚denunziert‘: das sei nichts anderes „als ein frecher Hohn des mit den Armen arbeitenden Theiles der Gesellschaft gegen den mit dem Kopfe arbeitenden“. ⁵⁵ Der Philosoph vertritt die vergiftete „Meinung, daß die Quantität Lärm, die Jeder unbeschwert vertragen kann, in umgekehrtem Verhältniß zu seinen Geisteskräften steht, und daher als das ungefähre Maaß derselben betrachtet werden kann“, und es darf kein Zweifel aufkommen, daß dieses Verhältniß nicht nur beim Erleiden von Lärm, sondern auch für seine Produzenten gelten soll. ⁵⁶

So sehr nun auch eine solche Einstellung den Liebhaber des Volkes echauffieren mag – die Wahrnehmung oder Behauptung des Umstands, die unteren Volksklassen hätten eine größere Inklination zum Gelärme, hat nicht nur eine beachtliche Tradition ⁵⁷, sondern sie zielt letztlich auch auf eine These zur *Erklärung*: Lärmen als Kompensation oder Wiedergutmachung einer Depravation. Theodor Lessing nannte es deshalb „das verfeinerte Faustrecht, durch welches der Pöbel [...] sich an denen rächt, die vermöge ihres überlegenen Geistes ihm Gesetze vorschreiben“. ⁵⁸ Keine Frage: wir vermissen an einem solchen Satz das Verständnis für die Entstehung sozialer Ungleichheit, wir finden zuviel Schuld hinübergeschoben auf zu schwache Schultern, kurz: Wir Heutigen finden den anklagenden Ton ungerecht. Aber der Kern der These muß ja nicht falsch gewesen sein, auch wenn man ihre Untertöne nicht goutiert.

Das wird deutlich, wenn man Lessings Satz in die aufgeklärtere Sprache der Mitte des 20. Jahrhunderts übersetzt findet – ich meine in die Sprache Carl Gustav Jungs. Denn der sieht, 1957, einen vielsagenden Zusammenhang zwischen der Existenz derer, die *nichts zu sagen* haben, und der geräuschvollen Kundtuung eben dieser Existenz. Denn wenn man den Lärm bekämpfe, beraube man „auch jene, die nichts bedeuten und deren Stimme nie gehört

⁵⁴ Kant 1977 (wie Anm. 43), S. 87 (Fußnote).

⁵⁵ Schopenhauer 1988 (wie Anm. 24), S. 552 (in Kap. XXX = § 378: Ueber Lärm und Geräusch).

⁵⁶ Ders.: Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweiter Band, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält (1844). Hg. von Ludger Lütkehaus. Zürich 1988, S. 43 (in Kap. 3: Ueber die Sinne, S. 38–44).

⁵⁷ Goethe beispielsweise (am 6. Oktober 1786 in Venedig) über den Gesang der Schiffer: ‚durchdringende Stimme‘, „das Volk schätzt Stärke vor allem“! Johann Wolfgang Goethe: Italienische Reise. Hg. von Herbert von Einem. 6. Aufl. der Sonderausgabe (1981), 1998, S. 85.

⁵⁸ Lessing 1901 (wie Anm. 16), S. 80. – Äußerungen mit ähnlicher Tendenz finden sich öfters. Vgl. ders.: Noch Einiges über den Lärm (wie Anm. 48), S. 333 (die Rede ist vom „rücksichtslosen Gewimmel und wüsten Geklopfe der dumpfen, sich im Lärm betäubenden, nur lärmend wohlfühlenden Masse“) und 335 (Lärm als „Betäubungs- und Erregungsmittel des großen Haufens“); ders.: Der Lärm (wie Anm. 35), S. 10 („der vulgäre Mensch“, der „das Bewusstsein seiner selbst als das einer leeren, inhaltlosen, kleinlichen oder missratenen Existenz zu *fürchten* hat“, Hervorhebung von Th. L.).

wird, der einzigen Daseinsfreude und der unvergleichlichen Genugtuung, die sie empfinden, wenn sie die Stille der Nacht mit dem Knattern ihres Motors durchbrechen und mit einem Höllenlärm den Schlaf ihrer Mitmenschen stören können.“ Und Jung resümiert: „In diesem Moment sind sie etwas, das in Betracht kommt. Der Lärm ist ihnen eine *raison d'être* und eine Bestätigung ihres Daseins.“⁵⁹

Doch müßte uns C. G. Jungs kleine Reflexion nicht weiter beunruhigen, wenn sie sich nur auf die Affekte der subalternen Bevölkerungsklasse bezogen hätte. Tatsächlich aber zielt sie auf eine übergreifende, eine allgemeine Analyse unserer seelischen Verfassung, die aus unserem Alltagsleben mitten in der modernen Zivilisation resultiert. Jung sieht dieses von einer tiefen, aber fast durchweg unbewußt bleibenden Angst beherrscht. Aber: „Wer sich fürchtet, sucht laute Gesellschaft und tosenden Lärm, der die Dämonen verscheucht. (...) Der Lärm gibt ein Sicherheitsgefühl, wie die Volksmenge; daher liebt man ihn und scheut sich, etwas dagegen zu tun, denn man fühlt instinktiv den apotropäischen Zauber, der von ihm ausgeht. Der Lärm schützt uns vor peinlichem Nachdenken, er zerstreut ängstliche Träume, er versichert uns, daß wir ja alle zusammen seien und ein solches Getöse veranlassen, daß niemand es wagt, uns anzugreifen.“⁶⁰

Hervorgerufen aber, meint Jung, wird das Unbehagen in der Kultur⁶¹ vom geheimen Wissen über die Problematik unserer modernen Lebensverhältnisse: „Die beängstigende Verschmutzung des Wassers, die langsam wachsende Radioaktivität und die dunkle Drohung der Überbevölkerung mit ihren genoziden Tendenzen“ – das ist 1957 gesagt, und wir Heutigen wüßten längst noch andere Bedrohungen anzufügen (Trinkwassermangel, Gentechnologie, Verseuchung der Böden, Antibiotikaresistenz, Ozeanverschmutzung, Klimawandel ...) – „haben bereits zu einer allgemein verbreiteten, wenn schon nicht überall bewußt gewordenen Angst geführt; man liebt den Lärm, da er diese nicht zum [sic!] Wort kommen läßt. Der Lärm ist willkommen, denn er übertönt die innere instinktive Warnung.“⁶² Mit diesem Deutungsversuch bietet Jung freilich auch uns Heutigen eine Lesehilfe, die uns die Position Theodor Lessings verstehen hilft.

Palliativ und Narkotikum

Denn hinter Lessings scheinbar so elitären und proletariatsfeindlichen Äußerungen steckt ja doch auch eine tiefe Einsicht in das menschliche Wesen im allgemeinen. Es sei, sagt er, keineswegs nur die Angst vor mehr oder weniger klar gesehenen, vor mehr oder weniger deutlich geahnten Bedrohungen, die dazu führten, daß sich die Menschen den „Mächten der Betäubung“ verschrieben.⁶³ Vielmehr stecke „im Menschen zu tiefst eine Flucht und ein Grauen

⁵⁹ Brief an den Begründer der „Liga gegen den Lärm“, den Zürcher Professor der Rechte Dr. Karl Oftinger, September 1957. In: Carl Gustav Jung: Briefe. Hg. von Aniela Jaffé (in Zusammenarbeit mit Gerhard Adler). Band 3. Olten, Freiburg im Breisgau 1973, S. 124–127; hier: S. 126. – Auf diese bedeutsame Stellungnahme hat mich Dr. Gotthilf Isler, Küsnacht, aufmerksam gemacht, dem ich herzlich danke.

⁶⁰ C. G. Jung: Briefe (wie Anm. 59), S. 125.

⁶¹ Die Nähe der Analyse Jungs zu derjenigen Freuds ist bemerkenswert; vgl. dazu etwa S. Freud: Das Unbehagen in der Kultur (wie Anm. 51).

⁶² Wie Anm. 60. – Zur Bedeutung der Angst in einer modernen Kulturanalyse vgl. auch M. Scharfe: Signaturen der Kultur (wie Anm. 5), Registerstichwort „Angst“, insbes. ebd. S. 119–136 (Wie die Lemminge. Kulturwissenschaft, Ökologie-Problematik, Todestriebdebatte; 1993).

⁶³ Lessing 1908 (wie Anm. 35), S. 10.

vor Bewusstheit“⁶⁴; der Lärm diene „als Waffe gegen das Bewußtsein“, er sei „das uralte Palliativmittel, welches die Menschen gegen ihr Erwachen zur Bewußtheit des Lebens gebrauchen“⁶⁵, er diene ihnen als „grosses Menschheitsnarkotikum“.⁶⁶

Nun sind wir es gewohnt, ein solches Interpretament kritisch einzufärben: in aufklärerischer Manier fordern wir Weckung und Schärfung des Bewußtseins als Voraussetzung für verantwortliches Handeln, sind also geneigt, den Lärm gerade wegen der erwähnten betäubenden Wirkung zu verdammen. Doch just in dem Augenblick, da wir uns zu dieser so kritischen wie moralischen Attitüde verstehen, wirft uns Lessing einen Stolper-Prügel auf den dunklen, verschlungenen, kaum gangbaren Weg der Erkenntnis, indem er, an Nietzsche geschult, zu erwägen gibt, ob Lärm nicht auch als „ein grosser Segen“ gesehen werden könne, eben *weil* er betäube.⁶⁷ Denn: „Es überkommt wohl jeden denkenden Menschen zuweilen die Ahnung, es sei zu allem Fortleben eine ewige Selbsttäuschung notwendig, es könne menschliches Leben nur auf dem Hintergrunde dauernden Nichtwissens und traumhaften Rausches erträglich bleiben.“⁶⁸

Das freilich wäre nicht die einzige Paradoxie, die bei Betrachtung des Kulturphänomens Lärm anfällt. Denn gerade der Trieb, Lärm zu machen und dadurch das eigene Bewußtsein zu betäuben, basiert ja, bei Licht besehen, auf dem heftigen Wunsch nach Nichtbehelligung, also nach tiefster Ruhe – auch auf diesen Widerspruch hat Lessing schon hingewiesen.⁶⁹ Aus der Umkehrung dieses Verhältnisses aber ergäbe sich ein weiteres, ein drittes, vielleicht ein letztes Paradoxon (jedenfalls will ich mit diesem Gedanken schließen).

Extroitus

Ein letztes Paradoxon läge ja vielleicht dann vor, wenn die Menschen zu ahnen begännen, daß das geheime Ziel ihres Lärmens – Betäubung nämlich und absolute Stille – die allerletzte Ruhe meinen könnte: die Stille des Todes nämlich. Carl Gustav Jung hat daran erinnert, daß im Ausdruck Totenstille längst das Bedrohliche mitschwinge⁷⁰; Totenstille: da ist es nicht mehr geheuer, da wird uns unheimlich. Die Angst vor der absoluten Ruhe der Totenstille aber treibt das geräuschvolle Getriebe hervor, die maßlose Geschwindigkeitssucht, das Geräusche.

Justinus Kerner, der Arzt mit dem Interesse für Zusammenhänge, die der seinerzeitigen Naturwissenschaft dubios waren (und der heutigen vielleicht noch sind), hat sich in poetischen Versuchen verschiedentlich kritisch mit der Technisierung befaßt – ein Gedicht über die Eisenbahn und andere Verkehrsmittel, das mit einer Zeile über den neuen Lärm beginnt („Hört ihr den Pfiff, den wilden, gellen“ ...), endet mit einer Strophe, die die neue Geschwindigkeit in einen zunächst überraschenden Zusammenhang mit der Endlichkeit des Menschen bringt: „Fahr’ zu, o Mensch! treib’s auf die Spitze, / Vom Dampfschiff bis zum

⁶⁴ Th. Lessing: Ueber Psychologie des Lärms. In: Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie 1 (1909), S. 77–87; hier: S. 78. Die Hervorhebung Lessings habe ich nicht übernommen.

⁶⁵ Ders. 1901 (wie Anm. 16), S. 79, 74.

⁶⁶ Ders. 1909 (wie Anm. 64), S. 78.

⁶⁷ Ders. 1908 (wie Anm. 35), S. 41.

⁶⁸ Ebd. S. 9. – Ganz ähnlich schon ders. in: Ueber den Lärm (wie Anm. 16), S. 75 („die Wahrheit ist weniger notwendig für Fortbestand und Glück des Menschen, als Täuschungen jeder Art“).

⁶⁹ Vgl. ders. 1909 (wie Anm. 64), S. 78.

⁷⁰ Vgl. Anm. 60.

Schiff der Luft! / Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze! / Kommst weiter nicht, als bis zur Gruft.“⁷¹ Kerner *sagt*, die neuen technischen Möglichkeiten (wie die Leichtigkeit, Mühelosigkeit und Geschwindigkeit der Bewegung) setzten den Tod nicht außer Kraft – was ja sicher auch niemand behauptet hat. Aber er *meint*, das ganze Gehetze, Getriebe und Gelärme unterliege letztlich der Illusion, man könne damit dem Tode entkommen – er ahnt also einen Zusammenhang, an den sicher kaum jemand jemals gedacht haben wird. Uns aber bildet sich daraus eine letzte These, nämlich: Der Mensch müsse, weil er den Tod zwar um ein Geringes hinauszuschieben, aber nicht zu besiegen in der Lage sei, diese Kränkung seiner vermeintlichen Omnipotenz in Geschwindigkeit und Lärm ersäufen.

Justinus Kerner hat sein pessimistisch-realistisches Gedicht im Jahre 1852 niedergeschrieben. Wir wissen nicht, was er vom ‚Frühlingsglauben‘ seines Landsmanns Ludwig Uhland gehalten hat – von jenem Gedicht also, das vier Jahrzehnte früher entstanden war, und in dem die erste Zeile der zweiten Strophe lautet: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag...“.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Das Ludwig Richter Album. Sämtliche Holzschnitte. 2. Aufl. München 1971, S. 69 („Die wandelnde Glocke“).

Abb. 2: Rodolphe Topffer [= Toepffer]: Voyages en zigzag ou excursions d'un pensionnat en vacances dans les cantons suisses et sur le revers italien des Alpes. Paris 1844, S. 63.

Abb. 3: Ebd. S. 67.

Abb. 4: [Oskar Ludwig Bernhard Wolff:] Die Kleinen Leiden des Menschlichen Lebens. Von Plinius dem Jüngsten. Illustriert von J. J. Grandville. Leipzig 1842, S. 303.

Abb. 5: Eugen Roth: 100 Jahre Humor in der deutschen Kunst. O. O. 1957, ohne Seitenangaben.

Abb. 6: Albert Robida: Luftschlösser der Belle Époque. Die besten utopischen Bilder aus „Le Vingtième Siècle“ (1883). Hg. von Winfried Petri. Dortmund 1979, S. 119.

Abb. 7: John Grand-Carteret: Les célébrités vues par l'image. “Lui” devant l'Objectif Caricatural. 349 Images de tous les pays. Paris o. J. (1905). Neue Ausgabe 1906, S. 296.

Abb. 8: E. Roth: 100 Jahre Humor (wie Abb. 5).

Abb. 9: Reimar Zeller: Automobil. Das magische Objekt in der Kunst. Frankfurt a. M. 1985, S. 38.

Abb. 10: Der Antirüpel. (Recht auf Stille.) Monatsblätter zum Kampf gegen Lärm, Roheit und Unkultur im deutschen Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsleben. Organ des deutschen Antilärmvereins (Lärmschutzverband). 3. Jg., Nr. 3 (März 1911), S. 16 (aber auch sonst).

⁷¹ Justinus Kerner: Im Eisenbahnhofe (1852). Abgedruckt z. B. bei Markus Krause (Hg.): Poesie und Maschine. Die Technik in der deutschsprachigen Literatur. Köln 1989, S. 39 f.; Zitat auf S. 40.

FACHGESCHICHTE

JAMES R. DOW

Ethnographisches in den sprachwissenschaftlichen Erhebungen Bruno Schweizers

Vorläufiges

Als Bruno Schweizer am 11. November 1958 starb, lag der größte Teil seines Lebenswerkes nur in Manuskriptform vor. Drei Jahre später wurden diese persönlichen Aufzeichnungen an den Deutschen Sprachatlas an der Philipps-Universität Marburg verkauft. Die Akten befinden sich dort in einem großen Schließfach (im kalten Keller); Ermenegildo Bidese hat Schweizers Nachlass bearbeitet und ein Inventar von 346 Seiten hergestellt¹. Es gibt vieles von enormem Interesse für Sprachwissenschaftler, unter anderem ein vielbändiges Wörterbuch des Zimbrischen, ein fünf-bändiges, 848-seitiges Manuskript der „Gesamtgrammatik der Zimbrischen Sprache. Vergleichende Darstellung der zimbrischen Dialekte“, das 2008 bei Steiner Verlag von mir veröffentlicht worden ist.² Mit dieser Grammatik erfüllte Schweizer äußerst zuverlässig die Erwartungen, die an einen klassisch ausgebildeten Philologen und Kartographen gestellt werden. Er führte nicht nur Beispiele für jede seiner Analysen an, er legte *alle* seine Daten dar. Das bedeutet, er nahm jeden Satz, jedes einzelne Wort aus den historischen Quellen und baute alles als Bestandteil in seine Sprachbeschreibung ein. Zu den historischen Quellen fügte er noch die Ergebnisse seiner Fragebogenerhebungen, sein im Feld zusammengestelltes Lexikon und seine eigene Transkriptionen der Tonaufnahmen hinzu.³ Sein Werk deckt sowohl die Synchronie als auch die Diachronie ab, es ist geographisch das vollständigste und ambitionierteste, und es beschränkt sich nicht auf Felduntersuchungen von Zimbrischsprechern fern ihrer Heimat⁴, und nicht auf Erhebungen in einer einzigen Gemeinde⁵. Es kann deshalb als vorbildliches Beispiel einer historisch-geographischen Dialektstudie angesehen werden. In seinem Nachlass gibt es aber fast genau so viel von Interesse für Ethnographen, z. B. hunderte von Seiten der zimbrischen Volkskunde: Volkssprache, Ortsnamen, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, Volkslieder, und Geschichten aller Art (Sagen und Märchen). Viel davon erscheint auch in der Grammatik. Dieser Aufsatz beabsichtigt zu zeigen, wie reich ein sprachwissenschaftliches Werk für Ethnographen sein kann, indem er versucht einige gute Beispiele aus Bruno Schweizers Feldforschung zu kon-

¹ Ermenegildo Bidese: Das Zimbrische von Giazza: Zeugnisse und Quellen aus einer deutschen Sprachinsel in Oberitalien. Übersetzungen, Hörbeispiele und Bildmaterial zu den von Bruno Schweizer gesammelten Erzählungen / *Il Cimbro di Giazza: testimonianze e fonti da un'isola linguistica tedesca in Norditalia. I racconti di Bruno Schweizer con traduzioni, esempi sonori e materiali visivi*. Innsbruck 2011.

² Ich möchte mich besonders bei der John-Simon-Guggenheim-Stiftung für ein Forschungsstipendium in den Jahren 2005 und 2006 bedanken. Mein Dank geht auch an die Iowa State University für einen Druckkostenzuschuss.

³ Die besten Beschreibungen der Situation, aus der die Tonaufnahmen hervorgingen, finden sich in Thomas Nußbaumer: Alfred Quellmalz und seine Südtiroler Forschung (1940–42): eine Studie zur musikalischen Volkskunde unter dem Nationalsozialismus. Innsbruck, Wien 2001 (= Bibliotheca musicologica 6), S. 137–156; sowie in James R. Dow, Olaf Bockhorn: *The Study of European Ethnology in Austria*. Aldershot 2004 (= Progress in European Ethnology), S.117.

⁴ vgl. Eberhard Kranzmayer: *Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart*. Wien 1981&1985 (= Beiträge zur Sprachinselforschung Bd. 1, Teil 1&2).

⁵ vgl. Hans Tyroller: *Grammatische Beschreibung des zimbrischen in Lusern*. Wiesbaden 2003 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beiheft 111).

textualisieren. Der Aufsatz soll auch dazu dienen, historisch orientierte Ethnographen zu ermutigen ihren Weg in den tiefen Keller in Marburg zu finden.

Kulturkommission – Feldforschung

Bruno Schweizers Arbeit erhielt bedeutsame Unterstützung von der sogenannten Kulturkommission, einer Unterabteilung des SS Ahnenerbes.⁶ Ein zweiter Sprachwissenschaftler sollte die linguistische Arbeit mit Schweizer teilen, Mathias Insam, aus Meran. Schweizers Aufgabe war die Erforschung der geographischen Verbreitung der Dialektausdrücke in Südtirol, während Insam ein Südtirol Wörterbuch, als Teil eines Bayrischen Wörterbuchs recherchieren sollte. Obwohl es ihm wiederholt streng verboten wurde, reiste Schweizer immer wieder von in das Gebiet der „Zimbern“ bei Vicenza und Verona.⁷ Am 29. August 1941 schrieb Schweizer einen sechsstufigen „Bericht über Ergebnisse der Zimbernforschung“⁸, in dem es klar wird, dass er in der Tat seine Forschung praktisch nur in den Sieben und Dreizehn Gemeinden ausführte, besonders in Giazza, und das er wenig in Südtirol selbst gearbeitet hat. Seine Grammatik erfasst einerseits den gesamten zimbrischen Raum – als einziger hat Bruno Schweizer auch in den Fraktionen Carbonare und San Sebastiano der Gemeinde Folgaria Erhebungen durchgeführt; seine „Gesamtgrammatik“ ist für diese Orte das einzige Zeugnis des nunmehr ausgestorbenen Dialekts. Hier interessieren wir uns für einige traditionelle Formen der Volkskunde⁹.

Volkssprache

Als guter Feldforscher hat Bruno Schweizer nicht nur die üblichen Vokabeln für sein zimbrisches Wörterbuch gesammelt, er hat ganz deutlich nichts ausgelassen! Anatomie, Körperfunktion, und Obszönes findet man auch in seiner Arbeit. Für die Anatomie findet man das Wort für Brustwarze zwölf Mal in der Grammatik: *tutala*, *tutto*, *tutz*, *ditl*, *titl*, *Dutte*, *Durst* (Sebastiano=Masculine), *vürpletz* (Brustfleck): 42/103/145x2/188/522/532x2/534/536/600x2. Scham wird vier mal dokumentiert: 534/536/542/561; Scheide drei mal: *schoadela*, *suade*, *mia*, *šoř*: 284x2/289; Schwanz zwei mal: *sbanz* 250 + *sbanderle* 546; Kitzel: acht mal: 31/534/535/539/542/564 + *kitzele* 550. Für Geschlechtverkehr finden wir *ronschen* (steif

⁶ Obwohl noch keine vollständige Untersuchung der Kulturkommission vorliegt, findet sich reichlich Information vor allem in Michael H. Kater: Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches. München 1974 [2001]; Gisela Lixfeld: Das „Ahnenerbe“ Heinrich Himmlers und die ideologisch-politische Funktion seiner Volkskunde (1994). In: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.) in Zusammenarbeit mit James R. Dow: Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien 1994, S. 217–255; Nußbaumer 2001 (wie Anm. 2); Konrad Köstlin: Der Norden im Süden. Germanische Projektionen in der volkskundlichen Fotografie. In: Fotogeschichte 21 (2001), H. 82, S. 41–50; sowie Dow, Bockhorn 2004 (wie Anm. 2).

⁷ Privates Schweizer Familienarchiv in Dießen am Ammersee. Ich möchte hiermit meinen Dank an die ganze Schweizer Familie aussprechen, für ihre Gastfreundlichkeit und die Erlaubnis mir die Akten des Vaters (und Großvaters) anzuschauen, die noch in Dießen zu finden sind. „Obwohl es mir wiederholt streng (von der Reichsführung der SS) verboten wurde, reiste ich doch immer wieder von Zeit zu Zeit in das Gebiet der sog. ‚Zimbern‘ bei Vicenza und Verona um die aussterbenden Reste dieses sehr altertümlichen, wahrscheinlich langobardischen Dialekts (kursiv JRD), so gründlich wie möglich zu erforschen.“ Zitiert in: „An die Spruchkammer Landsberg/Lech (11.2.47)“.

⁸ Typoschrift von Schweizer in dem Deutschen Sprachatlas, Marburg/Lahn – Schweizer Nachlass 120:1. Die Nummerierung basiert auf dem Inventar von Ermenegildo Bidese.

⁹ vgl. Schweizer Nachlass 129.

werden, erstarren), und stossen neun mal: 36/103/109/246/312/333x2/651 + fiken (stossen): *tšupfan, šuffen, šupfan, djukha, jukhan*: 255 und *tunzen* (fornicare): 643.

In einem Brief an Eberhard Kranzmayer¹⁰ äußert sich Schweizer über einen Ortsnamen im zimbrischen Gebiet. Der Strom, der durch Vicenza läuft, heißt *Bacchiglione*, und Schweizer leitet den Namen vom Zimbrischen **baxilja* (JRD: rekonstruiertes Wort) (neulich: *paxilja, pëxilja, pëxlja*) her. Das deutsche Wort *Bach* ist klar, wie auch die Verkleinerungsformen in *-el, -le, -ele* und *-lje*, alle sind Germanisch und nicht Romanisch.

Schweizer dokumentiert auch, dass man „Das bairisch-tirolische ‚enk‘... nur im Fersental [kennt], wo es wohl von Norden eindrang. Im eigentlichen Zimbrischen ist es völlig unbekannt, ein wichtiges Kriterium für die Herkunftsfrage.“ [III: 403].¹¹

In seinem veröffentlichten Aufsatz über die Herkunft der Zimbern notiert Schweizer, dass einige Wörter vom alpinen Raum fehlen. Es gibt zum Beispiel keine Wörter für Tiere, die man in den Bergen findet: wie *Hirsch, Hirschkuh, Reh*, und *Birkhahn*.

„Es ist doch nicht wahrscheinlich, daß sie von Tirol kommend ausgerechnet diese Namen verloren hätten, vielmehr dürften sie dieselben im Flachland nicht gekannt haben und benannten sie deshalb, als sie in die Berge stiegen, mit *wilder Ochse – wilde Kuh – wilde Geiß* und *wilde Henne*. Für die *Gemse*, soweit man sie nicht mit dem *Reh* zusammenwirft, sagt man *Kamotza* mit einem rom. Lehrwort. Die Felsen werden *stela = Wandbrett, Stellbrett* genannt, die *Almen* heißen einfach *Berge*“ (1948:116).

Implizit in solchen Wortlisten ist der Glaube, dass die Langobarden aus Gegenden stammten wo es keine Berge gab, und darum mußten sie Wörter für ihnen unbekanntes Tiere finden. Sie haben einfach deskriptive Adjektive hinzugefügt, z. B. *wild*, zu Tieren die sie von ihrer Heimat kannten.

Sprichwörter (und sprichwörtliche Redensarten)

Durchaus in der Grammatik und in den Fragebögen in Marburg findet man Sprichwörter. Hier einige Beispiele:

sterbet net vo huṅare – man stirbt nicht... (V:665)

az six prextet vome bolfe – wenn man vom Wolf spricht (V:665)

pezor spete ben nia – besser spät als nie (V:672)

bait von ogen, bait vome heartze – aus dem Auge aus dem Sinn (V:672)

junkvrau ane libe vennesix net un an altar ane smerze lebet net – man findet keine Jungfrau ohne Liebe und es lebt kein Alter ohne Leiden (V:746)

meten boarten tusix nixt – mit Worten an sich geschieht nichts (V:653)

z gasbitzate proat hat bil güsten – das „schweißgetränkte“ = durch harte Arbeit erworbene Brot schmeckt vorzüglich (V:700)

Von den Tonaufnahmen der Feldforschung dokumentiert Schweizer folgende Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten:

¹⁰ Privates Schweizer Familienarchiv in Dießen am Ammersee.

¹¹ Hermann Paul: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 8. Auflage. Bearbeitet von Walter Mitzka. Tübingen 1881 [1960], §146 A 6: „Seit dem Ende des 13. Jhs., zuerst ca. 1280 bei dem Österreicher Enikel, erscheint für die 2. Plur. ein bair. Nom. *ëz*, ein Akk. Dat. *ënc*, dazu Possessiv *ënker*. Da hat im 12. Jh. der alte Dual Pluralbedeutung angenommen. Diese Formen waren im klass. Mhd gemieden worden.“

Giazza: *par naxt muos ma inkoun in niamon* – bei Nacht soll man niemandem antworten (V:827)

Giazza: *pam bintare ist kalt un snaibatz* – im Winter ist es kalt u. es schneit (V:827)

Roana: *dar bea kimet tzo roze un get-hin tzo vuze* – der Schmerz kommt zu Pferd und geht zu Fuß wieder weg (V:827)

a hant bêšet tandar – eine Hand wäscht die andere (V:827)

Roana: *z intrömen vome blôaše ist orran, dez priñet disgrazjen* – von Fleisch zu träumen ist schlimm, es bringt Unglück (V:822)

Roana: *sexzc abe gen* – mit 60 Jahren gehts abwärts (V:877)

pezor lazen de bolla bedar de öba – besser die Wolle laßen als das Schaf (V:877)

pezor haben bedar jagen – besser haben als jagen (V:827)

Volkslieder

In der „Grammatik“ fand ich oft das Wort „Schallband“. Mit Hilfe von Thomas Nußbaumer (Innsbruck) stellte ich fest, dass Schweizer auch Tonaufnahmen zur Unterstützung seiner Fragebogenerhebungen machte, fast ausschließlich in Giazza. Hier einige Statistiken über das ganze Unternehmen: 415 Tonaufnahmen, d. h. 138 Stunden, mit 1700 Volksliedern, 650 Beispiele der instrumentalen Musik, 90 Sprechtaufnahmen, unter anderem Zimbrische Texte. Wie sie zustande kamen, und wie sie bis heute erhalten geblieben sind, ist eine abenteuerliche Geschichte sondergleichen.¹² Ein besonders schönes Lied wurde am 22. März von Frau Fabris auf Zimbrisch gesungen:

Gasinga on abane

Pa usarme tëlja
in cljoucan bo lautan:
de steiljar inkoun
garift ist in tak
Ave, Ave, Ave Maria.

In unseren Tälern
die glocken lauten
die Felsen, die antworten
Vollendet ist der Tag
Ave, Ave, Ave Maria.

O muotar ‘me himale
kear abar daiz oge
un pete for alje
bo ruofan tzo diar:
Ave, Ave, Ave Maria.

O Mutter vom Himmel
kehr (her)über das Auge
und bete für alle
die rufen zu dir
Ave, Ave, Ave Maria.

De jungan, de altan
sain alj’ an dainj vuozan
for lentag und loate
daz ist iz gapet:
Ave, Ave, Ave Maria.

Die Jungen, die Alten
sind alle dir zu Füßen
für lebendig und tote
das ist das Gebet
Ave, Ave, Ave Maria.

¹² Vgl. Nußbaumer 2001 (wie Anm. 2).

Erzählungen

Besonders reich sind die Tonaufnahmen von Erzählungen, geschichtliches wie märchen- und legendenhaftes. In dem ersten Beispiel fängt der Sprecher auf Italienisch an, und nach etwa zehn Sekunden hört man im Hintergrund Bruno Schweizer ziemlich laut flüstern: „In Cimbro, in Cimbro.“ Darauf wechselt der Sprecher die Kode ins Zimbrisch und nur selten benutzt er ein italienisches Wort, wie am Anfang mit dem Wort *Malatia* für Krankheit.¹³ Durch dieses Beispiel sieht man auch, dass der Sprecher spontan erzählt und nicht vorliest. Die meisten Bewohner der Sieben und Dreizehn Gemeinden waren sowieso analphabetisch, und hätten so eine lange Geschichte schwer vorlesen können.

in die tsait von mile šiŋkwetsento išt gab – wišt ts Ljetsen una malatía – i muoses kχoun ašóu – una malatía, ŝen alf gaštorbat allje daü alte und hie end tredetši komuni ŝentar gaplaibwat léntke úndetše. un diše úndetšo ŝain ge-intrárt tswoa an ljetsan un oanar an pobwáts hat gahárn kwatórdetse dšjarn un a diarn akahán ditšo sete. ŝe bwaren de konjome oás Lúki un des andar Nordéra, ma si han gabwist as hoast de diarn Nordéra un der pobwats Luki.

Um 1500 gab es hier eine Epidemie – ich muss es so nennen – eine *Malatia* (= Krankheit); es sind alle gestorben, alle Leute, und hier in den dreizehn Gemeinden sind nur elf Personen am Leben geblieben. Von diesen elf waren zwei von Giazza dabei; einer war ein Junge, der 14 war, und dann ein Mädchen, das 17 war. Sie hießen Lucchi und Nordera; ... das Mädchen Nordera und dieser Lucchi.

Schon in dem 1939 erschienenen Band *Zimbrische Sprachreste. Teil 1: Texte aus Giazza (Dreizehn Gemeinden ob Verona, nach dem Volksmunde aufgenommen und mit deutscher Übersetzung herausgegeben)*¹⁴, und seinem in 1942 veröffentlichten *Taut6 [Tautš]: Puox tze Lirnan Reidan und Šcraiban iz Gareida on Ljetzan*, bringt Schweizer eine Menge von Erzählungen. Hier ein zimbrischer Variant von dem Märchen „Hänsel und Gretel“:

An Puob un a Diarlja gan Orken¹⁵

„Es war einmal ein Mann, der einen Buben und ein Mädchen hatte; er gab ihnen nichts zu essen, denn er liebte die Kinder nicht. Eines Tages dachte er sich was aus, er buk einen Kuchen und nahm die Kinder mit in einen Wald hinaus, wo auch ein Berghang war. Als er dann ein Stück weit draußen war, ließ er den Kuchen fallen. Die hungrigen Kinder sprangen dem Kuchen sofort nach und holten ihn. Als sie wieder zurückkamen, war der Vater weg. Was für arme Kinder, die draußen im Wald weinen! Währenddessen naht die Nacht. Auf einmal sagt das Mädchen...: Das Büblein stieg auf einen Baum. Das Mädchen sagt: ‚Siehst du ein Licht?‘ Das Büblein sagt: ‚Ja! Aber weit weg!‘ ‚Doch‘, sagt es, ‚gehen wir sehen, ob wir über Nacht

¹³ Quellmalz, Tagebuch-Nr. 981 [QU136–135 01]; Bezeichnung „Erzählung“. Die Aufnahme wurde am 23. März 1941 in Giazza gemacht. Der Erzähler ist Gerardo Dal Bosco.

¹⁴ Bruno Schweizer: *Zimbrische Sprachreste. Teil 1: Texte aus Giazza (Dreizehn Gemeinden ob Verona)*. Nach dem Volksmunde aufgenommen und mit deutscher Übersetzung herausgegeben. Halle/Saale 1939 (Deutsches Ahnenerbe. Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen. Abteilung: Arbeiten zur Germanenkunde. Bd. 5).

¹⁵ Alfred Quellmalz, Tagebuch-Nr. 988 [QU136–135 06]; Bezeichnung Märchen: Hänsel u. Gretel. Die Aufnahme wurde am 23. März 1941 in Giazza gemacht. Die Erzählerin ist Fortunata Lucchi. Vgl. auch Bruno Schweizer, Giuseppe Cappelletti: *Taut6 [Tautš]: Puox tze Lirnan Reidan und Šcraiban iz Gareida on Ljetzan*. Giazza-Verona 1942 [1980] (= Edizioni Taucias Gareida), S. 53–54; Giovanni Rapelli: *Testi cimbrici. Gli scritti dei Cimbrici dei Tredici Comuni Veronesi*. Verona 1983, 355–389 (= *Vocabolario tredicicomunigiano – italiano*) S. 215–217.

bleiben können.' Als sie außerhalb des Waldes waren, fanden sie ein Häuschen, ein schönes Häuschen. Sie gingen hinein und fanden die Örkin. Als sie die Kinder sah, gab sie ihnen zu essen und zeigte sich gastfreundlich. Als sie gegessen hatten, verbarg sie sie in einem Faß. Sie sagt: ‚Ich muß euch verbergen, denn wenn mein Mann, der Orke kommt, frißt er euch auf.’

Darauf fürchteten sich die Kinder sehr. Dann kam der Orke und machte: ‚Pfung! Pfing! Es riecht nach Christenkindern.’ Die Frau sagt: ‚...hier gibt es nichts für dich.’ Dann aß er. Später sagt sie: ‚Was hast du? Daß du herumschnupperst.’ Er sagt: ‚Es riecht nach Kindern.’ Sie sagt: ‚Ah, diese sind mager, sie sind arm.’ ‚Dann mäste sie, so daß wir sie später essen.’ Daraufhin gab sie ihnen zu essen. Eines Tages sagt der Orke zum Büblein: ‚Strecke mir einen Fuß oder ein Händlein heraus, damit ich sehen kann, wie feist du bist.’

Aber er streckte einen Hühnerfuß heraus. ‚Ach’, sagt er, ‚wie mager du bist!’ ‚Gut, gut, morgen kommst du mit mir in den Wald hinaus, denn wir gehen Holz hacken.’ Er sagt: ‚Ja!’ ‚Das Mädchen aber macht die Hausarbeiten für mein Weib, für die Örkin!’

Daraufhin blieb das Mädchen zu Hause, während der Orke und das Büblein fortgingen, um Holz zu hacken. Als sie dabei waren, das Holz zu hacken, sagt er: ‚Halte deine Händlein unten hin, damit du den Klotz festhältst.’ Das Büblein sagt: ‚Macht es Ihr, denn so halten wir ihn fester.’ Sofort schlug das Büblein drauf und klemmte ihn unten fest. Er sagt: ‚Also, wie ...?’ Denn er war nicht mehr imstande, die Hände frei zu bekommen. Er zog immer wieder. Er sagt: ‚Geh zu meiner Frau, zur Örkin, und laß dir den Keil geben. Dann machst du mir die Hände los.’ Es sagt: ‚Ja!’ Darauf sagt das Büblein – es kam zurück und sagt (zur Örkin): ‚Gib mir das schönste Roß und die Geldkass, der Orke sagt, ich soll es in den Wald hinunter bringen.’ Die Örkin traute der Sache nicht und ging zur Haustür und sagte: ‚Ist es wahr?’ Der Orke antwortete: ‚Ja.’ Darauf ging sie hin, gab ihm das Roß und auch das Geld. So machten sich das Büblein und das Mädchen auf und davon.

Und als sie den Bach passiert hatten, bemerkte es der Orke; er tobte und riss sich los. Nun war der Junge auf dem Pferd mit dem Mädchen. Als sie den Bach passiert hatten, war der Orke bereits mitten im Bache.

Da sagen sie: ‚Brücklein brich und Bach werde groß!’ Und der Orke war im Bache, während die beiden auf dem Pferd und mit dem Geld forteilten. Am anderen Ufer blieben die anderen ohne nichts mehr.“

Versuch einer Bewertung

In den Schulen in Österreich und Deutschland lernen Schüler über die Kimbern und Teutonen, die ursprünglich im heutigen Jütland in Dänemark beheimatet waren. Die Kimbern drangen im 2. Jahrhundert v. Chr. immer weiter nach Oberitalien vor und wollten in der Poebene sesshaft werden. Am 30. Juli 101 v. Chr. aber wurden sie in der Schlacht von Vercellae, südlich dem heutigen Vercelli im Piemont, von den Truppen des römischen Feldherrn Marius in einer offenen Feldschlacht vernichtend geschlagen. Die Spur der Kimbern und Teutonen verliert sich dann in den Geschichtsquellen. Es bleibt undokumentiert und wahrscheinlich undokumentierbar ob die heutigen Zimbern mit den Kimbern von damals verwandt sind.

Die Bezeichnung „Zimbrisch“ hat aber nach Remigius Geiser eine ziemlich deutliche Erklärung.¹⁶ Die Theorie, die ihm zumindestens am besten gefällt, ist die, die schon Johann Andreas Schmeller vor über 150 Jahren angesprochen hat. Nämlich der mittelalterliche Geschichtsschreiber Paulus Diaconus beschreibt die Geschichte der Langobarden, dass die langobardische Burg Cimbra, (diesen Ort gibt es heute noch, er heißt jetzt Cembra und liegt nordöstlich von Trient), dass diese langobardische Burg im Jahre 590 von den Franken erobert wurde, und die Burgbewohner mussten fliehen, in die Berge südöstlich von Trient, also in die heutigen zimbrischen Gebiete, und nach dieser Theorie haben also die Zimbern diesen Namen der Burg Cimbra dorthin mitgenommen als sie sich dort ansiedelten, und später, als die Langobarden im großen Umfang Langobardische Arimannen, also Wehrbauern dort ansiedelten, wurde aber der Name der langobardischen Erstbesiedler dort übernommen, und von daher der Name „Zimbern“.

Es besteht aber auch eine zweite Theorie, dass die heutigen Zimbern *baierischer Herkunft* sind, dass es also Siedler sind aus dem südwestlichen Oberbayern, die vor circa tausend Jahren dort hinunter abgesiedelt wurden, wegen Hungersnot oder aus anderen Gründen. Die Langobarden-Hypothese (siehe oben), nämlich dass das Zimbrische der letzte Rest des Langobardischen ist, spreizt sich nicht sehr vehement mit dieser anderen, mit dieser Baiern-Hypothese. Erstens muss man natürlich sehen, dass sprachlich das Langobardische und das Bairische ohnehin damals vor tausend Jahren oder tausendfünfhundert Jahren sehr nah miteinander verwandt waren.¹⁷

Also, sprachlich und kulturell sind die Zimbern von heute eventuell mit den Langobarden verwandt, aber wahrscheinlich nicht. Sie sind eher Auswanderer aus Bayern-Tirol, die sich in Wellen über einige Jahrhunderte südlich der Alpen ansiedelten. Die Diskussion um die Langobardenthese, die Schweizer so beschäftigte, gilt heute als abgeschlossen¹⁸. Es gibt in der neueren linguistischen Literatur ja erdrückende Belege für die sehr weitgehenden sprachstrukturellen Übereinstimmungen des Zimbrischen mit dem Baierischen.

Langobardisch redivivus:

Bruno Schweizer war aber Zeit seines Lebens von der langobardischen Herkunft der Zimbern überzeugt. Er drückt mindestens eine sehr konsequente Meinung über deren Herkunft deutlich aus, besonders in seiner Verpflichtung zu der Theorie über die Ursprünge des Zimbrischen, die kaum jemand auch nur für entfernt plausibel und schon gar nicht für wahrschein-

¹⁶ Freundliche Hilfe von Remigius Geiser (Salzburg): aus einem Interview 2010 im Landesstudio Salzburg des ORF (= Österreichischer Rundfunk) aufgenommen und am 8. Februar 2011 um 8.30 h vom Südwestdeutschen Rundfunk in der Sendereihe „SWR2 Wissen“ ausgestrahlt. Interviewer: Widmar Puhl.

¹⁷ Geiser Interview: „Auch das bayrische erste Herzogsgeschlecht, die Agilolfinger (angeblich war das ein fränkisches Adelsgeschlecht), aber ihre Namen sind alle langobardisch, und auch bei der bairischen Landnahme, also bei der bairischen Besiedlung haben auch damals die Langobarden ganz massiv mitgemischt, was man an den Gräberfunden, in den bajuwarischen Reihengräbern sehen kann. Letztlich ist wirklich kein großer Unterschied zwischen der Langobarden-Hypothese und der Baiern-Hypothese. Man kann sie natürlich auch sehr schwer auseinander halten, denn sprachlich war eben zwischen diesen beiden Sprachen, dem Langobardischen von damals und dem Bairischen von damals, kein so großer Unterschied, so dass man sie also präzise auseinander halten könnte, was die Zimbern jetzt wirklich sind.“

¹⁸ James R. Dow: Bruno Schweizer's Commitment to the Langobardian Thesis. In: Thomas Stolz (Hg.): „Alte“ Sprachen. Beiträge zum Bremer Kolloquium über „Alte Sprachen und Sprachstufen“ (Bremen, Sommersemester 2003). Bochum 2004, S. 43–54; James R. Dow (Hg.): Bruno Schweizer. Zimbrische Gesamtgrammatik. Vergleichende Darstellung der zimbrischen Dialekte. Beiheft 132. Stuttgart 2008.

lich hält¹⁹. Diese Theorie passt aber genau in das Forschungsprogramm Heinrich Himmlers SS Ahnenerbe.

Das beste Beispiel findet man in drei wichtigen Dokumenten: dem schon erwähnten *Bericht über Ergebnisse der Zimbernforschung* (29.8.1941), einem Aufsatz mit dem Titel „Die Herkunft der Zimbern“²⁰, und in dem damals noch ungedruckten *Vorwort* zu Band V (1953). Ich zitiere hier direkt aus diesen drei Dokumenten, und hebe mit Fettdruck die Unterschiede heraus:

Wir erkennen: Hier war einmal etwas Großes, **was** in Stücke brach und versank. – 1941

Wir erkennen: **hier** war einmal etwas Großes, **das** in Stücke brach und versank! – 1948

Was sollte dieses Große anderes gewesen sein, – 1941

Was sollte diese **rätselhafte** Große anderes gewesen sein – 1948

als die mächtige langobardische Kultur germanischer **Rasse**, – 1941

als die mächtige langobardische Kultur germanischer **Art**, – 1948

selbst wiederum erwachsen auf dem Boden, der vom Blute der Goten gedüngt war. – 1941

„ „ der vom Blute der **Ostgoten** gedüngt war? – 1948

aus dem Substrat ... und dem Blutdünger der **Goten** – 1953

Kurz vor seinem Tod 1958 schrieb Schweizer seine *Gesamtgrammatik* zu Ende und schickte das Manuskript an den Carl Winter Verlag²¹ in Heidelberg.²² Seine Worte betonen immer wieder dass es zwar „Verschiedenheiten [mit dem] hochdeutschen Sprachgut“ gäbe, aber Zimbrisch konnte nach seiner Meinung nicht einfach als eine korrupte Version des Bayrischen betrachtet werden. In dem Vorwort zu Band V – *Syntax* fasst er seine Arbeit folgenderweise zusammen:

Was ich mit diesem Gleichnis meine, sind die Nachwirkungen und letzten Überreste des langobardischen Kulturkreises, der aus dem Substrat des italisch-römischen Wesens und dem Blutdünger der Goten ein neues wundervolles Weltvolk hervorzauberte, das die Brücke schlug vom klassischen Altertum zur christlich modernen Zeit und die erste lebensfähige germanische Nation des Mittelalters war. Erst 2 Jahrhunderte nach ihnen konsolidierten sich in ähnlicher Art, aber bei weitem nicht so national einheitlich die Franken und die Angelsachsen und es ist sicher, daß beide von den Langobarden vieles gelernt haben. ... Mögen also recht viele die hier versuchten Wege nachprüfen und ausbauen. (*Vorwort–Gesamtgrammatik* V:661).

Durch solche Worte aus seinem Werk wird klar, dass Schweizer bei seinen Erhebungen das Alter und den ganz besonderen Wert für die Sprachwissenschaft und die Volkskunde betonen wollte. Nur wenige Beispiele für seine Überzeugung wurden hier herausgehoben, aber unter der Oberfläche des gesamten Textes, und in fast allen Akten in dem Nachlass, verbirgt sich Bruno Schweizers eigene ideologische Auffassung des Zimbrischen als Überrest des Lango-

¹⁹ Dow 2004 (wie Anm. 16).

²⁰ Bruno Schweizer: Die Herkunft der Zimbern. In: Die Nachbarn. Jahrbuch für vergleichende Volkskunde 1 (1948), S. 111–129.

²¹ Briefverkehr mit Winter Verlag in den Institutsakten in Marburg. Er betrachtete das Werk als Habilitationsschrift – mehr darüber unten.

²² Das fünfbandige Manuskript in dem Nachlaß in Marburg ist entweder ein Durchschlag oder eine Abschrift. Man findet darin hunderte von handgeschriebenen Korrekturen, Hinzufügungen, Verbesserungen, usw. Das Originell scheint nicht mehr zu existieren.

bardischen, das deshalb eine von der des Bairischen zu unterscheidende Phonologie aufweist und selbst im Kontakt mit dem dominanten Italienisch der Region nur wenig romanisiert wurde. In seiner Interpretation verfiicht Schweizer einen Standpunkt, der inzwischen als unhaltbar gilt. Wo ihm sein Material dies ermöglicht aber, sucht er nach Parallelen zum Langobardischen, zum Gotischen, zum Nordischen.²³ Er leugnet nicht die lange anhaltenden Beziehungen zum Bairischen, spricht aber hier von einer Baiuwarisierung des langobardischen Substrats.²⁴ Wie konnte er aber so standhaft bei einer unhaltbaren Theorie sein?

Den Schlüssel zu seiner Einstellung findet man m. E. in der Satzung des SS Ahnenerbes. Unter „Name und Aufgabe“ liest man: „Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft ‚Das Ahnenerbe‘ hat die Aufgabe, Raum, Geist, Tat, und Erbe des nordrassigen Indogermanentums zu erforschen, die Forschungsergebnisse lebendig zu gestalten und dem Volke zu vermitteln.“²⁵ In einem Memorandum über die eigentliche Aufgabe des Ahnenerbes lesen wir: „Im Anfang galt die Arbeit des ‚Ahnenerbes‘ vor allem der Erschließung des germanischen Elementes unserer Kultur, dem Bemühen, aus der vielfachen Überfremdung durch konfessionelle und andere Einflüsse dem germanischen Wesen auf die Spur zu kommen.“²⁶ Die Aufarbeitung des Zimbrischen widerspiegelt ganz deutlich diese vorgeschriebene Aufgabe des Ahnenerbes. Durch seine Arbeit hätte Bruno Schweizer dem SS-Ahnenerbe besondere Dienste leisten können.

Habilitation: In dem Vorwort zur Gesamtgrammatik beschreibe ich die drei Versuche Schweizers die Habilitation zu erlangen. Es gibt Hinweise darauf, dass Bruno Schweizer zuerst seine *volkskundliche* Sammlung, und erst später darauf kam, die philologische Arbeit als Habilitation einreichen zu wollen. Dadurch hätte er für sich selbst enorme Vorteile in einer Nachkriegszeit gewinnen können, zum Beispiel mit einem eventuellen Lehrstuhl für germanische Sprachen und Kultur, mit Betonung auf das Zimbrische. Die Akten sind voll von diesem Wunsch und seinen Versuchen.²⁷

Bruno Schweizer besaß einen fanatischen Drang zur Arbeit, vor allem mit Altsprachen und mit deren Philologie überhaupt. Er sah durch seine Beschäftigung mit der zimbrischen Kultur eine Gelegenheit etwas zu erforschen, das vielleicht, aber nur vielleicht, zu unheimlich bedeutenden Entdeckungen führen würde: Zimbrisch als Überrest vom Langobardischen. Solch eine Entdeckung hätte seinen Ruhm unter den Feldforschern in der Kulturkommission und im Ahnenerbe überhaupt begründet. Das konnte er natürlich nicht vervollkommen. Aber die Arbeit und die Veröffentlichung der Grammatik als Habilitationsschrift wäre genau der richtige Weg zu der gewünschten akademischen Karriere.

²³ Ausführliche Suche ergibt folgende interessante Statistiken: fünf Bände, 315.964 Wörter, es gibt aber nur 204 Stellen wo Gotisch und Langobardisch „dokumentiert“ werden; zusammenfassend finden wir: 149 mal got./Gothisch/gotische(n/s), und 55 mal lang./Langobardische(n/s).

²⁴ Der Österreicher Eberhard Kranzmayer lokalisierte die Ursprünge der Zimbern auf der *österreichischen* Seite des Loisachtals in Westtirol, wobei er erste Wanderungen schon für das 11. Jahrhundert annahm.

²⁵ Satzung vom 1.7.1935, zitiert nach Michael H. Kater: Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches. München 1974 [2001], S. 27.

²⁶ Ahnenerbe-Memorandum (1944). Bundesarchiv Koblenz, NS 19/1850.

²⁷ Besonders in den Habilitationakten an der Universität München.

Weiterführende Literatur

Bidese, Ermenegildo, James R. Dow, Thomas Stolz (Hg.): *Das Zimbrische zwischen Germanisch und Romanisch*. Bremen 2005 (= *Diversitas Linguarum* 9).

Dow, James R. (2005): Bruno Schweizer's *Gesamtgrammatik* as a Product of the *Kulturkommission*. In: Ermenegildo Bidese, James R. Dow, Thomas Stolz (Hg.): *Das Zimbrische zwischen Germanisch und Romanisch*. Bremen 2005 (= *Diversitas Linguarum* 9), S. 193–205.

ULRIKE KAMMERHOFER-AGGERMANN

„Stoff der Träume“ und Alpträume

Neue Akten zum Salzburger Trachtenverbot 1938–1940

2011 betitelte der aus Salzburg stammende Filmemacher Othmar Schmiderer seinen Film über die Facetten der Tracht als „Stoff der Heimat“¹. Ein vieldeutiger Titel, der über die rein materielle Bedeutung des Wortes weit hinausgeht und vieles assoziieren lässt. Und tatsächlich war und ist das, was wir heute unter „Tracht“ verstehen, „der Stoff, aus dem die Träume sind“. Nämlich bis heute die Träume unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen und ebensolcher Werthaltungen und Zielsetzungen. Die Träume von heiterer Sommerfrische und Landleben, von geordneter hierarchischer Gesellschaft, sittlicher Ordnung und funktionierender Sozialökonomie. Aber auch die Träume vom „Ahnenkleid der Väter“ im „Tausendjährigen Reich“ rassistisch determinierter „Deutscher“, die für jene, die nicht als dazugehörig definiert wurden, zum Alptraum werden sollten. Durch diese politisch instrumentalisierte Suche nach den „Wurzeln“ und deren Inszenierung im autoritären Ständestaat wie im totalitären Nationalsozialismus wurde der „Stoff“ dann auch zum völkischen Suchtgift, an dessen Nachwirkungen noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu leiden und aufzuarbeiten war.

Während rund um die Sommerfrische (seit dem 19. Jahrhundert) und frühen Salzburger Festspiele (besonders 1922 bis 1936) die Trachtenmode ein Spiel mit Mode, Nostalgie, Verkleidung und Lokalkolorit darstellte, war Tracht bereits seit Jahren in Trachtenvereinen und (deutsch-)nationalen Kreisen mit „Volk und Heimat“, „Blut und Boden“ gleichgesetzt worden. In politischen Systemen, die auf eine ausgeprägte Habitusbildung setzten, zu welcher auch Körperhaltung und Körpergestaltung sowie Uniform und Abzeichen gehörten, war Kleidung ein bedeutsamer Faktor der Identifikation. Trachten der Stände und Volksgruppen, Dienstuniformen und Livreen, eine Fülle militärischer Uniformen – das alles waren aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg noch selbstverständliche sichtbare Zeichen von Zugehörigkeiten. So ist es nicht verwunderlich, dass vom Ende der Monarchie an auch alle politischen Gruppierungen ihre Dresscodes – einmal offen, einmal chiffriert – verwendeten. Kleidungsstücke und Accessoires, die mit „Volk“ und „Heimat“ bzw. mit dem Image ländlich heiler Welt in Verbindung gebracht werden konnten, waren in dieser turbulenten Zeit der Auflösung und Umbrüche besonders Erfolg versprechend.

¹ „Stoff der Heimat“. Dokumentarfilm, HDCAM/DCP 97 min. Dolby SR 5.1. Regie & Kamera: Othmar Schmiderer, Idee: Elsbeth Wallnöfer, Konzept: Othmar Schmiderer & Elsbeth Wallnöfer, Produktion: o. schmiderer film-produktion, Verleih: Stadtkino Wien, Hergestellt mit Unterstützung von: ORF Film/Fernsehabskommen, if austria federal arts bmukk, Autonome Region Trentino-Südtirol, Land Niederösterreich, Salzburg, Steiermark & Wien Kultur. Welturaufführung bei der Viennale 2011 (49. Vienna International Film Festival – 20.10.–2.11.2011). „Stoff der Heimat“ erhielt beim Trentino Filmfestival/Concorso Competition 2012 den Preis des Museo Usi e Costumi della Gente Trentina Award for the best documenting the traditions and costumes of mountain people with ethno-anthropological accuracy. Weiters Teilnahme am IDFA 2011 (International Documentary Film Festival Amsterdam), der Diagonale 2012 (Festival des österreichischen Films), Fünf-Seen-Festival 2012.

Tracht wird zum Symbol der „Heimat“

Auch Politik und Wirtschaft griffen nach der Tracht. Nicht erst in der NS-Zeit, sondern schon im autoritären Ständestaat boomten alle mit „Volk“ und „Heimat“ konnotierten Bereiche, wie Helmut Eberhart am Beispiel der Steiermark zeigen konnte.² Auch dort kam der Tracht wesentliche Bedeutung in der Heimatschutzbewegung und den Bildungsbewegungen zu.



Abb. 1: HJ-Spielschar im März 1938 in Salzburg. Neben der schwarzen Hose sind auch die Lederhose, Trachtenstutzen und Hemden mit Hornknöpfen zur Uniform möglich.

Die Bilder sowohl der Tage vor wie nach dem „Anschluß“, jene der öffentlichen Auftritte der Regime zwischen 1922 und 1945 zeigen das deutlich.³ Besonders das NS-System setzte auf Uniformen, Symbole, Abzeichen und Trachten. Ein großer Teil der Bevölkerung wurde durch diese signifikante Bekleidung als dem System zugehörig erkennbar. Damit erhielten Menschen eine aktive Rolle und sichtbare Bedeutung. Vergleicht man Fotografien von Menschen in alltäglicher (meist einfacher abgetragener) Kleidung mit jenen von Gruppen in konformen Ausstattungen, dann wird deutlich, wie bewusstseins- und imagebildend die neuen Uniformierungen waren.⁴

² Helmut Eberhart: „Innere Politik ist zum großen Teil angewandte Volkskunde“. Wissenschaft als Instrument nationaler und nationalsozialistischer Ideologie zwischen 1918 und 1945 am Beispiel Graz. Vortrag, gehalten am 13.1.2010 in Göttingen.

³ Z. B. AStS (Archiv der Stadt Salzburg), Bildarchiv Franz Krieger; SLIVK (Salzburger Landesinstitut für Volkskunde), Bildnachlass Erika (Groth-)Schmachtenberger.

⁴ Ulrike Kammerhofer-Aggermann u. Alfred Höck: Alltag im Nationalsozialismus. Individuelle Wirklichkeiten. In: Peter F. Kramml u. Christoph Kühberger (Hg.): Inszenierung der Macht. Alltag – Kultur – Propaganda.

Schon lange vor dem Aufkommen des Nationalsozialismus waren Feindbilder in Wort und Bild aufgebaut worden, die teilweise lange nachwirken sollten: wie etwa „der Jude“ mit dem Judenstern als unkultivierter, hässlicher, verkrüppelter Gnom gezeichnet; der ungepflegte, dickliche „Schlurf“ mit kinnlangem Haar; „der Bolschewik“; „die Pfaffen und der Papst in Rom“ etc. Vielfach hat der Nationalsozialismus damit bereits vorhandene Assoziationsketten für sich vereinnahmt und verstärkt.⁵

Tracht gegen „fremdvölkische Vermatschung“

Unter dem „Austrofaschismus“ spitzten sich der Rassismus und „Anschluß“-wunsch im Reichsverband der Trachtenvereine [gegr. 1908, Monatsschrift „Gebirgs-Trachtenzeitung“ (GTZ)⁶] zu. Die Tracht war in diesen Kreisen vom Vereinsrequisit zum arischen Rassenmerkmal geworden, „heilig“ und verteidigungswert, als „Ahnenerbe in Tracht“, festgemacht an identifikatorischen Objekten.⁷ Für den Berliner Journalisten Paul Stefan war 1937 „der Lederhose“ das Synonym für den illegalen Nationalsozialisten.⁸ Im Vereinskalendar für 1938 wurde unter den Vereinspartnern die „nationalsozialistische Kulturgemeinde Gaudienststelle München Obb.“ genannt. In den Wochen vor dem erwarteten „Anschluß“ wurde aggressiv der „fremdvölkischen Vermatschung und der volksentartenden Unsitten-Großzieherie“ die Schuld für alle Veränderungen der Zeit gegeben.⁹ Trachtenfeste 1937 erzeugten

Salzburg 2011 (= Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus, 2 / Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg, 31), S. 108–185. Z. B. AStS, Fotoarchiv Franz Krieger: S. 123: Gruppenfoto Schulkinder in Alltagskleidung, die meisten barfuss, Mädchen mit Schürzen, ca. 1938. Vgl.: S. 124: Formierte Aufstellung des Deutschen Jungvolks am Residenzplatz in Salzburg, alle in Uniform, bestehend aus dunkler kniekurzer Hose, Gürtelschließe mit Emblem, Hemd, Krawattentuch mit Lederknoten, weiße Stutzen, Schnürschuhe; 20. April 1941, Film 383. Vgl. S. 121: Marschierende BDM-Mädchen in Uniform, bestehend aus schwarzem Rock mit Gürtel, weißen Strümpfen, weißer Bluse, Krawattentuch mit Lederknoten und Berchtesgadener Janker, beim Einmarsch der deutschen Wehrmacht am 12. März 1938, Markartplatz Salzburg, Film 103. – Teile dieses Beitrags wurden auch veröffentlicht in: Dies.: Wem gehören Tracht und Alpen? Salzburger Trachten – ein Kampf zwischen städtischer Mode und völkischer Ideologie. In: Hanno Löwy u. Gerhard Milchram (Hg.): „Hast Du meine Alpen gesehen?“ Eine jüdische Beziehungsgeschichte. Hohenems 2009, S. 180–205, spez. S. 184–188 u. 195–202.

⁵ Kammerhofer-Aggermann, Höck 2011 (wie Anm. 4), S. 108–185.

⁶ „Alpine Volks- und Gebirgs-Trachtenzeitung“, begründet in Salzburg 1912, im Jahre 1922 (Jg. 5) Titeländerung in „Österreichische Alpine Volks- und Gebirgs-Trachten-Zeitung“. Ab 1924 erschien sie unter dem Titel „Oesterreichische Gebirgs- und Volks-Trachten-Zeitung“ (Kurzzitat für alle: GTZ). Herausgeber war der „1. Oester. Reichsverband für Alpine Volks- und Gebirgstrachten-Erhaltungs-Vereine“, der sich als Dachverband entwickelte und seinen Sitz in der Judengasse 9 in Salzburg hatte. Er verstand sich als Zentrale nicht nur der „Trachtensache“, sondern auch des deutsch-nationalen Gedankengutes (ab 1912 Verbandsgruß „Trachten-Heil“). Dieser Reichsverband wurde mit Erlass des Stillhaltekommissars für Vereine etc. vom 31. Juli 1939, Zl. IV ARD-2681, aufgelöst; die letzte Ausgabe der GTZ erschien im Juni 1939, zit. nach Gert Kerschbaumer: Rekonstruktion und Dokumentation. „Volkskunde und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg“. In: Walburga Haas (Hg.): Volkskunde und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg. Referate, Diskussionen, Archivmaterial. Bericht zur Tagung am 18. und 19. November 1994 in der Salzburger Residenz. Salzburg 1995/96 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 8), S. 255–358, hier S. 291.

⁷ Erster Österreichischer Reichsverband für Alpine Volks- und Gebirgstrachten-Erhaltungs-Vereine (Hg.): Trachten-Taschen-Kalender 1935. Salzburg 1934, S. 79–84. – Vgl. Ernst Hanisch: 1938 in Salzburg. In: MGSLK (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde) 118. 1978, S. 257–310, hier S. 305.

⁸ Paul Stefan: Das war der letzte Sommer. Roman. Wien 1946, S. 14 f. u. 75. – Ein Roman über den Salzburger Festspielsommer 1937.

⁹ Erster Österreichischer Reichsverband für Alpine Volks- und Gebirgstrachten-Erhaltungs-Vereine (Hg.): Trachten-Taschen-Kalender 1938. Salzburg 1937, S. 75. – GTZ 19 (1937), Nr. 2, S. 17 f. u. GTZ 20 (1938), Nr. 2, S. 11 f.

Stimmung für den „Anschluß“ und waren Treffpunkt illegaler Nationalsozialisten Österreichs. Die GTZ kommentierte die Festzüge: „Die Österreicher gingen als Auslandsdeutsche voran“. Die erbitterte „Auferstehung [...] deutschen Volkstum[s]“, das Ende der „Verhöhnung durch die Juden“ kommentierten auch GTZ 1926 bis 1938.¹⁰ Mit der Annexion Österreichs durch Hitler hatten die Trachtenvereine den ersehnten „Anschluß“ an die „Deutsche Volksgemeinschaft“ erreicht.¹¹

Das „Grazer Trachtenfest“ („Heimat-, Volks- und Trachtenfest“ im Schlosspark zu Eggenberg) am 2. Oktober 1921 brachte bereits die weltanschauliche und politische Kluft zwischen den Akteuren in die Öffentlichkeit, und die Schriftleitung der GTZ polemisierte gegen „Regierungsrat und Doktor“, „Dr. Geramb [Leiter des Steirischen Volkskundemuseums] und seine Veranstaltung“ sowie darüber, dass „einer der punzierenden Macher des ‚Grazer Trachtenfestes‘, Konrad Mautner [u. a. Trachtensammler], eine Jude ist“ und „Großindustrieller“.¹²

Bereits 1921 und 1936 hatte die Salzburger Gewerbebehörde die Übernahme von jüdischen Modegeschäften durch deren Familienangehörige verweigert. Und das, obwohl (nicht nur) in Salzburg wesentliche Modenhäuser, darunter Geschäfte für Trachten und Touristenmode, in jüdischem Besitz waren.¹³ Sofort nach dem „Anschluß“ ab 13. März 1938 sperrte die SA in Salzburg jüdische Geschäfte zu. Die „Arisierung“ begann acht Monate vor der sogenannten „Reichskristallnacht“, jenen Novemberpogromen 1938, an welchen jüdische Synagogen und Geschäfte zerstört wurden. Die offizielle „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ vom 12. November 1938, mit Wirksamkeit 1. Jänner 1939, verbot den jüdischen Bürger/-innen Handel und Gewerbe. Im ganzen Land Salzburg wurden im März 1938 bereits 90 Geschäfte und Kleinerzeugerbetriebe schnellstmöglich „arisiert“. Die Brüder Schwarz, Besitzer des vornehmsten Modenhauses in Salzburg, wurden direkt nach dem „Anschluß“ kurzfristig verhaftet; zwei von ihnen konnten nach Palästina fliehen, der dritte Bruder, Walter, wurde am 1. September 1938 von der Gestapo ermordet. Ihr Kaufhaus wurde sofort von der „NSBO“ (Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation) übernommen, wie am 18. März 1938 das „Salzburger Volksblatt“ inserierte. Abgründe menschlicher Niedertracht, Macht- und Besitzgier werden in den Details der Enteignungen sichtbar. Die Fülle der Zeitungsinserte, dass Geschäfte nicht jüdisch seien, als Richtigstellung solcher Nachrede zeigen, dass Konkurrent/-innen schon durch ein Gerücht geschadet werden konn-

¹⁰ Hier zit.: GTZ 8/9 (1926), Nr. 3; GTZ 11 (1927), Nr. 33, S. 1; GTZ 17 (1935), Nr. 3, S. 1; GTZ 19 (1937), Nr. 9, S. 68; GTZ 19 (1937), Nr. 10, S. 78 u. GTZ 20 (1938), Nr. 9, S. 9.

¹¹ Vgl. die geschichtlichen Ereignisse bei: Hanisch, Ernst: Zur Frühgeschichte des Nationalsozialismus in Salzburg (1913–1925). In: MGSLK 117. 1977, S. 371–410. – Ders. 1978 (wie Anm. 7), S. 257–310, hier S. 305. – Ders.: Salzburg 1918–1938. In: Erika Weinzierl u. Kurt Skalnik (Hg.): Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik. Bd. 2. Graz 1983, S. 907–937.

¹² GTZ 4 (1921), Nr. 12, S. 8–9; Zentraleitung Schorsch Grünbauer.

¹³ AStS, Gewerbeakten, Z. 3.4.751. a1/1921: Ansuchen um Übernahme des Wiener Kleiderhauses „Zum Matrosen“, Mirabellplatz 6, nach dem Tode von Leon Abrahamer durch dessen Witwe und Sohn Julius und Z. I.a1/I.b, ZI 1286/36, 1936: Ansuchen der Karoline Löwy um Übernahme des Geschäftes ihres kranken Mannes: Kleider, Textilien, Kurz- und Gemischtwaren, Mirabellplatz 6. – Vgl. Das Kleiderhaus „Zum Matrosen“ besaß schon 1911 eine „volkstümliche Abteilung“, Inserat in der Salzburger Wacht, 1.7.1911. Am 8. Juni 1923 inserierte das 1908 begründete Kaufhaus Schwarz, „grösstes Kaufhaus Salzburgs, Alter Markt und Kranzlmart“ in den „Neuesten Nachrichten – Alpenländisches Morgenblatt mit Handelszeitung“, „Dirndlblusen, Bortenstrohhüte und Blaudrucke“, zit. nach Albert Lichtblau: „Arisierungen“ in Salzburg. In: Helga Embacher (Hg.): Juden in Salzburg. History, cultures, fates. Salzburg 2002, S. 67–83, hier S. 68, Ornstein S. 71, Inserat Schwarz Tafel V: das berühmte elegante Zeitungsinsert der Firma Schwarz mit bürgerlicher Tageskleidung und sportlicher Trachtenmode „Für die Stadt – Fürs Land“.

te.¹⁴ Für die Räumung von jüdischen Wohnungen gab es Vorschläge: „Jüdische Mieter. In Ihrem Falle findet wohl der Paragraph ‚Unleidliches Verhalten eines Mieters‘ (Kündigungsgrund) Anwendung. Eine Kündigung hat daher Aussicht auf Erfolg.“¹⁵

In Salzburg ist dieser Fremdenhass sicherlich aus der Schere zwischen einer wenig durchmischten Einwohnerschaft und einer relativ hohen Zahl an Tourist/-innen am Land wie in der Stadt, speziell bei den Festspielen, entstanden, wie u. a. auch Franz Schausberger¹⁶ ausführt. Die Statistik „Bevölkerung der Stadt Salzburg“, veröffentlicht 1940/41 als Auswertung der Volkszählung vom 17. Mai 1939, führt 77.170 Einwohner/-innen an, davon nur noch 273 unterschiedliche „jüdische Mischlinge“ und 243 Menschen „fremder Muttersprache“, von denen allerdings 197 Personen „Reichsangehörige“ sind.¹⁷ Die Volkszählung fand allerdings nach mehr als einem Jahr NS-Repressalien gegen als unerwünscht deklarierte Personen statt.

Hinter der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung stand nicht nur die Ausschaltung des rassistischen Feindbildes. Sie bot vor allem die Möglichkeit der schnellstmöglichen Beteiligung und Besserstellung der Parteigänger und Funktionärsfamilien. Die Darstellung der Arisierungen durch Albert Lichtblau¹⁸ wie die Eingaben der Industrie- und Handelskammer von 1940 gegen das Salzburger Bestreben einer Trachtenerzeugungs-, Vertriebs- und Verwendungskontrolle machen diese Strategien deutlich.¹⁹

Bernhard Tschofen stellte wie Ulrike Kammerhofer-Aggermann den Missbrauch der Tracht als biologistisches „Ehrenkleid der Väter“ mit allen Konnotationen von jüdischer Ausgrenzung und Verfolgung, mit der Bedeutung als Vorfeld-Uniform der Parteiorganisationen („Kraft durch Freude“) sowie Propagandainstrument dar.²⁰ Der Nationalsozialismus schuf – auch über Tracht, Brauch, Tanz und Lied – eine totalitäre politische Festkultur mit propagandistischen Inszenierungen des Nationalen, wie Christoph Kühberger zeigt. Durch die Termine, die Umwertung und emotionalisierende Umformung von Bräuchen wie über die Betonung der Tracht wurde eine breite Zustimmung erreicht. „Um die Bevölkerung im ländlichen

¹⁴ Lichtblau 2002 (wie Anm. 13), S. 67–83, hier S. 68, Ornstein S. 71.

¹⁵ SVB (Salzburger Volksblatt), 18.6.1938, S. 11, Rubrik „Antworten der Redaktion“.

¹⁶ Franz Schausberger: Und die Festspiele finden trotzdem statt oder über die gesellschaftspolitische Dimension der Salzburger Festspiele. In: Harald Waitzbauer (Hg.): Festlicher Sommer. Das gesellschaftliche Ambiente der Festspiele von 1920 bis heute, Festreden seit 1964. Salzburg 1997 (= Schriftenreihe des Landespressebüros/Serie Sonderpublikationen, 136), S. 7–14.

¹⁷ SLA (Salzburger Landesarchiv), RSTH I/3V 3/1941, Hrsg. Statist. Amt f. d. Reichsgaue d. Ostmark, Wien 1941: Bevölkerung der Stadt Salzburg: Statistik 1940/41, laut Volkszählung 17.5.1939.

¹⁸ Lichtblau 2002 (wie Anm. 13), S. 67–83.

¹⁹ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, „Tracht 1. Salzburger Landestracht. Sammelakt. 1936–1941. Mit Abbildungen“, u. a. Verordnungsentwurf zum Schutz der bodenständigen Tracht vom Juni 1940. – Herrn Archivdirektor a. D. HR Dr. Fritz Koller ist für die erstmalige Öffnung des Aktes 2007 zu danken. Herrn Archivdirektor Dr. Oskar Dohle ist für Beratung und weitere erste Akteneinsichten und den Damen und Herren des SLA für ihre freundliche Hilfsbereitschaft herzlich zu danken.

²⁰ Ulrike Kammerhofer-Aggermann: Die Anfänge der Salzburger Heimatwerks- und Heimatpflegeidee. In: Walburga Haas (Hg.): Volkskunde und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg. Referate, Diskussionen, Archivmaterial. Bericht zur Tagung am 18. und 19. November 1994 in der Salzburger Residenz. Salzburg 1995/96 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 8), S. 81–119. – Kulturelle Arbeitsgemeinschaft Grundlsee (Hg.): Abschlußbericht Forum Aussee 2001. Bad Aussee 2001, S. 34–39 ff.: Statements der Modeschöpferin Vivienne Westwood, des Schauspielers Miguel Herz-Kestranek, der Ethnolog/-innen Gerlinde Haid, Gexi Tostmann, Bernhard Tschofen etc.

Raum anzusprechen, versuchte man einen geschickten Ausgleich zu finden zwischen politischer Kundgebung und bäuerlichem Fest.²¹

Am Beispiel des Salzburger Landesanzuges und der Trachtenmappe von 1935²² hat die Autorin zwei politisch unterschiedliche Intentionen bei der Schaffung von Tracht aufgezeigt: die ständestaatliche Demonstration Österreichs gegen Hitler bzw. das „Ahnenkleid“ der „auslandsdeutschen“ „Anschluß-“treiber. Diese Aktivitäten 1935 hatten neben dem politischen auch einen wirtschaftlichen Aspekt, denn zwischen 1933 und 1936 fiel mit der „Tausend-Mark-Sperre“²³ kaufkräftiges Publikum der Mittelschicht aus. Gleichzeitig war dieses Jahr ein Höhepunkt internationaler Begeisterung für die Salzburger Festspiele und die Salzburger Tracht.²⁴ Insofern kann die Trachtenmappe 1935 sowohl als Maßnahme der Produktionssteigerung wie auch als Signal gegen die Trachtenmode betrachtet werden.

Der 1935 als Blatt der Salzburger Trachtenmappe (Tafel 28) wie als Gesetz veröffentlichte „Salzburger Landesanzug“²⁵ war Auslöser weiterer Entwicklungen von Landesanzügen in den anderen Bundesländern und rief industrielle Erzeuger auf den Plan. 1936 lehnte etwa das Präsidialbüro des Landeshauptmannes von Salzburg das Ansuchen eines Kärntner Fabrikanten ab, der eine Lodenqualität als „Salzburger Trachtenloden“ normieren lassen wollte.²⁶ Dieses und andere Ansuchen zeigen, wie sehr Salzburg zum Vorbild am Sektor Tracht geworden war. Besonders gilt das für das Jahr 1936, in welchem die Dirndl der Firma Lanz auf internationalen Laufstegen Furore machten. Im Jänner desselben Jahres legte die Firma „Union Tuch-Handelsgesellschaft Wien 1, Schottenring 25“ ihr „neu erschienenenes, österreichisches Trachten-Tableau zur frdl. Begutachtung“ der „Landeshauptmannschaft Salzburg“ vor. Diese gab den Trachtenmodenprospekt, der „kostenlos an die Masz-Schneidereien Oesterreichs ab[ge]geben“ werden sollte, um „den Sinn der Bevölkerung für die Schönheit der heimatischen Trachten zu heben“, an das Landesarchiv weiter, das Details an der Abbildung des Salzburger Landesanzuges korrigierte.²⁷ Der gesamte Vorgang – die Schnelligkeit des Aktenlaufes, die Befassung von Präsidialabteilung und Landesarchiv mit einem Trachtenmodenprospekt – zeigt, dass auch vor dem Nationalsozialismus das Verständnis von Tracht in Salzburg nicht Geschmackssache, sondern Kulturpolitik war. Der Landesanzug war 1935 per Gesetz zur genormten Uniform der Beamten und Lehrer im Ständestaat geworden,²⁸ er war den Landesbürgern empfohlen und wurde nicht nur von Landeshauptmann Franz Rehrl, sondern auch von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg demonstrativ getragen. Was in gewisser Weise daran erinnert, dass auch des Erzherzog Johanns von Österreich „grauer Rock“ 1823 von dessen kaiserlichem Bruder Franz I. als Zeichen des Reformgeistes verstanden und der Beamten-

²¹ Christoph Kühberger: Nationalsozialistische Festkultur. Aspekte einer lokalen Patina. In: SV (Salzburger Volkskultur) 32 (2008), H. 1, S. 22–26, bes. S. 22 ff.

²² Kuno Brandauer: Salzburger Landestrachten. Hrsg. vom Landesverband der Trachtenvereine in Salzburg. Salzburg 1935.

²³ Schausberger 1997 (wie Anm. 16), S. 7–14.

²⁴ SLZ (Salzburger Landeszeitung), 21.12.1935, S. 1.

²⁵ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, „Tracht 1. Salzburger Landestracht. Sammelakt. 1936–1941. Mit Abbildungen“.

²⁶ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Briefkonzept an Firma Funder, St. Veit/Glan, vom 11.8.1936.

²⁷ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Schreiben der Union vom 7.1.1936, Korrekturen des SLA vom 13.1.1936, Antwort der Präsidialabteilung an Union 25.1.1936.

²⁸ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, LGBL (Landesgesetzblatt) S. 105/1935: Gesetz über die Einführung einer Landestracht für Männer in Salzburg vom 2.7.1935, Zl. 3227/Präs. Auch in Fragen der Lodenqualität wie der Marmorknöpfe gutachtete der Archivdirektor, Hofrat Dr. Franz Martin, zwischen 1935 und 1936 mehrfach.

schaft verboten worden war.²⁹ Der Landesanzug war, als Spitze der Entwicklungen, eine politische Angelegenheit von pathetischer Ernsthaftigkeit. Aus diesen frühen Bewertungen durch Gesetzgeber und Beamte wird deutlich, wieweit auch in der Bevölkerung die Einschätzung der Tracht gediehen war. Der Herausgeber der Salzburger Trachtenmappe 1935, Kuno Brandauer³⁰, gehörte zu jenen, die in der GTZ³¹ Tracht längst als biologistisches „Ehrenkleid der Väter“ und „Heiligtümer der heimatlichen Scholle“ propagierten und die Ausgrenzung besonders der Juden als „Volksverführer“ und „Rassefremde“ sowie als Trachtenmodernerzeuger³² betrieben. Diese richteten auch im September 1938 zum „Salzburger Herbstfest“ im „Franz-Josefs-Park“ [heute Volksgarten] einen Trachtenfestzug mit 200 Teilnehmer/-innen aus. Diesen führten Brandauer³³, der u. a. Mitbegründer des „Deutsch-Österreichischen

²⁹ Kammerhofer-Aggermann, Ulrike: „Gegen diese Epidemie schützt weder der Lodenrock, noch das Lamberg-hütchen“. In: Kulturelle Arbeitsgemeinschaft Grundsee (Hg.): Abschlußbericht Forum Aussee 2001. Bad Aussee 2001, S. 22–33.

³⁰ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Antwort der Präsidialabteilung an den Landesverband der Genossenschaften der Kleidermacher in Salzburg, dass Kuno Brandauer, Obmann des Landesverbandes der Trachtenvereine, historischen Schützenvereine und Musikkapellen in Salzburg, mit Sitz im zentralen Amtsgebäude Mozartplatz 1, die Verteilung der Abbildungen an Genossenschaften und Ämter vornehme. Kuno Brandauer (27.5.1895–17.4.1980) war von 1935 bis 1938 Schriftleiter der GTZ. Er war bereits am 14. Februar 1932 zum Obmann des Landesverbandes der Trachten-, Schützenvereine und Musikkapellen in Salzburg, kurz Landestrachtenverband, gewählt worden. Dieser wurde am 3. Juni 1939 unter Leitung Brandauers in den „Gauverband der Heimat- und Trachtenvereine im Reichsgau Salzburg“ umgewandelt (BAK [Bundesarchiv Koblenz] NS 21/660; BABZ – Ahnenerbe). Brandauer war 1943/44 Schriftleiter des „Mitteilungsblatt“ des „Salzburger Heimatwerk“ und seit dem 18. November 1931 (Ansuchen) ununterbrochenes Mitglied der NSDAP, mit der Parteinummer 614.860 (BABZ – ehemaliges Bundeszentralarchiv Berlin/heute Berlin-Lichtenfelde). Kuno Brandauer war weiters Leiter der Fachschaft „Brauchtumpflege im Gaukulturamt“ und dem Gaukulturamtsleiter, dem Bildhauer Sepp Piffraeder, unterstellt (GTZ, 1.4.1938, 30). Die Vereine agitierten für den Nationalsozialismus, wie auch aus veröffentlichten Ansprachen nach 1938 hervorgeht, in welchen die Jahre davor bespiegelt werden: z. B. (SVB, 12.7.1938, S. 5 f., SVB, 8.4.1939, S. 10) zit. nach Kerschbaumer 1995/96 (wie Anm. 6), S. 255–358, hier S. 277, 291 f., 282, 280 f.

³¹ Siehe: Ulrike Kammerhofer-Aggermann: Von der Trachtenmode zur heiligen ererbten Vätertracht – „Volk in Tracht ist Macht!“ In: Marko M. Feingold (Hg.), Gert Kerschbaumer (Red.): Ein Ewiges Dennoch. 125 Jahre Juden in Salzburg. Wien 1993, S. 177–190 sowie aus dies.: 1995/96 (wie Anm. 20), S. 81–119, hier 111–119. – Dies.: „Volk in Tracht ist Macht!“ Von der Trachtenmode zur heiligen ererbten Vätertracht. In: Dies., Alma Scope, Walburga Haas (Hg.): Trachten nicht für jedermann? Heimatideologie und Festspieltourismus in Salzburg zwischen 1920 und 1938. Salzburg 1993 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 6), S. 261–279. – Das Zitat „Volk in Tracht ist Macht!“ stammt aus GTZ 5, 15.6.1922, Titelblatt, Art. von Sekretär E. Schmuck: Der 5. Juni in Salzburg.

³² GTZ 2 (1913), Nr. 2, S. 12; GTZ 2 (1913), Nr. 4, S. 31; GTZ 4 (1921), Nr. 2–3; GTZ 7 (1925), Nr. 9, S. 3; GTZ 18 (1936), Nr. 6, S. 47 f.; K. Brandauer: Von unserer Arbeit in der Trachtenpflege. Ein paar trockene Tatsachen. – GTZ 19 (1937), Nr. 5, S. 34 f.; Kuno Brandauer: Über Salzburger Volkstrachten. Aus einem Rundfunkvortrag. Vgl. Kerschbaumer 1995/96 (wie Anm. 6), S. 255–358, hier S. 293–298; er listet mehrere Vorträge und Veranstaltungen von Brandauer, Gertrud Pesendorfer, Helmut Amanshauser u. a. zum Thema Tracht auf, die alle die instrumentalisierte, biologistische Verwendung von Tracht zeigen.

³³ Bei einigen Protagonisten im Reichsverband der Trachtenvereine finden sich biografische Aspekte der tatsächlichen oder empfundenen Verunglimpfung für Herkunft, Kleidung und Ideen. Typisch bei Brandauer die Erzählung über den Spott des Lehrers über seine Redeübung von 1912: „Ist es möglich, die Salzburger Tracht zu erneuern?“. Siehe: SVB, Fest-Ausg.: 75 Jahre; 1870–1952. Salzburg 1952, S. 16. – Kuno Brandauer gründete und leitete den Salzburger Landestrachtenverband und war im Nationalsozialismus hoher Funktionär im Gauschulungsamt. Vgl.: M. Martischinig: Nachruf. Kuno Brandauer. In: MGSLK 120/121. 1980/81, S. 729–739. – Renate Langenfelder: Hundert Jahre Dirndl-gwand. Trachtenerneuerung und Trachtenpflege in Salzburg. In: Roland Floimair u. Harald Dengg (Hg.): Salzburger Landesfest 1990. 100 Jahre Brauchtumpflege. Salzburg 1990 (= Schriftenreihe des Landespressebüros/Serie Sonderpublikationen, 90), S. 64–69.

Schutzverein[s] Antisemitenbund“ und ab Oktober 1938 Leiter des Gauausschusses „Ostmärkisches Volksliedunternehmen“ war, sowie der Dichter Otto Pflanzl an. Das „Salzburger Volksblatt“ berichtete darüber vom 9. bis 19. September 1938.³⁴ Bereits am 24. Juni 1938 wurde z. B. der „Berchtesgadener Janker“ als ein alternativer Bestandteil der BDM-Uniform inseriert; schon am 9. März 1938 hatte eine Marschformation des BDM (Bund Deutscher Mädel) in dieser Aufmachung am Festzug zum „Tag des Großdeutschen Reiches“ teilgenommen.³⁵



Abb. 2: Der BDM mit Berchtesgadener Janker beim Einmarsch der deutschen Wehrmacht am (heutigen) Makartplatz in Salzburg, 12. März 1938.

Doch im Juni und Juli 1938 hatte bereits der bedeutsamste Schritt in der „Trachtensache“ stattgefunden, der den Trachtenfestzug im September in das Licht einer Demonstration rückte. Es war die „Verordnung des Landeshauptmannes von Salzburg zum Schutz der boden-

³⁴ Zeitungsdokumentation des AStS, zusammengestellt von Siegfried Göllner: z. B.: Salzburger Herbstfest: SVB, 9.9.1938; 12.9.1938, S. 9; 13.9.1938, S. 12; 16.9.1938, S. 7; 19.9.1938, S. 8. Bei der Umbildung des Österreichischen Volksliedunternehmens in das „Ostmärkische Volksliedunternehmen“ unter Leitung des Unterrichtsministeriums wird für den Gau Salzburg als Leiter des Gauausschusses für 1938 Kuno Brandauer bestellt. Stellvertreter ist Oberlehrer Otto Eberhard. Mitglieder des Gauausschusses sind weiters: Kreisbauernführer Michael Friesacher, Prof. Dr. Jülg, Landjugendführer Pirker (Reichsnährstand) und Tobias Reiser: SVB, 27.10.1938, S. 8. 17. Jänner 1938 Ausschusssitzung des „Deutsch-Österreichischen Schutzverein[s] Antisemitenbund“: SVB, 15.1.1938, S. 11.

³⁵ Z. B. SZ (Salzburger Zeitung), 24.6.1938, S. 4 (laut Angabe entnommen aus „Nationalsozialismus und Krieg“, Verlag Pustet), S. 44: Uniformregeln für die HJ-Jungmädel „Südost Salzburg“. – Vgl. AStS, Fotoarchiv Franz Krieger, Foto 1057-103-29, der BDM marschiert; Foto 1058-103-30, HJ-Spielzug am 9.4.1938 in der Rainerstraße; viele der Burschen tragen Lederhosen statt der schwarzen Shorts, alle tragen weiße Trachtenstutzen. Allen Damen und Herren, besonders Herrn Archivdirektor Dr. Peter F. Kramml, ist für die freundliche Hilfe und Beratung im AStS herzlich zu danken. Viele Fotos, speziell von kulturellen Einsätzen, des BDM in der Sammlung Franz Krieger zeigen die Mädchen im Dirndl. Auch die Fotosammlung von Landesrat Walter Leitner, die er z. B. 1942 und 1943 als HJ-Gauführer von der Spielschar Tamsweg machte, zeigen die Buben und Mädchen in Tracht; SLIVK, Foto Leitner u. a., Inv.-Nr. 5681, 5678, 5703.

ständigen Trachten“. Ein dicht gestricktes Symbolsystem wird darin erkennbar, das eine unbewusste Aufnahme auch dieses zentralen Wertes des Systems garantieren sollte.

Die verordneten Verbote und deren Fortwirken

Am 6. Juli 1938 erging ein Schreiben des Reichsstatthalters Arthur Seyß-Inquart „an alle Herren Landeshauptmänner“, das weitere Verfügungen zum „Trachtenverbot für Juden“ verlangte:

„Es hat sich gezeigt, dass in einzelnen Gegenden noch immer von Juden Landestrachten oder auch Kleidungsstücke getragen werden, welche als Bestandteile von Landestrachten anzusehen sind.

Da dies geeignet ist, unter der deutschen Bevölkerung berechtigten Unwillen auszulösen, lege ich nahe, zur Vermeidung der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung den Juden die missbräuchliche Verwendung von in deutschen Gauen üblichen Trachten zu verbieten. Die im Gegenstande getroffenen Verfügungen wollen mir bekannt gegeben werden.“³⁶

Das Antwortkonzept des Salzburger Landeshauptmannes vom 9. Juli 1938 wies auf die im Juni desselben Jahres erfolgten Verordnungen hin. Als handschriftliche Ergänzung findet sich auf dem Konzeptbogen: „die Partei ist zur Überwachung der Durchführung herangezogen worden“.

Dieser Verordnung des Gauleiters/Landeshauptmanns war ein Alleingang des Salzburger Polizeidirektors vorausgegangen, der zeigt, wie bedeutsam im Nationalsozialismus das Handeln Einzelner werden konnte. Wie Ernst Hanisch mehrfach betonte, war es Ziel der indoktrinären Erziehung genau dieses durchgängig systemkonforme Handeln jedes/er Einzelnen zu evozieren.

Am 18. Juni 1938 veröffentlichte das „Salzburger Volksblatt“ unter den allgemeinen Bekanntmachungen, wie andere Blätter auch, die folgende, immer gleichlautende Verordnung des Salzburger Polizeidirektors, die, wie die Akten zeigen, zu einem Kompetenzstreit mit dem Landeshauptmann führte. Der auf die Verordnung folgende hämische Nachsatz ist etwa auch in der GTZ gleichlautend abgedruckt, entstammt also offenbar der Pressemeldung des Polizeidirektors; die darin zitierte Verordnung von 1922, welche vielfach für ein frühes Trachtenverbot gehalten worden ist, für das die Quellen fehlten, konnte nun als Verfahrensgesetz für die Zuständigkeiten des Polizeidirektors ausgeforscht werden und wird im Trachtenverbot nur als Grundlage für die Rechtmäßigkeit einer Verordnung des Polizeidirektors und für die Höhe des Strafausmaßes herangezogen:

„Juden und Trachten.

Auf Grund der Verordnung des Bundesministeriums für Inneres und Unterricht vom 28. Juni 1922 [sic!] verordnet der kommissarische Polizeidirektor:

„Juden ist im Bereiche der Polizeidirektion Salzburg das öffentliche Tragen von alpenländischen (echten oder unechten) Trachten, wie Lederhosen, Joppen, Dirndlkleidern, weißen Wadenstutzen, Tirolerhüten usw. v e r b o t e n [Sperrung orig.]. Übertretun-

³⁶ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Amt des Reichsstatthalters 6411-I/R.St. Trachtenverbot für Juden, 6.7.1938. – vgl. GTZ 20 (1938), Nr. 7, S. 7: K. B.: Landesverband Salzburg: Juden und Trachten. – vgl.: Robert Kriechbaumer (Hg.): Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg. Wien u. a. 2002.

gen werden mit Geld bis 133 Reichsmark (200 S) oder Arrest bis zu zwei Wochen bestraft. Diese Kundmachung tritt mit dem Tage ihrer Verlautbarung in Kraft.³⁷

Diese Verfügung wurde durch Verordnung des Landeshauptmannes von Salzburg auf das ganze Land (Gau) Salzburg erstreckt. Die Verfügung wird zweifellos von allen Kreisen begrüßt werden, die es seit langem hinnehmen hatten müssen, daß z. B. das Dirndl – man erinnere sich nur an Bad Ischl früherer Jahre! – geradezu als ein jüdisches Nationalkostüm erschien. Hoffentlich kann auch der Gebrauch deutscher Vornamen verwehrt werden, wie er in jüdischen Kreisen derart häufig war, als wenn Siegfried und Siegmund ihre Heimat in Palästina gehabt hätten.³⁷

Das ursprünglich ohne Absprache mit dem Landeshauptmann vom Polizeidirektor für seinen Wirkungsbereich, die Stadt Salzburg, erlassene Trachtenverbot ist nicht nur ein Beispiel für vorauseilenden politischen Gehorsam im Sinne der Parteiideologie, sondern auch für politische Profilierungssucht.

Am 20. Juni 1938 schrieb der Polizeidirektor dem Landeshauptmann, nachdem schon der Regierungsdirektor involviert worden war. Dieser Brief ist ein Beispiel für den Hahnenkampf um Posten und Ansehen vor den neuen Machthabern. Im konkreten Fall wollte der Polizeidirektor damit klarstellen, dass er eigenständig und ohne Wissen oder Zutun des Landeshauptmannes das Trachtenverbot erlassen und damit auch im Sinne vieler Trachtenvereinsmitglieder gehandelt hatte. Er wollte wohl dafür von der Partei entsprechend gewürdigt werden. Rein rechtlich hatte er unter dem Titel der „Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung“ laut Verwaltungsverfahrensgesetz von 1922 unanfechtbar gehandelt. Den politischen Kompetenzstreit für sich entscheidend, erließ der Landeshauptmann nun das Verbot für das ganze Land Salzburg. Am 30. Juni 1938 erfolgte jene, den Wirkungsbereich ausweitende Verordnung des Gauleiters und Landeshauptmannes an „Alle Bezirkshauptmannschaften“, die den obigen Text „Gem. Art. IV. Abs. 3 des Bundesgesetzes v. 21. Juli 1925 BGBl. Nr. 27.3.1925“ wiederholte. Als Aktenbetreff wurde angeführt:

„Das am Samstag den 18. Juni 1938 von der Polizeidirektion Salzburg in den Salzburger Tageszeitungen, für den Bereich der Landeshauptstadt Salzburg verlaubliche Verbot des Tragens von Landestrachten durch Nichtarier, stellt ein für den ganzen Gau Salzburg ergangenes Verbot des Gauleiters und Landeshauptmannes dar.“³⁸

Dieses Verbot wurde stückweise auf andere Volksgruppen bzw. Menschen anderer regionaler Herkunft erweitert: u. a. mit dem Reichsgesetzblatt (RGBl.) I § 5 vom 14. April 1939 sowie, im Verordnungs- und Amtsblatt für den Reichsgau Salzburg vom 8. Mai 1943, mit dem „Verbot des Tragens und der Abgabe von Trachten an ausländische Arbeiter“. Speziell erwähnt werden Polen und Ostarbeiter, deren Trachtenkleider und -stücke als verfallen erklärt und „der NSV [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt] zur Beteiligung von Hilfsbedürftigen überlassen“ wurden.³⁹ Diese ausgrenzende und entwürdigende Erweiterung bedient sich der

³⁷ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Zeitungsausschnitt SVB, 18.6.1938.

³⁸ SLA, Aktenzahl 2831, Präsidialakten 1938_1 und _2.

³⁹ Kammerhofer-Aggerman 1993 (wie Anm. 31), S. 177–190: hier wird das Verfahrensgesetz noch fälschlich als „Verbot des Trachtentragens für Juden, Verordnung des Bundesministerium für Inneres und Unterricht vom 28.6.1922“ bezeichnet; daraufhin Verordnung des kommissarischen Polizeidirektors von Salzburg (in GTZ 20 (1938), Nr. 7), 1938 von Kuno Brandauer in GTZ veröffentlicht. – Verordnungs- und Amtsblatt für den Reichsgau Salzburg, Stück 16, ausgegeben in Salzburg am 8. Mai 1943, § 50/1–4, mit Zitat des Gesetzes vom 14.4.1939, RGBl. I, § 5, S. 777. – Wie 2008 von der Autorin recherchiert werden konnte, beziehen sich nur die Strafsätze und der Zuständigkeitsanspruch auf Bundesgesetz Nr. 273/1925, Art. VII des Einführungsgesetzes zu

für Diebs- und Schmuggelgut üblichen Vorgangsweise. Sie deklarierte damit das „unberechtigte“ Tragen von Tracht als Diebstahl an der „Volksgemeinschaft“. Diese offizielle Deutung ging weit über die mittelalterlichen Kleidungsgebote hinaus, die zwar abgrenzend alle Gesellschaftsgruppen kennzeichneten, auch wenn dadurch mehr oder weniger angesehene Zugehörigkeiten und damit verbundene Rechte oder Ausgrenzungen entstanden. Die Verordnungen des Trachtenverbotes aber gewährten den Betroffenen keine Nische in der Gesellschaft mehr.⁴⁰

Der Plan zu einer reichsweiten „Verordnung zum Schutz der Volks- bzw. Heimat-trachten“

An die, in der kritischen Literatur so bezeichneten Salzburger „Verbote des Trachtentragens für Juden“ sollte eine reichsweite „Verordnung zum Schutz der Volks- bzw. Heimat-trachten“ angeschlossen werden, die allerdings kriegsbedingt im Juni 1940 als „Erledigungsentwurf“ ad acta gelegt wurde. Die in die Sache involvierten Behörden, bis hin zum Reichsminister des Inneren in Berlin, machen deutlich, wie sehr „Tracht“ zu einem zentralen Identifikator des Völkischen geworden war.⁴¹ Auch in der Tracht wird die deutsch-nationale Idee der Schaffung einer weitgehend klassenlosen Gesellschaft, eines allumfassenden „Bauernstandes“ sichtbar. Dieser war nicht mehr Sozialschicht, sondern die „völkische Erneuerung“ durch den rein erhaltenen „germanischen Mythos“.⁴²

Auch andere Gaue zeigten Interesse am Salzburger Vorhaben und konnten bereits eigene Aktivitäten aufweisen. Am 30. April 1940 meldete der Reichsstatthalter in Oberdonau in Linz, dem Reichsstatthalter in Salzburg, dass es in Oberösterreich noch keine entsprechende Verordnung gäbe, allerdings eine „Verordnung zur Verhinderung des Erwerbes von Trachtenkleidern, Trachtenstoffen und der hiezu gehörigen Beschuhung durch fremdländische Arbeitskräfte“. Grund dafür waren Anzeigen gegen Fremdarbeiter gewesen. Daher war bereits am 19. April 1940 eine Anweisung an die „Landräte in Oberdonau“ sowie die „Polizeiämter Steyr und Wels“ ergangen, die entsprechenden Erlässe zu beachten. Der Reichsführer der SS wie der „Chef der Deutschen Polizei“ im Ministerium des Inneren waren informiert und um Anweisung ersucht worden.⁴³ Nach der Ausgrenzung und begonnenen Enteignung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung wurde die selektive Inszenierung des Völkischen weiter betrieben.

den Verwaltungsverfahrensgesetzen und BGBl. (Bundesgesetzblatt) Nr. 275/1925, § 17 des Verwaltungsstrafgesetzes. Herrn DI Hinterstoisser ist für die Kopie dieses Blattes herzlich zu danken.

⁴⁰ Jüdischer Grundbesitz ist in der Stadt Salzburg seit 1230/38 nachweisbar. Die Kleiderordnung für Juden – 1215 auf dem 4. Laterankonzil formuliert – wurde während der Salzburger Synode von 1418 erneut veröffentlicht und eingemahnt. Diese Ordnung schrieb den Männern das Tragen des gehörnten Judenhutes und den Frauen eine ans Kleid angenähte Schelle vor. – Vgl. Günter Fellner: Vom Judenhut zum Trachtenhut. Diskurs über Kleidung und Politik in Salzburg 1800–1900. Ms. Salzburg 2000, S. 8: dort zit. u. a. Markus J. Wenninger: Zur Geschichte der Juden in Salzburg. In: Heinz Dopsch: Geschichte Salzburgs. Bd. I/2. Salzburg 1980, S. 747–756.

⁴¹ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941.

⁴² Otto Schmidt: Volkstumsarbeit als politische Aufgabe. Hamburg 1943 (Zitat Adolf Hitler, S. 3). – Karl v. Spieß: Marksteine der Volkskunst. Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. V/VI. 1937 u. Bd. VIII/IX. 1942. – Karl Haiding: Der Mythos unseres Jahrhunderts und die deutsche Volkskunde. In: Deutsche Volkskunde 5 (1943), H. 4, S. 169 f.

⁴³ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941. Erwähnt werden der Erlass des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Inneren vom 8.3.1940, S-IV/D 2-382/40, und der Erlass des Reichsstatthalters in Oberdonau vom 6.4.1940, Ia/Pol.1 – 2800/8 – 1940, gez. i. V. von Dr. von Helms.

Der Erledigungsentwurf

Die von Salzburg ausgehende Ausarbeitung eines reichsweiten Verbotes stellt sich als der Versuch der gesetzlich geregelten, totalen Überwachung von Erzeugung, An- und Verkauf dar. Sie diente der Sichtbarmachung und finanziellen bzw. materiellen Begünstigung der aktiven Parteigenoss/-innen. Die Verordnung gedieh wegen des „Erlass[es] des Führers und Reichskanzlers vom 5. Juni 1940“ zur Rückstellung aller nicht kriegswichtigen Gesetze nur bis zum Erledigungsentwurf (T/6-240-1940, Juni 1940). Dieser enthielt allerdings nicht die von der Landesbauernschaft „Alpenland“, vom Gauschulungsamt, von der „Mittelstelle Deutsche Tracht“ sowie der Reichsfrauenführung und dem Reichsnährstand geforderten Zusätze. Wieweit diese ausgrenzenden Inhalte in der Praxis von Bedeutung waren und von den Funktionär/-innen dennoch angewendet wurden, ist zu bedenken. Diese Frage ist auch an den Entwicklungen von Tracht und Brauch, an den Diktaten und Normierungen, die bis lange in die Nachkriegszeiten hinein inhaltlich und personell weitergetragen wurden, zu betrachten.

Laut dieser einhelligen Eingabe zur Erweiterung des Verbotes durch die Salzburger Funktionär/-innen wären zum Bezug eines Berechtigungsscheins nicht nur Kleiderpunkte notwendig gewesen. Es wäre auch ein Attest beizubringen gewesen, das die „Rechtmäßigkeit“ der „Beteiligung“ mit Trachten bestätigen musste. Die Atteste konnten durch die NS-Frauenschaft, den BDM oder den Reichsnährstand ausgestellt bzw. durch eine Bestätigung des Bürgermeisters einer Landgemeinde erbracht werden. Trachtenstücke sollten auch mit einer niedrigeren Punkteanzahl als andere Kleidungsstücke bewertet werden. Damit wäre eine Kontrolle und Bevorzugung nach räumlicher wie beruflicher Herkunft sowie nach rassischer und parteipolitischer Zugehörigkeit möglich gewesen. Besonders da im Kriege Materialknappheit herrschte und die Trachten genehmigt und bestellt werden mussten, waren auch ohne Gesetz Spielräume für die Gewährung oder Nichtgewährung gegeben.

Völkische Trachtenräume und die Realität der Kriegswirtschaft

Wie realitätsfremd und begehrt diese Bestrebungen um die Trachtenverordnung waren, zeigt die gleichzeitige Rationalisierung aller Güter. Nach den Versorgungsproblemen im Ersten Weltkrieg war das NS-Regime bestrebt, die Grundversorgung der Bevölkerung zu gewährleisten. Das gelang, mit spürbaren Einschränkungen, zumindest lange Zeit. Seit 1937 wurde im Deutschen Reich bereits die Kriegsbewirtschaftung umfassend vorbereitet. Dazu gehörte eine statistische Erhebung in der „Ostmark“ vom 15. Mai 1939. Aus den detailliert aufgelisteten Sparten wird die Vorbereitung der Überwachungs-, Rationierungs- und Zuteilungsmaßnahmen ersichtlich.⁴⁴ Die im Archiv der Stadt Salzburg erhaltene „Reichkleiderkarte 2“ (gültig bis 31. August 1941) etwa zeigt auf der Rückseite die Zuteilungsqualitäten und -mengen an.⁴⁵ Grundsätzlich war die Abgabe von Textilien bereits seit dem 14. November 1939 an die Reichkleiderkarte gebunden. Kleiderkarten wurden zu folgenden Daten ausgegeben: z. B. die erste 1940; die zweite mit Gültigkeit bis 31. August 1941 und die dritte bis 31. Dezember 1942, insgesamt waren es fünf. Ab 6. Februar 1940 waren Juden/Jüdinnen vom Bezug ausgeschlossen.⁴⁶ Haustextilien, alle Arten von Oberbekleidung und Wäsche so-

⁴⁴ Vgl. SLA, RSTH I/3V 3/1941, Statistik 1940/41, laut Volkszählung vom 17.5.1939. Hrsg. vom Statistischen Amt für die Reichsgaue der Ostmark. Wien 1941.

⁴⁵ AStS, Reichkleiderkarte 2, gültig bis 31.8.1941.

⁴⁶ Zeitungsartikel zur Reichkleiderkarte 1, SLA, RSTH I/6 29/1941 (Textil-Zeitung). – RGBI I., S. 2196 vom 14.1.1939 und Reichsanzeiger Nr. 269 vom 14.11.1939.

wie Nähzubehöre wurden mit der Karte rationiert. Die Reichskleiderkarten waren, wie auch die Lebensmittelbezugskarten, nach Personengruppen verschieden zusammengesetzt; es gab diverse Zusatzkarten für Sonderbezüge und kurzfristige Zuteilungen. „Waren sind aus einem Katalog zu ersehen, der zu dieser Kleiderkarte herausgegeben wurde und bei allen Einzelhändlern eingesehen werden kann.“⁴⁷

	Nähmittel b Gültig ab 1. 3. 1942 u. gegen 1 Punkt	Nähmittel c Gültig ab 1. 6. 1942 u. gegen 1 Punkt	Nähmittel d Gültig ab 1. 8. 1942 u. gegen 1 Punkt	Nähmittel e Gültig ab 1. 12. 1942 u. gegen 1 Punkt	
A	Anzüge, dreiteilig (mit Weste)	80	—	—	
	Sackos, Janker, gefüttert	42	—	—	
	Sackos, Janker, halbfüttert	39	—	—	
B	Janker, Jacken (Sommertrachtenjacken, Leinen-, Walse-, Sommerwint- und Wästerjoppen, Sommer-Lodenjoppen und -Jacken), ungefüllt	—	28	17 25	
	Hosen	28	—	—	
	Stoffwesten	10	—	—	
C	Pullover mit Ärmeln	21	—	—	
	Pullover ohne Ärmel	16	—	—	
	Strickwesten mit Ärmeln	28	—	—	
	Strickwesten ohne Ärmel	21	—	—	
D	Berufsjacken, gewirkt oder gestrickt	44	—	—	
	Windjacken und Windblusen	25	—	—	
	Gummimäntel, Gummiumhänge, Mäntel und Umhänge aus Öltuch u. ä.	25	—	—	
	Popelnmäntel, ungefüllt	35	—	—	
E	Lodenmäntel, Lobentöden u. -pelerinen	58	—	—	
	Winterjoppen, Lobenjoppen	55	—	—	
	Wintermäntel	90	—	—	
	Sonstige Mäntel	65	—	—	
	Arbeitschürzen	—	5	8	
	Schals, Bierdeckel	—	6	4 4	
	Handschuhe, auch Fäustlinge, aus Spinn- stoffen, gewirkt mit Futter od. gestrickt	5	—	—	
G	Krawatten, Querbinde und Schleifen	1	—	—	
	Arbeitshemden (ohne Kragen)	—	22	14 19	
	Taghemden (Oberhemden, sog. Sport- hemden, Hemden mit Halsbund), auch mit einem zugehörigen Krage	—	24	15 20	
	Polo- u. Charmeusehemden, m. lg. Ärmel	—	12	15	
	Polo- u. Charmeusehemden, m. l. Ärmel	11	—	—	
	Reisenschürzen über 1 Paar Strümpfe über Soden, zu be- ziehen ab 1. 12. 41.				
	Reisenschürzen über 1 Paar Strümpfe über Soden, zu be- ziehen ab 1. 2. 42.				
	Reisenschürzen über 1 Paar Strümpfe über Soden, zu be- ziehen ab 1. 6. 42.				
	Reisenschürzen über 1 Paar Strümpfe über Soden, zu be- ziehen ab 1. 8. 42.				
	Reisenschürzen über 1 Paar Strümpfe über Soden, zu be- ziehen ab 1. 12. 42.				

	I	II	III	IV
Polo- u. Charmeusejacken (m. kurz. Ärmel)				
Nachhemden	—	—	—	—
Schlafanzüge	—	—	—	—
Unterhemden (ohne Halsbund), Unter- jacken, mit Ärmeln	14	11	1	—
Regenunterhemden und Regenunterjacken	7	6	—	—
Unterhosen, lang und 3/4-lang	14	11	1	—
Unterhosen, kurz	10	8	1	—
Regenunterhosen, kurz	7	6	—	—
Hemdhoen	14	11	1	—
Reghemdhoen	11	9	1	—
Kragen	1	—	—	—
Soden, über 80 g	6	—	—	—
Soden, bis 80 g	4	—	—	—
Strümpfe, Sportstrümpfe und Sport- strümpfe, über 100 g	8	—	—	—
Strümpfe, bis 100 g	5	—	—	—
Turnhemden jeder Art, Grubenhemden und -jacken	—	5	—	—
Turn- und Sporthoen	—	5	—	—
Badehoen, auch Dreieckhoen	—	9	6	—
Badeanzüge	15	12	1	—
Bademäntel	30	—	—	—
Trainingsanzüge	—	30	3	—
Trainingshoen, Eislaufhoen	—	14	1	—
Trainingsjacken	—	16	2	—
Taschentücher	1	—	—	—
Strick- und Handarbeitsgarne 100 g	4	bis 6	—	—

Weitere Waren sind aus einem Katalog zu ersehen, der zu dieser Kleiderkarte herausgegeben wurde und bei allen Einzelhändlern eingesehen werden kann.

Zum Beispiel:

	I	II	III	IV
Erfachmanschetten (Paar)	—	—	2	—
Kurze Trachtenhoen	21	—	—	—

Abb. 3: „Reichskleiderkarte 2“, für Männer, gültig bis 31.8.1941. Auf dieser Karte sind vermehrt Trachtenkleidungsstücke verzeichnet: Janker, Joppen, Trachtenjacken, Lodenmäntel, kurze Trachtenhosen.

Die dritte Reichskleiderkarte vom 1. März bis 31. Dezember 1942 ermöglichte – soweit die Sorten und Qualitäten in den Geschäften noch vorhanden waren – u. a. den Kauf von maximal fünf Paar Strümpfen oder Socken, von gesamter Unter- und Oberbekleidung bis hin zu Handschuhen und Taschentüchern sowie von Strick- und Handarbeitsgarnen auf Bezugsmarken. Die dritte Reichskleiderkarte (für Frauen) enthielt nur zwei Posten ausgewiesener Trachtenbekleidungsstücke, nämlich „Dirndlschürzen“ und „Dirndlblusen“ der Kategorie III mit 6 Punkten (kunstseidene Waren), der Kategorie IV mit 9 Punkten (Waren, die nicht aus Wolle, Kunstseide, Seide oder deren Mischungen sind), dagegen „Blusen, gewebt“, für die man zumindest einen doppelten Materialverbrauch annehmen kann, in den vergleichbaren Kategorien III mit 11 Punkten und IV mit 17 Punkten. Am 23. Mai 1940 veröffentlichte das „Salzburger Volksblatt“ die Punkteanzahl u. a. für eine „vollständige Tracht mit Joppe“ mit 45

⁴⁷ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Reichskleiderkarte 1942. – AStS, Reichskleiderkarte 3, 1942.

Punkten bzw. für ein zusätzliches Trachtenhemd mit 15 Punkten.⁴⁸ 1939 etwa kostete in Salzburg ein Herrenanzug zwischen 30 und 35 Reichsmark, eine Lederhose 17,90; auch solche Preise und Reinigungsmodalitäten sind bei der Propaganda für die Tracht und ihrer bereits großen Beliebtheit zu bedenken.⁴⁹ Als Ersatzstoff wurde 1943 „Strumpfzauber“ von Palmers, eine „Nylon“-Farbe für Frauenbeine, verkauft.⁵⁰ Die Kleiderkarten verwenden die neuen deutschen Begriffe, die sichtlich in Etappen erarbeitet wurden. Denn am 2. Jänner 1941 veröffentlichte die „Salzburger Landeszeitung“ „weitere 127“ eingedeutschte Fremdwörter aus der „Fachbezeichnungstabelle“ der „Spinnstoffwirtschaft“: z. B. Kniehose statt Short, Stiefelhose statt Breeches, Trachtenjäckchen statt Spenzer, Weinrot statt Bordeaux.

Anfang Jänner 1945 dürfte die „Trachtensache“ wohl irrelevant geworden sein, denn, neben vielen privaten Tauschanzeigen besonders um notwendigste Kinderkleidung, erschien in der „Salzburger Zeitung“ ein Aufruf. Die „Sammlung von Kleidung und Ausrüstungsgegenständen für die Wehrmacht und den deutschen Volkssturm vom 7.–28. Jänner 1945“ als „Generalmobilmachung aller entbehrlichen Textilien und Ausrüstungsgegenstände“ wurde angekündigt. Sie fand zusätzlich zu den bereits üblichen „Spinnstoffsammlungen“ statt, bei welchen Textilien zur Wiederverwertung gesammelt wurden.⁵¹

Versuche der Einflussnahme

Die „Verordnung des Landeshauptmannes in Salzburg zum Schutz der bodenständigen Tracht“, ausgearbeitet in letzter Instanz und beantragt von „Pg. Dr. Amanshauser, Gauschulungsamt“ und erheblich erweitert durch Eingaben der Landesbauernschaft, durchlief Umwege bis die Zuständigkeit (Landeshauptmann, Reichskommissar oder Reichsminister des Inneren) geklärt war, und sie als Verordnung des „Reichskommissars für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ am 1. April 1940 konzipiert und als „Erledigungsentwurf“ mit 14. August 1940 unterzeichnet wurde. Bereits am 28. September 1939 hatte sich „Regierungsobersinspektor und Gauwirtschaftsberater im Ahnenerbe Kuno Brandauer“ an Regierungsdirektor Dr. Del Negro gewandt – nach Rücksprache mit verschiedenen Stellen, u. a. mit Richard Wolfram – und eine Neufassung von zwei Paragraphen vorgeschlagen. Er brauchte aber offenbar für die weitere Eingabe die Zustimmung und Übernahme durch Helmut Amanshauser, der diese am 19. Oktober 1939 erteilt hatte und mit 24. Jänner 1940 den Antrag stellte.

Die Eingabe betraf gewerberechtliche Belange, die nun der Kontrolle und Genehmigung durch die „Gauarbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde im Gauschulungsamt, Sitz Salzburg“ unterstellt wurden. Betroffen waren die Bezeichnung und Bewerbung von Zubehör, Stoffen und Kleidungsstücken als „Tracht“, „Trachtendirndl“, „echt“ oder „volksecht“ sowie deren Definition über „eine Landschaft, ein Tal oder einen Ort“ ebenso wie die Ver-

⁴⁸ SVB, 23.5.1940, S. 6, zit. nach Kerschbaumer 1995/96 (wie Anm. 6), S. 255–358, hier S. 296. – www.google.at/search?q=reichskleiderkarte&hl=de&prmd=imvns&tbm=isch&tbo=u&source=univ&sa=X&ei=ak-iT4DVNJPV4QTDqZTFCA&sqi=2&ved=0CC8QsAQ&biw=1125&bih=750 [3.5.2012].

⁴⁹ SLZ, 29.7.1939, S. 23, diverse Modeinserate.

⁵⁰ AStS, Fotoarchiv Franz Krieger, Foto 508-2/24A, 25A, vom 3.7.1943, Geschäft in der Getreidegasse.

⁵¹ SZ (Salzburger Zeitung), 6./7.1.1945.

wendung des Landeswappens auf Stoffmustern. Die von der Landesbauernschaft beantragten Zugangskontrollen zur Ausgrenzung nicht aktiver Parteimitglieder wurden nicht Gesetz.⁵²

Diese Verordnung, die sich immer wieder auf ein nicht näher zitiertes „seinerzeitiges Trachtenschutzgesetz“ (vermutlich das Verbot von 1938) und die Einführung der „Salzburger Landestracht für Männer“ (verpflichtend für Beamte und Lehrer) von 1935⁵³ bezog, hatte kurzfristige wie langfristige Konsequenzen, obwohl sie nie verlautbart wurde. Sie wirkte langfristig auf das Bewusstsein der handelnden Personen und Gruppierungen ein. Die Verordnung richtete sich u. a. gegen die Firma Lanz, deren Erzeugnisse und deren wesentlichen Kundenstock bis 1938. Denn diese Kunden waren jene Festspielkünstler und -gäste, die sich für die 1930er-Kreationen der Chefdesignerin Charlotte (fälschlich mehrfach Margarete bezeichnet) Foregger⁵⁴ sowie für die internationalen Modemessen in London und New York, 1936, begeistert hatten. Salzburger Bauwerke (Dom, Rathaus, Residenzbrunnen, Staatsbrücke etc.), das Stadt- und Landeswappen waren wesentliche Erkennungszeichen dieser leichthändig und dekorativ gezeichneten Dirndlstoffe, neben Herzen und Trachtenpäarchen, ohne jegliches Pathos. Diese von der Wiener Festspieljournalistin und Salondame Berta Zuckerhandl so bezeichnete „Leichtigkeit des Seins“, als Grundstimmung des Flairs der Salzburger Festspiele unter Max Reinhardt, kam darin zum Ausdruck. Diese Kollektionen der modischen Dirndl und Leinenkleider, der Shorts und Henndorfer Janker wurden damit nicht nur in Misskredit gebracht, sondern sie sollten auch konkret verboten werden.⁵⁵ Denn Dirndl und Trachtenmode der Sommerfrischen- und Festspielgesellschaft waren ja nicht Traditionspflege, sondern „Freizeitkleidung zwischen Avantgarde und Tradition“, wie es Gexi Tostmann formuliert.⁵⁶ Gleichzeitig muss bemerkt werden, dass, nicht nur was die textile Seite betrifft, diese Verordnungsstrategien bereits „L’art pour l’art“ waren, sondern auch was die Klientel angeht. 1940 waren keine „Fremden“ mehr in Salzburg, die NSDAP hatte das Alltagsleben wie die Festspiele durchdrungen und zudem stand Nazideutschland bereits im Krieg.

⁵² SLA, Präsidialakten 305/24-I-1940 darin u. a. 305/512: Abschrift im Vorakt vom 19.10.1939, in der sich der Antragsteller Dr. Helmut Amanshauser mit der vom Buchhalter Kuno Brandauer verfassten Verordnung einverstanden erklärt; 305/491: Schreiben von „Regierungsoberinspektor und Gauwirtschaftsberater im Ahnenerbe Kuno Brandauer“ an Regierungsdirektor Dr. Del Negro vom 28.9.1939. Erledigungsentwurf vom 14.8.1940 mit Bezug auf § 5 des Ostmarkgesetzes, RGBL. Nr. 500/39, und die Zustimmung des Reichsministers des Inneren.

⁵³ Salzburger Landesgesetz vom 14.9.1935, LGBl., S. 105, sowie dessen Kundmachung vom 28.2.1936, LGBl., S. 60; durch die „Verordnung zum Schutze der Volkstrachten im Reichsgau Salzburg“, 1940, wurde es aufgehoben und bestand nach 1945 aufgrund der Rückführung weiter, bis es von Landeshauptmann Hans Lechner aufgehoben wurde.

⁵⁴ SLZ, 7.3.1936 über die „Wiener Messe 1936“, sie „[...] erinnert daran, daß im letzten Jahr die Trachtenmode, von Salzburg und Tirol ausgehend, einen großen Siegeszug durch die ganze Welt antreten durfte. Der Stil des bayerischen Dirndls beeinflusste bereits die gesamte internationale Modegestaltung“. – Vgl.: OR HR Dr. Karl Foregger in der Reichsstatthalterei wurde u. a. am 24. April 1940 vom Landeshauptmann (Ausführender Dr. Reitter, der am 22. August 1940 im Namen der Reichsstatthalterei Salzburg beim Reichsminister des Inneren sowie jenen für Ernährung und Landwirtschaft wie für Wirtschaft beantragte, die Verordnung der Länder Salzburg, Tirol und Steiermark für das gesamte Reichsgebiet zu erlassen) mit der Entwicklung eines „Musterschutzes“ im Einvernehmen mit der Industrie- und Handelskammer betraut.

⁵⁵ Ulrike Kammerhofer-Aggermann 1993 (wie Anm. 31), S. 261–279. – Alma Scope: Das Sporthaus Lanz und seine Bedeutung. In: Dies., Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Walburga Haas (Hg.): Trachten nicht für jedermann? Heimatideologie und Festspieltourismus in Salzburg zwischen 1920 und 1938. Salzburg 1993 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 6), S. 81–119.

⁵⁶ Gexi Tostmann: Die Kleidung der Sommerfrischler. Persönliche Betrachtungen einer Zeitzeugin. In: Wolfgang C. Berndt u. a. (Hg.): Der Attersee. Die Kultur der Sommerfrische. 2. Aufl. Wien 2008, S. 200–208, hier S. 201 f.

„Schutz gegen den Missbrauch“

In den Anträgen und Entwürfen taucht auch 1940 noch der „Schutz gegen den Missbrauch“ auf sowie die negativ bewerteten Begriffe „Dirndl“ und „Trachten-Kostüme“, die in den Festspieljahren vor der NS-Zeit zu den Parolen der Trachtenverbände gehört hatten.⁵⁷ Gleichzeitig wurde die Gauarbeitsgemeinschaft – in der Person von „Regierungsinspektor der Landeshauptmannschaft Kuno Brandauer“ – zur Behörde erhoben und über Details der Verordnung mit den anderen Behörden vernetzt, die die Erzeugungen bewerten, steuern und genehmigen bzw. verbieten konnten. Auch diese Rolle der Personen, als oberste Instanzen, entwickelte eine nachhaltige Eigendynamik, die weit über die NS-Zeit hinaus wirken sollte.

Damit war der Durchbruch der Ideen von Kuno Brandauer, der bereits 1935 als Obmann des Landestrachtenverbandes die erste Mappe „Salzburger Landestrachten“ herausgegeben hatte, gelungen. Nun wurden die damals und davor in der GTZ entwickelten Kriterien für das „Ahnenkleid der Väter“ in das Konzept der Verordnung eingearbeitet. An der Trachtenmappe von 1935 hatten sich ja schon die Geister geschieden. Ihr war als Sonderblatt die 1934 gleichsam als „Uniform des Ständestaates“ geschaffene und dann verordnete „Salzburger Landestracht für Männer“ beigelegt worden. Sie wurde von den Politikern des autoritären Ständestaates und von der NS-kritischen Bevölkerung getragen, aber von den Vereinen im Alltag weitgehend ignoriert und durch die Alpiniatracht von 1912/13 ersetzt. Diese war in mehreren Varianten vorhanden und insgesamt ruraler in ihrer Wirkung. Die Varianten ermöglichten das Tragen von langen Hosen und Sakkos sowie Lederhosen mit Strickwesten.

Ab 1939 arbeiteten in Salzburg unter Leitung des Reichsnährstandes die NS-Frauenschaft und der NS-Lehrerbund an der Weiterentwicklung von „volksechten“ Frauentrachten, die nach Christa Senner „nichts Spielerisches“ enthalten durften. Brandauer wurde von der am 1. März 1939 mit der Leitung der „Mittelstelle Deutsche Tracht“ in der NS-Reichsfrauenführung betrauten Parteifunktionärin Gertr(a)ud Pesendorfer 1940 als „politisch verlässlich“ bezeichnet. Er war in vielen Entwürfen und Entwicklungen Pesendorfers Motor und Arbeitspartner. Pesendorfer hatte übrigens kein Doktorat (obwohl die Salzburger Akten sie so titulieren), sondern war dank ihrer und ihres Mannes „aufrechter Haltung“ nach der Machtübernahme am Innsbrucker Volkskunstmuseum (bis zur Entlassung aus politischen Gründen 1945) von der Museumssekretärin in Etappen zur Geschäftsführerin und Leiterin erhoben worden. Gleichzeitig wurde sie 1939 mit der Leitung der „Mittelstelle Deutsche Tracht“ betraut, an der sie Trachten ankaufte, Trachtenmappen anlegen ließ und alles Bisherige dem „Diktat der schlichten Form“ und einer neu geschaffenen weiblichen Haltung unterwarf.⁵⁸ Diese behübschte Einfalt der Frauendarstellungen stellt sich ganz konträr zu Brandauers Trachtenmappe von 1935 dar, in der „Moarbäuerinnen“ ihr Recht auf Beachtung fordern und alle jene Stoffe und Muster, die bis ins 19. Jahrhundert durch Kleiderordnungen verboten waren, subsummiert werden. Auch auf dem Sektor Tracht, wie in vielen anderen

⁵⁷ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, z. B. Entwurf des Regierungsdirektors an die Reichsstelle für Kleidung in Berlin, I/6-240-1940, 7.6.1940.

⁵⁸ Elsbeth Wallnöfer: Trachtenforschung als rassische Delimitation. Gertrud Pesendorfer (1895–1982), Gretl Karasek (1910–1992), Erna Piffl (1904–1987). In: dies. (Hg.): Maß nehmen – Maß halten. Frauen im Fach Volkskunde. Wien 2008, S. 24–52, bes. S. 26 f. und S. 32. Zu wenig klar wird in Wallnöfers detaillierter Darstellung, dass im NS-Staat die Trachtenerneuerungen nicht von Wissenschaftler/-innen ausgingen, sondern von Zeichnerinnen und anderen Laien. Viktor von Geramb im Ständestaat und seine Schüler/-innen (u. a. Gundl Holaubeck, Franz Carl Lipp) nach 1945 entwarfen allerdings Dirndl ebenso wie Friederike Prodingler in Salzburg, die solche Aufgaben erst nach 1945 übernahm, davor aber die Arbeit mittrug.

Bereichen, agierten stets Laien aller Art, oft Lehrer/-innen, die schöpferisch wirkten, aber ohne jegliches Fach- oder Geschichtswissen konstruierten, was dem Zeitgeist entsprach. Und doch werden diese kulturpolitischen Funktionär/-innen bis heute in der Bevölkerung als „Volkskundler/-innen“ gesehen.

„Für den normalen Gebrauch nicht in Betracht kommend“

Die Zertifizierungsvorgespräche verursachten im wirtschaftlichen Bereich Sorgen. Erwähnt wird u. a., nach Aussage einer DAF-Mitarbeiterin (Deutsche Arbeitsfront), dass „im Reichsgau Salzburg mit der Herstellung von Trachtenjankern u. dgl.“ zwischen 3500 und 7000 Strickerinnen beschäftigt seien.⁵⁹ Offenbar, da dieser Einwand als Gegenargument für die strikten Vorgaben erscheint, waren damit auch modische Trachtenspenzer gemeint.

Am 22. Juli 1940 äußerte sich die Industrie- und Handelskammer Salzburg negativ zur Verordnung, mit dem Vermerk, dass damit die „gesamte Trachtenindustrie“ im Lande Salzburg, die vor dem Krieg „ein beliebter Exportartikel“ war, „gänzlich lahm gelegt“ würde. „Dazu kommt noch, dass Original-Trachten, die den von der Reichsmittelstelle für deutsche Trachten herausgegebenen Trachtenbildern entsprechen, für den normalen Gebrauch überhaupt nicht in Betracht kommen“, dass die Original-Trachten „niemals den praktischen Anforderungen, die an die Trachtenmode ganz allgemein gestellt werden“, entsprächen, dass der Materialverbrauch wie die Stoffpreise dafür zu teuer wären und die notwendigen Stoffqualitäten und -quantitäten dafür „derzeit gar nicht erhältlich“ seien.⁶⁰

Die Landesbauernschaft „Alpenland“ begrüßte mit minimalen Änderungswünschen den Verordnungsentwurf mit 25. Juli 1940. Sie hatte schon am 7. Juni 1940 die „Reichsstelle für Kleidung“ in Berlin befasst, damit der Vorschlag von Gertrud Pesendorfer, Trachten mit günstigeren Bezugspunkten zu veranschlagen, geregelt werde. Der Vorschlag der Landesbauernschaft lautete, für Trachten „ein sogenanntes B-Berechtigungsverfahren anzuwenden“. Damit sollten Produktion, Verkauf und Ankauf von Trachten zu einer mehrfach überwachten Aktion werden. Die Trachtenstoffproduktion war bereits vollkommen unter der Kontrolle der „Mittelstelle Deutsche Tracht“, wie in Punkt zwei des Schreibens erwähnt wird. Die als Tracht zu definierenden Objekte sollten in der Folge näher beschrieben werden, um Missbrauch, etwa durch Vergünstigung für die „sogenannten ‚Dirndln‘ oder anderen modischen Pseudo-Trachten“, zu verhindern. Die Konsument/-innen wie die Händler/-innen sollten damit gleichfalls überwacht werden. Die vorgeschlagenen Kriterien – sie „wurden bereits mit der Mittelstelle Deutsche Tracht und dem Reichsnährstand besprochen“ –, an denen bezugsberechtigte Personen gemessen werden sollten, enthalten keinerlei rassistische Äußerungen, allerdings die totale Kontrolle auf aktive Parteimitarbeit.⁶¹ Die im nächsten Absatz genannten vier Salzburger Trachtenblätter, weiters die in Innsbruck erhaltenen weiteren Trachtenblätter sowie die 1940 von Kuno Brandauer veröffentlichte „Ostmark Fibel“ sind nur einige Beispiele dafür. Diese „Ostmark Fibel“ veröffentlichte Trachtenblätter für die Gaue der Ostmark, gezeichnet von Aristide Tschebull mit Texten von Kuno Brandauer. Sie beschwören geschichtsklitternd als Tracht, was angeblich „die Vorväter ihren Töchtern“ gaben; die Abbil-

⁵⁹ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Entwurf des Schreibens von HR Dr. Foregger/Dr. Reitter an Reichsminister des Inneren, vom 14.8.1940.

⁶⁰ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, Präsident und Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer Salzburg an den Reichsstatthalter Salzburg vom 22.7.1940.

⁶¹ SLA, Präsidiakten (I/6–240–1940).

dungen zeigen was „der Volksart gemäß ist“, sie „zeigen nicht Uniformen, sondern Volksgenossen, die heimische Tracht t r a g e n, [Sperrung orig.] [...] und die auch darin ihre Pflicht erfüllen: Kämpfer zu sein für Art und deutsche Sitte in den Grenzmarken unseres heiligen, großen Vaterlandes!“⁶²

1940 legte Helmut Amanshauser, u. a. Leiter der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde im „Amt Rosenberg“ und damit in Konkurrenz zu Kuno Brandauer und Richard Wolfram,⁶³ dem Regierungspräsidenten vier neue Trachtenblätter der „Mittelstelle Deutsche Tracht“ vor. Sie sind als Beispiele in der Verordnung des Reichsstatthalters vom 13. Juli 1940 enthalten: es sind die bekannten Trachtenmappenblätter Tafel 1 bis 4, von Gretl Karasek gezeichnet, für den Pinzgau und Pongau.⁶⁴ Karasek war die offizielle Zeichnerin Pesendorfers an der „Mittelstelle Deutsche Tracht“. Sie schuf und verbreitete mit ihren Blättern den neuen Habitus der „deutschen Frau“ und Mutter zumindest in Kleidung, Haltung, Frisur und Gesichtsausdruck. Die vier Salzburger Trachtenblätter sollten im Oktober 1940 durch die Reichsbauernschaft veröffentlicht, verbreitet und eines der Beispiele mit Kriterien für die Zugangsbeschränkung für Trachten werden. Durch den Reichsgaukämmerer wurden dafür am 4. Oktober 1940 3000 Reichsmark bewilligt, sofort im Haushaltsplan verfügbar gestellt, aber bis 6. Juni 1941 nicht verwendet. Die Sache wurde auf Basis des Ostmarkgesetzes (RGBl. I. t. S. 777/1939) weiter betrieben, obwohl nach dem Führererlass vom 5. Juni 1940 auf Reichsebene „alle Verordnungen, die nicht für den Abwehrkampf des deutschen Volkes [...]“ unerlässlich sind, zurückgestellt werden mussten, wie am 19. Oktober 1940 nach Berlin gemeldet wurde.

⁶² Aristide Tschebull (Ill.), Kuno Brandauer: Ostmark Fibel. Trachten der Gauen der Ostmark. München 1940 (= Bruckmanns Fibelbücher, 6), S. 1–50; spez. Zum Geleit: S. 5–6, S. 12: Einführung. Anm. Ka.: Die Seiten 34 bis 39 mit den Abbildungen und Texten zu den Salzburger Trachten entsprechen in den Modellen ganz der 1. Salzburger Trachtenmappe, die Kuno Brandauer 1935 herausgegeben hatte. – Herzlichen Dank an Herrn Dr. Gerhard Plasser, Bibliothek des Salzburg Museums, für Hilfe und Beratung.

⁶³ Dr. Helmut Amanshauser hatte 1934 wegen NS-Betätigung seine Stelle als Bundeslehrer verloren. Er war seit 1938 Dienststellen-, Gauhauptstellenleiter im Gauschulungsamt, in der Abteilung II des Reichsstatthalters, Leiter der Gauarbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde (gegr. 1938, mit zumindest fünf Unterabteilungen) und staatlicher Referent für Volkskultur und Brauchtumspflege. Diesen Bereich hatte von April bis Juni 1938 Kuno Brandauer als Fachschaftswalter für Brauchtumspflege im Gaukulturamt Salzburg betreut. Zur Gauarbeitsgemeinschaft gehörte auch die „Mittelstelle Deutsche Tracht“ mit der Reichsbeauftragten Gertrud Pesendorfer in der Reichsfrauenführung (mit Sitz im Volkskundemuseum in Innsbruck und Dienststelle „Gruppe Trachten der Kulturkommission“ der ARDEST Südtirol) mit Kuno Brandauer und Gertrud Max in Salzburg (Trachtenmappe). BAK NS 21/79, 106, 655, 660. – Vgl. Gutachten Wolfram über Amanshauser vom 2. März 1943 (BABZ), zit. nach Gert Kerschbaumer, Rekonstruktion und Dokumentation (wie Anm. 6), S. 255–358, hier S. 268 u. 272.

⁶⁴ SLA, RSTH I/6 29/1936–1941, „Tafel 1: Neue Arbeitstracht aus dem Pinzgau (Salzburg)“, gez. „G. K.“; „Tafel 2: Neue Festtracht aus dem Pinzgau (Salzburg)“, gez. „GRETL KARASEK“; „Tafel 3: Neue Arbeitstracht aus dem Pongau (Salzburg)“, gez. „GRETL KARASEK“; „Tafel 4: Neue Festtracht aus dem Pongau (Salzburg)“, gez. „G. K.“ Die Sonntagstrachten der Frauen setzen die Trachtenmappe 1935 fort, die Trachten der Männer bauen auf der Alpiniatracht von 1911/12 auf. – 1942 erschien dann die zweite Salzburger Trachtenmappe [Mittelstelle Deutsche Tracht (Hg.): Unsere Tracht – Gau Salzburg, Potsdam 1943] mit einem Vorwort von Gertrud Pesendorfer und Kuno Brandauer, S. 3–7. Und noch im Salzburger Heimatkalender 1944, S. 44–55, schrieb Brandauer „Die Volkstracht lebt“, während Salzburg längst bombardiert wurde. Zit. nach Gert Kerschbaumer, Rekonstruktion und Dokumentation (wie Anm. 6), S. 255–358, hier S. 297 f.



Abb. 4: Trachtenblätter als Mittel der Habitusbildung für „Volksgenossen“. Das Bild ist auch systematisch für das Familienbild jener Zeit: eine vaterlose Familie; ein junges verheiratetes Paar – es entspricht der Propaganda, früh zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen; drei kleinere Kinder; die Mutter teilt Nahrungsmittel aus der Selbstversorgung zu. Bildbeilage zum Verordnungsentwurf zum Schutz der bodenständigen Tracht vom Juni 1940. „Tafel 1: Neue Arbeitstracht aus dem Pinzgau (Salzburg)“, gez. „G. K.“.

Kleidung, in diesem Falle die Tracht als eine Vorstufe zur Uniform, wurde zum Mittel der Eingliederung von Individuen in das System. Autoritäre Systeme vermindern alles Persönliche in drastischer Weise. Neben der Durchdringung der Verwaltungsstrukturen, des öffentlichen Raumes mit neuen Namen, Hoheitszeichen und Symbolen wurden auch die privaten Lebensbereiche der Menschen vom „Anschluß“ an durchdrungen. Der „Volksgenosse“ sollte zum funktionierenden Rad in der Maschinerie werden, zum „Träger“ nicht Gestalter des „Volkstums“. Er wurde direkt wie subtil im Gruppengeist geschult. Das alles sollte zur politisch erwünschten Bewusstheit des völkischen Gleichklangs führen und in Formation funktionieren. Diese Ziele wurden auch klar formuliert, so heißt es etwa in Hitlers „Mein Kampf“ zur Erziehung der Jugend, „ihre Krönung darin zu finden, dass sie den Rassensinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesmäßig in Herz und Hirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt.“⁶⁵

⁶⁵ Adolf Hitler: Mein Kampf. 538. – 542. Aufl. München 1940, S. 451, zit. nach: Helmut Uitz: Erziehung und Schule in der NS-Zeit in Salzburg. Weichenstellung für Generationen. In: Peter F. Kramml u. Christoph Kühberger (Hg.): Inszenierung der Macht. Alltag – Kultur – Propaganda. Salzburg 2011 (= Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus, 2 / Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg, 31), S. 186–279, bes. S. 187 u. 264.

Demnach sollte Trachtenkleidung 1939/40 auch als Dienstkleidung für Beamte- und Lehrer/-innen erzeugt werden. Dieser Vorschlag kam, in Absprache mit Richard Wolfram, vom „Gauwirtschaftsberater im Ahnenerbe“ Kuno Brandauer und wurde gemeinsam mit Helmut Amanshauser, der dem sogenannten „Amt Rosenberg“ unterstellt war, beantragt.



Tafel 4: Neue Festtracht aus dem Pongau (Salzburg)

Abb. 5: Zwei oder auch drei Generationen bilden auf diesem Bild den Beginn der „Sippe“. In den Trachtentvorschlägen wirkt Kuno Brandauers Trachtenmappe von 1935 fort. „Tafel 4: Neue Festtracht aus dem Pongau (Salzburg)“. Das Kürzel G. K. steht für die Zeichnerin der „Mittelstelle Deutsche Tracht“ in Innsbruck, Gretl Karasek.

Rückeroberung der Tracht für alle Menschen

Bis heute halten sich unterschiedliche Zugänge zur Tracht, die familiär, lokal und regional sozialisiert werden und individuelle Werthaltungen und Lebenseinstellungen prägen. Auch in zeitgeistigen Trendgemeinden lösen sich manche der „alten“ Gegensätze nicht auf, sie fließen allerdings in neue, weitere Wahrnehmungs- und Bewertungsschienen ein.

Heutige Menschen, Nachfahr/-innen der Reichsverbandsvereine wie der Sommerfrischengesellschaft, der jüdischen Remigrant/-innen wie vertriebenen Altösterreicher/-innen oder einfach nur „nicht vorbelastete Städter“ verwenden heute (immer noch und/oder wieder) Trachtenkleidung. Die unterschiedlichen Motive dafür können ganz persönliche familiäre Traditionspflege, Selbstdarstellung, ein zeitspezifisches „Lebensgefühl“, politische wie gesellschaftliche Zugehörigkeit oder aber auch nur der Spaß am (Ver-)Kleiden und der Mode sein. In Zeiten der Europäischen Union ist Tracht ein Teil jener Sicherheit und Eigenständigkeit, von der ausgehend internationale Partnerschaften stattfinden können.

Othmar Schmiderer zeigt in seinem Film „Stoff der Heimat“ auch kaleidoskopartig, was sich zwischen 2009 und 2012 in Österreich, Bayern, der Schweiz und Südtirol nicht nur an tradi-

tionspflegenden Trachteninitiativen, sondern auch am Modesektor abspielte. Während für viele Gruppen in der Bevölkerung und nicht zuletzt für die Politik Tracht „Heimat“ im Sinne von Regionalität, Zugehörigkeit, Stabilität und Geborgenheit bedeutet, hat sie auch Randgruppen der Gesellschaft erobert. In diesen kann sie zum Symbol von Protest, Anderssein und Freiheit, auch zur Provokation werden. Ob Trachtenpunk, Trachtenstrip-tease, „d’Schwuhplattler“ oder Oktoberfestseeligkeit – die gegenwärtig jungen Generationen scheinen das Unbehagen an der politisch instrumentalisierten Tracht überwunden zu haben. Sie verstehen den „Stoff“ als demokratisch handhabbares Allgemeingut und weben ihn weiter. Designer/-innen schwelgen in Formen und Qualitäten, und Menschen verschiedenster Weltanschauungen haben Tracht als ein Genre der Mode entdeckt. Sie schöpfen nach Lust und Laune daraus, mit immer wieder neuen gruppenrelevanten Normen und Symbolen. Es scheint so, als hätte Tracht wieder die Qualitäten ihrer Beginnzeit in der Sommerfrischengesellschaft zurückerobert – nämlich Ausdruck von Freiheit, Freizeit und Idylle zu sein. In diesem Sinne sind auch die „Dirndlmoschee“ (eine Kunstaktion 2009) oder ein muslimisches Kopftuch aus österreichischem Trachtenstoff Zeichen der bewussten Integration in den Staat ebenso wie der Trachtenrock vieler Politiker/-innen.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: AStS, Fotoarchiv Franz Krieger, Film 103.

Abb. 2: AStS, Fotoarchiv Franz Krieger, Film 103.

Abb. 3: Original und Foto: AStS.

Abb. 4 und 5: Original und Foto: SLA, RSTH I/6 29/1936–1941.

HERBERT NIKITSCH

Stadiongasse 9.

Vom „Eichendorff-Haus“, der „Deutschen Bildung“ und der „Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“

Von Olaf Bockhorn habe ich erstmals – beim Besuch seiner Proseminare anno dazumal – etwas über „Volkskunde“ gelernt, über ihre Geschichte und auch über ihre außerwissenschaftlichen Implikationen. Und ich habe dabei auch gelernt, dass die Lektüre (para)volkskundlicher Urälterverfahren zwar oft sehr ermüdend sein kann, dass aber eben diese Lektüre, also der direkte Einblick in die sich darin manifestierenden Einstellungen und Ideen, die Voraussetzung für eine Auseinandersetzung mit den jeweiligen zeit-, gesellschafts- und kulturpolitischen Phasen einer Wissenschaft und den Dispositionen ihrer Protagonisten ist. Wenn ich also hier ein paar Randbemerkungen zu einigen jener persönlich und institutionell eng verwobenen Einrichtungen bringe, die Olaf Bockhorn in seinen grundlegenden Abhandlungen¹ zur österreichischen Zwischenkriegszeitvolkskunde – zuweilen en passant – erwähnt hat, werde ich dabei vor allem zeitgenössisches Schrifttum und archivalische Zeugnisse rekapitulieren – aber auch, um den Jubilar nicht allzu sehr zu langweilen, einige Erinnerungen seinerzeitiger „Zeitzeugen“.

„Eichendorff-Haus“

O-Ton Franz Koschier²:

„Eichendorff Verlag, ja, ja. Das war ja der Verlag, der namentlich auf dem musikalischen Sektor wertvollste Arbeit machte. Da war der Knyrim, der war im Verlag, ich glaub', er war Buchhändler. Jetzt fällt mir auch ein weiterer Name ein, Stöhr, der da bei dieser Gelegenheit mitgetan hat... Der Eichendorff Verlag war damals *die* Buchhandlung für musikalische Literatur. Es war ja nicht nur damals von Raimund Zoder die Bauernmusik, es kamen damals die ganzen Noten auf für den Volkstanz, die ganzen

¹ U. a. Olaf Bockhorn: Der Kampf um die Ostmark. Ein Beitrag zur Geschichte der nationalsozialistischen Volkskunde in Österreich. In: Gernot Heiß u. a. (Hg.): Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945. Wien 1989 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 43), S. 17–38; Zur Geschichte der Volkskunde an der Universität Wien. Von den Anfängen bis 1939. In: Albrecht Lehmann und Andreas Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin. Berlin-Hamburg 1988 (= Lebensformen, Band 3), S. 63–83; „Volkskundliche Quellströme“ in Wien: Anthro- und Philologie, Ethno- und Geographie. In: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 417–426; Von Ritualen, Mythen und Lebenskreisen: Volkskunde im Umfeld der Universität Wien. In: Jacobeit, Lixfeld, Bockhorn 1994, S. 477–526.

² Zu Koschier (1909–2002) s. Blätter für Kärntner Volkskunde 4 (Sommer 1989), Sonderheft (mit Lebensdaten und Bibliographie); in seiner Funktion als „Referent für Volks- und Hauptschulen beim Stabe des Chefs der Zivilverwaltung in den besetzten Gebieten Kärntens und Krains und Leiter der Lehrerbildungsanstalt in Kranj“ begegnet er etwa im „Vermerk der Forschungs- und Lehrgemeinschaft ‚Das Ahnenerbe‘ über eine Besprechung betreffend die Germanisierung in den besetzten Gebieten Kärntens und Krains und die Errichtung einer Forschungsstätte“ vom 6. 10. 1941. In: Quellen zur nationalsozialistischen Entnationalisierungspolitik in Slowenien 1941–1945. Zusammengefasst und erläutert von Tone Ferenc. Maribor 1980.
www.uni-klu.ac.at/hstockha/neu/Entnationalisierung_Nr._148.pdf [4. 9. 2012].

Schriften eines Walther Hensel – Der Singende Quell,³ Strapedemi⁴ oder die Finkensteiner Blätter, die Finkensteiner Singbewegung⁵ – aber auch der Deutsche Volksgesangverein, wie er damals hieß, mit den Flugschriften, Kronfuss, Poeschl, dann Liebleitner, diese ganze Singbewegung, die ja im Jahr 1904 durch die Schaffung des österreichischen Volksliedunternehmens ihren Ausgang gefunden hat. Also dass diese Singbewegung so in die Breite ging, dass man diese Dinge damals im Eichendorff-Haus holte – auch da muss man die Zusammenhänge sehen. ... Aber auch dann eben für die junge Volkskunde...“⁶



Abb. 1: Portal Stadiongasse 9, um 1995.

Noch vor etwa fünfzehn Jahren war über dem (damals bereits seit längerem ungenützten) Geschäftsportal in der Stadiongasse Nr. 9 in groß-erhabenen Kurrent-Lettern der Schriftzug „Eichendorff Haus“ zu lesen, letztes, nunmehr ebenfalls demontiertes Relikt einer Institution, deren Adresse gewissermaßen der topographische Fokus einiger jener Bewegungen war, von denen die in Österreich seinerzeit „kulturprägende“⁷ Volkskunde in den 1920er und 1930er Jahren flankiert worden ist.

Unter „Eichendorff-Haus“ firmierte seit dem Jahr 1924 im Handelsregister ein „Buch-, Kunst- und Musikalienhandel“, dessen Sortiment bzw. späteres Verlagsprogramm die weltanschaulich-kulturpolitische Ausrichtung der Geschäftsführung recht deutlich spiegelt. So stellt der vom Eichendorff-Haus herausgegebene „Brandbrief – Blätter für deutsches Schrifttum“ im ersten Heft „eine Auslese unseres Lagers“ unter Rubriken wie „Volkstum“, „Ge-

³ Walther Hensel: Der singende Quell. Lieder für Fahrt und Herberge in einfachem Satz. Kassel 1928 (= Bärenreiter-Ausgabe, Nr. 50).

⁴ Strapedemi. Ein Liederbuch von Jungen Trutz und Art. Für ein bis zwei Stimmen eingerichtet und meist mit Begleitbuchstaben versehen von Walter Hensel. Kassel 1931.

⁵ Reinhard Szekus: Die Finkensteiner Bewegung. Ms. Diss., Univ. Leipzig 1966.

⁶ Interview mit Franz Koschier am 4. März 1992.

⁷ Leopold Kretzenbacher: Volkskunde als Faktor der Kulturprägung im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Internationales Kulturhistorisches Symposium Mogersdorf 12. Szombathely 1983, S. 83–93.

schichte, Weltkrieg“, „Jugendbewegung“, „Lebenserneuerung“ oder „Lieder, Tänze und Spiele“⁸ vor und vermitteln so einen Eindruck davon, was im „Eichendorff-Haus“, der „Buchhandlung der Jugendbewegung“⁹, als „Bücher, die des Lesens wert sind“¹⁰, begriffen worden ist. Im Übrigen brachte das eigene Verlagsprogramm dann so manchen volkskundlichen Titel aus so mancher zumindest fachgeschichtlich notorischer Feder: Da finden sich, neben den in den oben zitierten Erinnerungen erwähnten, etwa Namen wie Georg und Emma Hüsing¹¹, Karl Paganini (später besser als Karl Haiding bekannt)¹² oder Karl Magnus Klier¹³ – da finden sich aber auch Zeitschriften und Reihen, die das „Eichendorff-Haus“ teils als Verleger, teils im Vertrieb über lange Zeit betreut hat. Von diesen sollen vorerst nur die (1931 bis 1937 erschienenen) „Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde“ genannt sein, in denen neben Hüsing¹⁴ etwa Edmund Mudrak oder Karl Spieß¹⁵ eine Veröffentlichungsplattform hatten und die als Mitteilungsblatt der „Gesellschaft Deutsche Bildung“ die fachgeschichtliche Richtung der Wiener „Mythologen“ vertraten.

Da Olaf Bockhorn der „mythologischen Schule“ der seinerzeitigen Wiener Germanistik eine detaillierte Untersuchung – v.a. im Hinblick auf ihren (verlorenen) Kampf mit den sog. „Ritualisten“¹⁶ um die Vormachtstellung im späteren nationalsozialistischen akademischen Betrieb – gewidmet hat¹⁷, muss hier weder auf die inhaltlichen Aspekte der „Abkehr dieser ganzen Forschung und ihrer Anhänger von der österreichischen Volksüberlieferung zugunsten einer romantisch ersonnenen ‚arteigenen‘ Kultur“¹⁸ eingegangen werden noch auf die temporäre Institutionalisierung dieser Richtung in Form der 1942 im Rahmen der (dem „Amt Rosenberg“ unterstehenden) „Hohen Schule in Vorbereitung“ gegründeten „Forschungsstelle

⁸ Der Brandbrief. Blätter für deutsches Schrifttum. Hg. vom Eichendorff-Haus in Wien. Weihnachten 1923, S. 7–8.

⁹ Ebda., S. 8.

¹⁰ Ebda., S. 1. – Der jeden 2. Monat (zuletzt Heft 3/4 des 3. Jahrgangs 1926) erscheinende „Brandbrief“ brachte v.a. Buchbesprechungen und -auszüge. Als für den Inhalt verantwortlicher Redakteur zeichnet Fritz Stöhr, als „Herausgeber“ (ab 1. Heft 1926) Ernst Knyrim.

¹¹ Georg Hüsing: Die deutschen Hochzeiten. Wien 1927; Georg und Emma Hüsing: Deutsche Laiche und Lieder. Wien 1932.

¹² Sophie Albrecht und Karl Paganini (Hg.): Kinderspiele aus Niederösterreich. Wien 1934.

¹³ Karl Magnus Klier: Neue Anleitung zum Schwegeln (Seitenpfeifen) mit 16 Notenbeispielen, 6 Griff Tabellen und 1 Tafel. Wien 1931.

¹⁴ Z. B. Georg Hüsing: Die Völker Alt-Kleinasiens und am Pontos. Wien 1933 (= Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde. Ergänzungsheft 1).

¹⁵ Z. B. Edmund Mudrak: Märchen und Sage. Begriff, Ausbreitung und Abgrenzung. In: Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde 3/2, 1933, S. 65–80; Karl v. Spieß: Der goldene Zweig. Mythisches im homerischen Hymnos an Aphrodite. In: Ebda., S. 81–90.

¹⁶ Die „Ritualisten“ (vertreten etwa von Rudolf Much, Otto Höfler oder Richard Wolfram) behaupteten – im Gegensatz zu den Mythologen, die jedwedes Brauchtum als späteres Abbild mythischer Vorstellungen sahen – die Priorität altertümlicher Kulte gegenüber mythologischem Erzählgut, das nur sekundäre Spiegelung eben dieser Kulte wäre. S. dazu Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer, Siegfried Becker: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. 3., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Stuttgart, Weimar 2003, S. 115–122; Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie. Frankfurt a. M. 1971, S. 153 f.

¹⁷ S. dazu v.a. Bockhorn 1994 (wie Anm. 1); Hannjost Lixfeld: Matthes Ziegler und die Erzählforschung des Amtes Rosenberg. Ein Beitrag zur Ideologie der nationalsozialistischen Volkskunde. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 266, 1985/86, S. 37–59; James R. Dow, Olaf Bockhorn: The Study of European Ethnology in Austria. Aldershot, Burlington 2004, S. 37–56.

¹⁸ So die Charakterisierung von Leopold Schmidt: Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. 2), S. 135.

Mythenkunde“.¹⁹ Und auch von den Anfängen der Versuche, auf akademischem Boden Fuß zu fassen, wie sie sich in der Etablierung eines „Lehrgangs Deutsche Bildung“ und im Weiteren einer Gesellschaft gleichen Namens samt deren oben genanntem Mitteilungsblatt, den „Bausteinen zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde“, niedergeschlagen haben, ist das Wichtigste bereits gesagt worden.²⁰ So werde ich mich – bevor ich wieder zur Adresse Stadiongasse 9 zurückkehre und die Firmengeschichte des „Eichendorff-Hauses“ skizziere – mit einer kurzen Rekapitulation nebst einigen Ergänzungen zur „Deutschen Bildung“ begnügen.

„Deutsche Bildung“

In einem Subventionsansuchen an die „Deutsche Forschungsgemeinschaft“²¹, datiert mit 28. Mai 1936, umreißt Karl v. Spieß²² Genese und Programm der „Gesellschaft Deutsche Bildung“ folgendermaßen:

„Die ‚Gesellschaft Deutsche Bildung‘ in Wien führt derzeit unter bedeutenden Schwierigkeiten den von Prof. Hüsing und Prof. Schultz (München) im Jahre 1919 begründeten ‚Lehrgang Deutsche Bildung‘ unter meiner Leitung fort, der sich zur Aufgabe gestellt hat, die Grundlagen arteigener deutscher Geisteshaltung weiten Kreisen zu vermitteln, und gibt als notwendige Ergänzung des Lehrganges die Zeitschrift ‚Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde‘ heraus, die weitgehend Anerkennung gefunden hat. Die ‚Bausteine‘ wurden bislang mit großen Opfern über Wasser gehalten. Die Mitarbeiter erhielten kein Honorar und verzichteten auch in Hinkunft darauf. Trotzdem aber ist der Fortbestand der ‚Bausteine‘ bei dem geringen Stand zahlender Mitglieder nicht mehr möglich. In Anbetracht der besonderen Lage ist es dringend notwendig, dass die ‚Bausteine‘ weiter fortgeführt werden.“²³

¹⁹ Zur (nach 1945 großteils in das „Österreichische Museum für Volkskunde“ verbrachten) Bibliothek dieser Institution und ihrer Provenienz s. Hermann Hummer, Birgit Johler, Herbert Nikitsch: Die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde. Ein Vorbericht. In: Bruno Bauer, Christina Köstner-Pemsel, Markus Stumpf (Hg.): NS-Provenienzforschung an österreichischen Bibliotheken. Anspruch und Wirklichkeit. Graz, Feldkirch 2011 (= Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare, 10). S. 459–476.

²⁰ V.a bei Dow, Bockhorn 2004 (wie Anm. 17), S. 41–44.

²¹ Zur Deutschen Forschungsgemeinschaft s. Silke Fengler, Günther Luxbacher: „Aufrechterhaltung der gemeinsamen Kultur“. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Österreichisch-Deutsche Wissenschaftshilfe in der Zwischenkriegszeit. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 34, 2011, S. 303–328 (auch im Internet abrufbar unter onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1002/bewi.201101493/abstract).

²² Zu Spieß (1880–1957), der ab 1942 die oben erwähnte „Forschungsstelle Mythenkunde“ geleitet hat s. Ingo Schneider: Spieß, Karl. In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 12, 2007, Sp. 1051–1053. Einen Eindruck subjektiver Sichtweise vermitteln die im nunmehr nicht mehr der Archivsperrung unterliegenden Nachlass aufbewahrten Lebensläufe, die von Spieß anno 1944 bzw. nach 1945 verfasst wurden. – Karl von Spieß: Lebenslauf. Typoskript, datiert vom 13. November 1944, und Karl von Spieß: „Mein Lebenslauf und meine Lebensarbeit als Rechtfertigung“, ein Typoskript, das undatiert, aber zweifellos nach 1945 verfasst ist, und zwar laut Notiz der Tochter, Frau Herr-Spieß, „zusammengestellt für die Verhandlung betreffend Zugehörigkeit zur NSDAP u. Wiedererlangung seiner Pension“. Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, Nachlass Dr. Karl von Spieß, Regal 4. Block/1/5.6, Karton 231. (Dank an Ulrike Kammerhofer-Aggermann für die unbürokratische Unterstützung).

²³ Brief Karl Spieß’ an die Deutsche Forschungsgemeinschaft vom 28. 5. 1936, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, Nachlass Dr. Karl von Spieß, Regal 4. Block/1/5.6, Karton 231.

Welche „besondere Lage“ die Fortführung der Zeitschrift (und den erbetenen „Zuschuss von RM 500,-“) so dringend machte, geht aus dem Schreiben nicht hervor. Ob man dabei an das innenpolitische Faktum des zu diesem Zeitpunkt kurz bevorstehenden Juliabkommens vom 11. Juli 1936²⁴ denken soll, bleibe dahingestellt. Näher liegt ja die schlichte Annahme, dass damit Schwierigkeiten bei der Publikation der „Bausteine“ angesprochen waren, wie sie sich wohl aufgrund der (allerdings nur kurzfristigen) Schließung des „Eichendorff-Hauses“ im April 1936 wegen „staatsgefährdender Bestrebungen“²⁵ ergeben hatten. Fest steht jedenfalls, dass die Subventionen nicht ausblieben und die „Bausteine“ immerhin noch bis zu ihrem 6. Jahrgang 1937/1938 erschienen – dann sogar vom renommierten und facheinschlägig bekannten „Herbert Stubenrauch Verlag“²⁶ herausgebracht. Diesem letzten Band der „Bausteine“ ist auch ein Nachwort angefügt, demzufolge „niemand von uns ahnen [konnte], wie bald und herrlich das alles in Erfüllung gehen sollte, was wir nicht nur aus tiefstem Herzen ersehnt hatten: Diesem Ziele hatte die wissenschaftliche Arbeit der Gesellschaft Deutsche Bildung von Anfang an gedient. Uns ging und geht es um eine in ihrem Wesen deutsche Bildung, in dem Sinne, daß die ewigen Werte des eigenen Volkstums in ihrer naturgegebenen rassischen Verankerung durch geschichtliche Verfolgung bis zu ihren Wurzeln aufgedeckt und durch Vergleich mit anderen Kulturen in ihrer Eigenart abgegrenzt werden.“²⁷

Diese Hommage an die neuen politischen Verhältnisse im nunmehr ans Deutsche Reich angeschlossenem Österreich ist mit „Heil Hitler“ vom „Vorstand der Gesellschaft Deutsche Bildung“ gezeichnet. Dessen personelle Zusammensetzung lässt sich nicht vollständig rekonstruieren – und so in diachronem Überblick nur festhalten, dass als „Proponent“ der am 25. November 1930 angemeldeten „Gesellschaft Deutsche Bildung“ „Dr. Edmund Mudrak, Wien 18., Schindlerstr. 3a“²⁸ firmiert. Von diesem stammt möglicherweise auch die Satzung dieses „wissenschaftlich-kultürlichen Vereins“, dessen § 2 lautet:

„Die Gesellschaft vereint ihre Mitglieder zur Erarbeitung der Grundlagen der deutschen Kultur. Dies soll durch Erforschung deutschen Volks- und Brauchtumes und fremder Kulturen in Vergangenheit und Gegenwart geschehen. Politische Tätigkeit jeder Art ist ausgeschlossen.“

In § 4 ist die Aufnahme der Mitglieder geregelt, die „durch den Proponenten, nach der Gründung der Gesellschaft durch den Vorstand [erfolgt]. Das Ansuchen um Aufnahme kann ohne Angabe von Gründen abgelehnt werden. Eine Berufung dagegen ist ausgeschlossen.“²⁹

²⁴ Ludwig Jedlicka, Rudolf Neck (Hg.): Das Juliabkommen von 1936. Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen. Protokoll des Symposiums in Wien am 10. und 11. Juni 1976. Wien 1977 (= Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold-Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1927 bis 1938, 4).

²⁵ Verständigung der Wiener Magistratsabteilung 4 an Eichendorff-Haus vom 18. April 1936, s. Wirtschaftskammer Österreich – Archiv, Gewerbearchiv der WK Wien, Eichendorff-Haus.

²⁶ Zu dessen Verlagsprogramm s. den Verlagsbericht: Zwölf Jahre Arbeit für die deutsche Volkskunde in der Verlagsbuchhandlung Herbert Stubenrauch 1923–1935. Berlin, Leipzig 1935.

²⁷ Nachwort. In: Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde mit „Mythologischem Anzeiger“. Mitteilungen der Gesellschaft Deutsche Bildung, 6, 1937/1938, S. 148.

²⁸ Zu Mudrak (1894–1965) s. Bockhorn 1994 (wie Anm. 1), S. 488–501.

²⁹ WStLA 119 Vereine, 11804/30 Deutsche Bildung. Die vollständige Dokumentation der Archivrecherche in Herbert Nikitsch: Auf der Bühne früherer Wissenschaft. Der Verein für Volkskunde in Wien (1894–1959). Wien 2006 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 20), S. 237, Anm. 260.

Der Passus betreffs Ablehnung der Aufnahme „ohne Angabe von Gründen“ war allerdings bereits im Vorfeld der Vereinsgründung insofern klargestellt worden, als in der Ankündigung des ersten, im November 1919 begonnenen „Lehrgangs Deutsche Bildung“ „Nichtdeutsche“ als Hörer „ausgeschlossen“ waren.³⁰ Und das ist auch nicht sonderlich überraschend, stand doch der Lehrgang bis Winter 1931/32 unter der Ägide des „Deutsch-österreichischen Jugendbundes“, also jener staatlich geförderten Zentralorganisation, die 1919 als Nachfolgeorganisation des „K. k. Reichsbundes der Jugendwehren und Knabenhorte“ gegründet wurde und zu der vor allem Vereine zählten, die über die „körperliche Pflege“ hinaus auch „die Pflichten der Jugend in völkischer [...] Beziehung“³¹ sich zur Aufgabe machten. Im Jahr 1925 waren das beispielsweise vierundsechzig, zum Teil recht heterogene Vereine, darunter „der Deutsche Turnerbund, alle völkischen Jugendorganisationen wie Wandervogel, Adler und Falken“³², Pfadfinder usw., ferner der Reichsbund der Katholisch-deutschen Jugend Österreichs, der Christlich-deutsche Studentenbund, die Deutsche Mittelschul- und Fachstudentenschaft, der Ring der evangelischen Jugend, der Verband der Wiener Elternvereinigungen an den Mittelschulen usw.³³ Sah der „Deutsch-österreichische Jugendbund“ es auch zunächst als seine Hauptaufgabe, allgemein die Interessen der Jugend gegenüber öffentlichen Körperschaften und Behörden wahrzunehmen – und sich etwa für Fahrpreismäßigungen bei der Eisenbahn, der Benützung von Sportanlagen oder den Ausbau von Jugendherbergen einzusetzen³⁴ –, so vereinigte er spätestens nach dem Austritt des „Reichsbundes der katholischen deutschen Jugend“ im Jahr 1926³⁵ „vor allem deutschnational und völkisch orientierte Organisationen. [...] Das ‚deutsche Volkstum zu fördern‘ zählte zu den wenigen übergeordneten Zielsetzungen der Dachorganisation“.³⁶ Und so wird denn auch im ersten Heft der Zeitschrift³⁷ des „Deutsch-österreichischen Jugendbundes“ hervorgehoben, dass der „Lehrgang Deutsche Bildung“ seinerzeit von dem „Gelehrten Dr. Wolfgang Schultz“³⁸ [...] auf Anregung

³⁰ Bericht über die Tätigkeit im Jahre 1925. In: Deutsch-österreichischer Jugendbund. Mitteilungen 1925 Nr. 36, o.p.

³¹ Ebda.

³² Diese jugendbewegte Gruppe sei ebenso wie der „Wandervogel“ hinsichtlich ihrer besonders engen Beziehung zu späteren Vertretern und Vertreterinnen der Volkskunde herausgestrichen. S. das Kapitel „Adler und Falken“ (mit Kurzchronik, Zeittafel und Quellen). In: Werner Kindt (Hg.): Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933. Die bündische Zeit. Düsseldorf, Köln 1974 (= Dokumentation der Jugendbewegung III), S. 840–861; Karl Ursin, Karl Thums: Der österreichische Wandervogel. In: Gerhard Ziemer, Hans Wolf (Hg.): Wandervogel und freideutsche Jugend. Bad Godesberg 1961, S. 294–326.

³³ Bericht über die Tätigkeit im Jahre 1925 (wie Anm. 30).

³⁴ Johanna Gehmacher: Jugendbewegung und Jugendorganisationen in der Ersten Republik. In: Emmerich Tálos, Herbert Dachs, Ernst Hanisch, Anton Staudinger (Hg.): Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933. Wien 1995, S. 292–303, hier S. 293–295.

³⁵ Ebda. Zum Reichsbund s. Gerhard Schultes: Der Reichsbund der katholischen deutschen Jugend Österreichs. Entstehung und Geschichte. Wien 1967 (= Veröffentlichungen des kirchenhistorischen Instituts der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien 4).

³⁶ Gehmacher 1995 (wie Anm. 34), S. 293.

³⁷ „Für unsere Jugend.“ (Jg. 1926–1931) bzw. „Deutsche Jugend“ (ab Jg. 1932).

³⁸ Zu dem Philosophen Wolfgang Schultz (1881–1936), genannt „Mondschultz“, aus dessen Feder nicht nur Abhandlungen etwa über „Die Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker“, sondern auch die im Zentralverlag der NSDAP 1939 publizierten „Grundgedanken nationalsozialistischer Kulturpolitik“ gehören, s. Reinhard Müller: Soziologie in Österreich, a-so.uni-graz.at/sozio/biografien/s/schultz_wolfgang_1881.htm. S. auch Heidrun Alzheimer: Volkskunde in Bayern. Ein bibliographisches Lexikon der Vorläufer, Förderer und einstigen Fachvertreter. Würzburg 1991 (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 50), S. 254 f.; Hubert Reitterer: Wolfgang Schultz. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 11, Wien 1999, S. 352 f.

des [damaligen Handelskammersekretärs] Dr. Erich Pistor, der jetzt an der Spitze des Deutsch-österreichischen Jugendbundes steht, begründet“³⁹ worden ist.

Im Übrigen seien, um einen Eindruck vom Programm des Lehrgangs Deutsche Bildung zu vermitteln, die angekündigten Themen und Referenten des 1. Vortragszyklus' 1919/20 aufgelistet: „Deutsche Sprache“ und „Weltgeschichte“: Georg Hüsing; „Allgemeine Sprachenkunde“: Robert Bleichsteiner; „Menschen- und Völkerkunde“: Gustav Kraitschek; „Der Orient“: Rudolf Geyer; „Der Osten“: Hans Übelsberger; „Kulturkunde“: Wolfgang Schultz; „Leitgedanken der volkswirtschaftlichen Lehrgebäude“ und „Gesellschaftslehre“: Othmar Spann; „Grundzüge der Volkswirtschaftslehre“: Otto Conrad; „Biologie“: Lothar Tirala.⁴⁰ Schon einige der hier genannten Vortragenden⁴¹ – etwa die „Rassenhygieniker“ Kraitschek oder Tirala⁴² – stehen mit ihren Namen für die weitere statutarische Entwicklung der „Gesellschaft Deutsche Bildung“, die anno 1939 „bei physischen Mitgliedern [...] deutschblütige Abstammung im Sinne der gültigen Rassengesetzgebung“ dekretierte.⁴³

Der „Vereinsführer“, der auch die geänderten Satzungen vorlegte, war damals, also 1939, „Dr. Eduard Zenker, Ministerialrat“⁴⁴. Ansonsten wissen wir über den gesamten Vorstand nur, was anlässlich der Auflösung des Vereins im Jahr 1947 gesagt wird:

„In der letzten h.a. vorgelegten Wahlanzeige für das Jahr 1940 wurde Dr. Eduard Zenker, Ministerialrat, Wien XVIII., Wallrießstrasse 11/8 wh., als Vereinsführer, Dr. Edmund Mudrak, Beamter, Wien XVIII., Schindlergasse 3a wh., als Stellvertreter, und Ernst Knyrim, Buchhändler, Wien I., Stadiongasse 9 wh., als Kassier berufen. Nach den Erhebungen befindet sich Dr. Zenker seit ca. einem Jahr in Untersuchungshaft des Landesgericht Wien I und soll dem Volksgerichtshof zur Aburteilung vorgeführt wer-

³⁹ Für unsere Jugend. Deutsch-österreichischer Jugendbund 1926. Frühlingsausgabe, S. 15; Für unsere Jugend 4 (1929), 1. F., S. 2.

⁴⁰ Flugblatt Lehrgang deutsche Bildung 1919; Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, Nachlass Dr. Karl von Spieß, Regal 4. Block/1/5.6, Karton 231.

⁴¹ Zu weiteren Referenten (später dominieren dann Spieß und Mudrak), s. Dow, Bockhorn 2004 (wie Anm. 17), S. 41–44; hier auch Angaben zu den Örtlichkeiten der jeweiligen Vorträge (z. B. der Hörsaal des Histologischen Instituts, aber auch das Museum für Volkskunde).

⁴² Zu Lothar Tirala (1886–1974), Gynäkologe und Mitherausgeber der Zeitschrift „Volk und Rasse“, 1933 Lehrstuhl für Rassenhygiene in München, s. etwa Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945? Frankfurt a. M. 2003, S. 627.

⁴³ Die „Gesellschaft Deutsche Bildung“ war offenbar zunächst quasi irrtümlich verboten worden, das wurde aber dann (so das Schreiben vom 8. September 1939 des „Reichskommissars für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ betreffs „Rückgängigmachung von Auflösungen“) zurückgenommen: „Im Sammelbeschluß vom 26. Juni 1939, Aktenzeichen IV AR-I/1-5867 wurden die nachstehend bezeichneten Vereine: [...] 7. Gesellschaft Deutsche Bildung, Wien 18., Wallrießstr. 11, versehentlich zur Auflösung gebracht. In Abänderung dieser Verfügung gebe ich Ihnen zur Kenntnis, daß ich diese Vereine nunmehr freistelle. Die Freistellung mache ich von nachfolgenden Satzungsänderungen abhängig: 1. Einführung des Arierparagraphen. 2. Umstellungen der Satzungen auf das Führerprinzip. 3. Die Ernennung des Vereinsleiters ist von der schriftlichen Zustimmung des zuständigen Hoheitsträgers der NSDAP. Abhängig zu machen.“ (Umbildung per Bescheid vom 30. 11. 1939 genehmigt). – „Der Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich, Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände“ an das Polizeipräsidium, Vereinsbüro; WStLA 119 Vereine, 11804/30 Deutsche Bildung.

⁴⁴ Ebda. Eduard Zenker ist laut Verstorbenensuche der Friedhöfe Wien GmbH am 22.12.1965 im Alter von 82 Jahren verstorben; www.friedhofewien.at.

den.⁴⁵ Ernst Knyrim hält sich in Deutschland auf und Dr. Mudrak gibt an, dass an Vereinsvermögen lt. Zuschrift des Kassiers Knyrim 1 Sparbuch Nr. 17023 der N.Ö Darlehens- und Sparkasse [...] mit einer Einlage von S. 34.74, 1 Sparbuch Nr. 14985 der Landeshypotheken-Anstalt für Niederösterreich [...] mit einer Einlage von S. 36.53, 1 Sparbuch Nr. 13/22612 der Creditanstalt-Bankverein [...] mit einer Einlage von S. 2790.45 und ein Scheckkonto Nr. 26.932 des Österreichischen Postsparkassenamtes mit einem Guthaben [...] von S. 61.99 Altguthaben und S. 90.– Altsperrguthaben vorhanden ist.⁴⁶ Da dieser Verein somit weder nach den Bedingungen seines rechtlichen Bestandes noch nach den Satzungen den Grundsätzen des demokratischen Staates entspricht, wird nach § 24 (§ 6) des Gesetzes vom 15. November 1867, RGBl. 134, über das Vereinsrecht seine behördliche Auflösung mit dem Ersuchen um Mitteilung einer Verfügung über das Vereinsvermögen und allfälliger Bestellung eines Liquidators beantragt.⁴⁷

Die persönlichen, finanziellen und vereinsrechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft sind also wenigstens zum Zeitpunkt von deren Auflösung einigermaßen klar – während in der Zeit davor ihr Vorstand meist nur summarisch genannt wird. So auch in ihrer Zeitschrift, in der als „Eigentümer, Herausgeber und Verleger“ bloß allgemein die „Gesellschaft Deutsche Bildung“ – übrigens mit der Anschrift „Wien I., Stadiongasse 9“ – aufscheint. Immerhin tritt uns in den „Bausteinen zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde“ auch eine konkrete Person in Gestalt des „Prof. Dr. Wilhelm Trenk“ entgegen, der von der ersten Folge (1931) an als allgemein „verantwortlicher Schriftleiter“ zeichnet. Von Trenk wissen wir freilich nur, dass er, Jahrgang 1884, ab 1911 Gymnasialprofessor für Geschichte, Geographie und Deutsch an der Bundesrealschule Wien III (Radetzkystraße) war, wo er in den Jahren 1935 und 1937 als „Dienststellenleiter der V. F.“ fungierte.⁴⁸ Mit der Zäsur 1938 und dem damals erfolgenden Umbau der schulpolitischen Landschaft⁴⁹ verliert sich seine Spur⁵⁰ – und es kann nur vorsichtig vermutet werden, dass wir es hier mit einem jener verkappten, den austrofaschistischen „Ständestaat“ unterwandernden „Illegalen“ tun haben, denen es dann ja anno

⁴⁵ Allgemein zu den Volksgerichten, wie sie in Österreich von 1945 bis 1955 zur Ahndung von NS-Verbrechen eingerichtet wurden, s. Hellmut Butterweck: Verurteilt und begnadigt. Österreich und seine NS-Straftäter. Wien 2003.

⁴⁶ Anno 1947 entsprechen 100 Schilling kaufkraftmäßig einem Betrag von ca. 102 €, S. Statistik Austria: Börsenkurier August 2012.

⁴⁷ 18. Juli 1947 – Polizeidirektion Wien, Vereinsbüro, an Sicherheitsdirektion Wien: Antrag auf behördliche Auflösung, WStLA 119 Vereine, 11804/30 Deutsche Bildung. – Die Auflösung der „Gesellschaft Deutsche Bildung“ erfolgte mit Bescheid vom 7. August 1947 (Begründung: „fällt unters Verbotsgesetz“), das restliche Vereinsvermögen wurde schließlich der Österreichischen Akademie der Wissenschaften „zur Verwendung für wissenschaftliche Zwecke in sinngemässer Anwendung der Bestimmungen des aufgelösten Vereines“ übergeben, Beschluss des Bezirksgerichtes Döbling vom 20. 7. 1950), ebda.

⁴⁸ S. das Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich (mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten). Wien 1911–1914 und das Taschenjahrbuch für Mittelschullehrer in Österreich. Wien I (1926) – VI (1937).

⁴⁹ Helmut Engelbrecht: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Bd. 5: Von 1918 bis zur Gegenwart. Wien 1988, S. 304–350.

⁵⁰ In der Realschule Radetzkystraße fanden sich keine Unterlagen, was wohl auch mit der Geschichte des Hauses zu tun hat, das – ab April 1938 einige Monate als „Sammelschule“ für jüdische Kinder und Jugendliche geführt – in den Kriegsjahren größtenteils zerstört worden ist; Karl Pilizotti: Denkschrift zur Hundertjahrfeier der Radetzky-Realschule 1851–1951. Wien 1951.

1937 auch ganz offiziell möglich gewesen ist, in die Vaterländische Front aufgenommen zu werden.⁵¹

Ansonsten lag die „wissenschaftliche Verantwortung“ für die einzelnen Beiträge der „Bausteine“ laut Impressum bei ihren Autoren, und die eigentliche Redaktion wurde nie direkt ausgewiesen. Bereits das „Geleitwort“ zum 1. Jahrgang ist nicht gezeichnet, hier stellt nur eine nicht näher bezeichnete „Schriftleitung“ ihr recht kühnes Programm vor, nämlich „eine durch die historische Forschungsmethode begründete Neuordnung der Wissenschaften“.⁵² Freilich lässt hier wie auch in den Einleitungen zu anderen Jahrgängen der „Bausteine“ die geradezu ehrfürchtige Berufung auf Georg Hüsing die Feder Edmund Mudraks oder auch Karl Spieß’ vermuten – und Hüsing’s Ausführungen über „die grundsätzliche Behandlung der Geschichte“⁵³ füllen denn auch (neben Rezensionen der beiden Genannten) das gesamte erste Heft.⁵⁴

Hüsing, „weiland Professor an der Universität Wien“⁵⁵, stand ja bekanntlich im Mittelpunkt der zuweilen recht emotional geführten Auseinandersetzungen zwischen den beiden feindlichen Lagern der „Wiener Germanistischen Schule“, wie sie von Streitigkeiten zwischen Much und Hüsing angestoßen waren, die zuweilen auch ins Skurrile ausarteten:

„Im ehemaligen Hörsaal 38 der Universität Wien soll es zu einer Disputation zwischen Hüsing und Much gekommen sein, bei der letzterer den indogermanischen Himmels-gott mehr zum Sonnengott in Beziehung setzte, während Hüsing den Primat des Mondes verteidigte, bis er, als ihm die Argumente ausgingen, in Tränen aufgelöst zusammenbrach.“⁵⁶

Solche Auftritte führten bis zu dem bekannten offenen Beschwerdebrief der Hüsing-Anhänger, dessen Geschichte und Folge anderorts bereits ausführlich abgehandelt worden ist und hier nur insofern interessiert, als zu den Unterzeichnern einerseits „Dr. Wilhlem Trenk“, den wir als Herausgeber der „Bausteine“ kennengelernt haben, gehörte und andererseits der „Verlag Eichendorff-Haus Wien gez. Knyrim“⁵⁷. Bleibt – als Beitrag zur Diagnose der mentalen Verfassung einiger Vertreter jener „Neuordnung der Wissenschaften“ – an anekdotischen Personalien hier nur nachzuerzählen, dass „Hüsing [...] mit seiner Frau Emma ein Büchlein heraus[gab], in dem er behauptete, daß der Erste Merseburger Zauberspruch (Eiris sazun idisi...) zur Melodie von ‚Gaudeamus igitur‘ gesungen worden sei.“⁵⁸ In einem Haus in

⁵¹ S. etwa Winfried R. Garscha: Nationalsozialisten in Österreich 1933–1938. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer (Hg.): Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938. 5. Aufl. Wien 2005 (= Politik und Zeitgeschichte 1), S. 100–120.

⁵² Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde. Mitteilungen der Gesellschaft Deutsche Bildung, 1, 1931, S. 1 („Im Selbstverlage. Für den Buchhandel: Eichendorff-Haus, Wien, 1., Stadiongasse 9“).

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Georg Hüsing: Einführung in die Weltgeschichte. In: Ebda., S. 3–56.

⁵⁵ Bausteine 1, 1931, S. 1. Zu Hüsing (1869–1930) s. neben den genannten Beiträgen von Olaf Bockhorn etwa auch ÖBL 3, 1965 (auch unter www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_H/Huesing_Georg_1869_1930.xml).

⁵⁶ So, gestützt auf mündliche Mitteilungen Max Höflers und Eberhard Kranzmayer, Helmut Birkhan: „Altgermanistik“ und germanische Sprachwissenschaft. In: Karl Acham (Hg.): Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften, Bd. 5: Sprache, Literatur und Kunst. Wien 2003, S. 115–192, hier S. 173.

⁵⁷ Bockhorn, 1989 (wie Anm. 1), S. 22–24.

⁵⁸ „Wir geben dieses [...] Zauberspruch berichtigt wieder. Die Wiederherstellung hat ergeben, daß es nach Rhythmus und Aufbau so genau übereinstimmt mit der Singweise des ‚Gaudeamus‘, daß es unmöglich wäre, anzunehmen, es bestünde zwischen beiden kein Zusammenhang. Umgekehrt erweist das Vergleichen von Singweise

der Frankgasse (9. Wiener Gemeindebezirk) soll sich im Kellergeschoß ein festmontiertes Wikingerboot befunden haben, in dem germanische Wirrköpfe unter Absingen des Zauberspruchs nach der erwähnten Melodie ruderten.⁵⁹

Dass wir es im Dunstkreis der Hüsing-Anhänger allerdings nicht nur mit „germanischen Wirrköpfen“ zu tun haben, zeigt ein Blick auf jene Adresse, wo ihnen die argumentative Munition zur Verfügung gestellt wurde. So werden hier noch einige Firmendaten des „Eichendorff-Hauses“ wiedergegeben.

„Eichendorff-Haus, Knyrim, Schier und Stöhr“



Abb. 2: Briefkopf Eichendorff-Haus.

Das „Eichendorff-Haus“ wurde 1924 von Josef Schier gegründet⁶⁰ und 1926 als „Offene Handelsgesellschaft“ umgewandelt in „Eichendorff-Haus, Knyrim, Schier und Stöhr“.⁶¹ Die weitere wirtschaftliche Entwicklung der Firma soll hier nicht über Gebühr ausgebreitet werden – die archivalischen Funde interessieren nur, sofern daraus etwas über die politisch-ideologische Haltung ihrer Inhaber herausgelesen werden kann. Das ist etwa bei so nüchternen Aufzeichnungen wie etwa den Akten des Wiener Handelsgerichts nicht viel. Immerhin ist hier dokumentiert, dass Josef („Sepp“) Schier, Gründer und einige Jahre alleiniger Inhaber, bereits in seinem Antrag auf Eintragung seiner Firma von dieser als einer „Spezialbuchhandlung“ gesprochen hat, „die ihren Absatz zumeist in Kreisen der sogenannten Jugendbewegung hat, [...] die auf lebenserneuender Grundlage stehen“.⁶² Und ebenso, dass bereits der Name „Eichendorff-Haus“ eine Art Programm gewesen ist:

„Buchhandlungen, die im Reiche des Schrifttums für kulturell hochstehende und streng gesichtete Bücher eintreten, wurden zuerst im Deutschen Reiche gegründet und legten

und Text für das ‚Gaudeamus‘, daß hier in plumpester Weise ein neuer lateinischer Text über eine alte Weise hingestreckt worden ist.“ – Georg und Emma Hüsing: Deutsche Laiche, Lieder und Tänze. Wien o. J., S. 5.

⁵⁹ Birkhan 2003 (wie Anm. 56), S. 173 f.

⁶⁰ Firmeneintragung am 1.4.1924 als „Eichendorff-Haus, Inhaber Sepp Schier“, WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344. Daneben hat Schier – bei gleichem Standort des Betriebes, also im Geschäft Stadiongasse 9 – im Jahr 1931 einen „Handel mit Papierkurzwaren, Schreib- und Zeichenrequisiten, Schulheften und Gratulationskarten“ angemeldet, s. Wirtschaftskammer Österreich – Archiv, Gewerbearchiv der WK Wien, Eichendorff-Haus.

⁶¹ Mit 1. Februar 1926, WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344.

⁶² Brief Sepp Schiers an das Handelsgericht Wien vom 22. 4. 1924; WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344.

sich als äußere Kennzeichnung und um sich von anderen, allgemeinen Buchhandlungen zu unterscheiden, den Namen ‚Eichendorff-Haus‘ zu. So gibt es solche ‚Eichendorff-Häuser‘ in Berlin, Nürnberg und anderen Städten des Reiches. Als in Wien von mir ebenfalls eine Buchhandlung gegründet wurde, deren Kundenkreis aus Anhängern der erwähnten Jugendvereine zusammengesetzt ist, war daher als äußere Bezeichnung der Name Eichendorff-Haus gegeben, und es würde eine Unmöglichkeit sein, meinen Kunden einen anderen Namen mundgerecht zu machen.“⁶³

Im (1866 bis 1937 vom Verlag Moritz Perles herausgegebenen) „Adressbuch für den Österreichischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandel“ scheint die Firma im Jahrgang 1937 nicht mehr auf.⁶⁴ Tatsächlich wurde ja 1936 „der offenen Handelsgesellschaft ‚Eichendorff-Haus, Knyrim, Schier und Stöhr‘ (verantwortl. Geschäftsführer Josef Schier) [die] Berechtigung zur Ausübung des Buchhandels [...] und Musikalienhandels, beschränkt auf deutsche Volksmusik, Volkslieder und deutsche Volkstänze, [...] auf Grund des § 2 des Bundesverfassungsgesetzes zur Bekämpfung staatsgefährdender Bestrebungen in der Privatwirtschaft [...] entzogen“⁶⁵. Und in einem am 8. April 1938 vom „Kommissarischen Leiter der Deutsch-österreichischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandels“ versandten Fragebogen wird von den Inhabern des „Eichendorff-Hauses“ denn auch vermerkt, dass „unser Unternehmen 1936/37 wegen nationalsozialistischer Betätigung behördlich gesperrt [war]“.⁶⁶ Im Übrigen empfehlen sich in diesem Fragebogen Ernst Knyrim, Josef Schier und Fritz Stöhr als „arisch“ und „alle nationalsozialistisch eingestellt“ – mit dem Ergebnis, dass sie in einer vom „Gauschriftumsbeauftragten und Leiter der Hauptstelle Schrifttum u. Büchereiwesen“ am 27. Jänner 1939 der „Reichsschriftumskammer Landesleitung Österreich“ übermittelten „Liste jener Buchhändler (illegale Parteigenossen), bei denen alle Bucheinkäufe zu tätigen sind“, angeführt werden.⁶⁷

Einige weitere persönliche Angaben zu dem Trio finden sich in den „Fragebögen zur Bearbeitung des Aufnahmeantrages für die Reichsschriftumskammer Gruppe Buchhandel“.⁶⁸ Und einen bündigen Eindruck gibt ein Bericht Ernst Knyrims vom 14. Juli 1938:

„Aus unserem Betriebe haben sich die Inhaber Knyrim, Schier und Stöhr während der Systemzeit illegal betätigt. Ernst Knyrim [...] war nicht Parteimitglied, da es ihm als Reichsdeutschen verboten war der illegalen Partei anzugehören. Wegen illegaler Betätigung August 1935 sechs Wochen Polizeihaft. Voruntersuchung auf Hochverrat später niedergeschlagen. Sepp Schier [...] SA-Diest seit 1922, Obersturmführer, Parteimitglied seit 1933. Wegen Betätigung August 1935 sechs Wochen Polizeihaft. Voruntersuchung auf Hochverrat später niedergeschlagen. Friedrich Stöhr [...] Parteimitglied seit 1933, Ortsgruppenleiter. Wegen illeg. Betätigung August 1935 vier Wochen Poli-

⁶³ Brief Sepp Schiers an das Handelsgericht Wien vom 22. 4. 1924; WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344.

⁶⁴ Freundliche Auskunft von Murray Hall.

⁶⁵ Verständigung der Wiener Magistratsabteilung 4 an Eichendorff-Haus vom 18. April 1936, s. Wirtschaftskammer Österreich – Archiv, Gewerbearchiv der WK Wien, Eichendorff-Haus.

⁶⁶ ÖNB, Handschriftensammlung, Archiv des Hauptverb. des Österr. Buchhandels, Cod.Ser.n.52564.

⁶⁷ ÖNB, Handschriftensammlung, Archiv des Hauptverb. des Österr. Buchhandels, Cod.Ser.n.52548.

⁶⁸ Wirtschaftskammer Österreich – Archiv, Bestand: Archiv Fachgruppe Buch- und Medienwirtschaft Wien, Eichendorff-Haus.

zeihaft. Voruntersuchung auf Hochverrat später niedergeschlagen. Unserer Buchhandlung war vom Feber 1936 bis März 1937 die Konzession entzogen. Heil Hitler.“⁶⁹

Im „Eichendorff-Haus“ konnten jedenfalls, wie es in späterer Reminiszenz heißt, „die Stürme von 1933 und 1938, selbst 1945 [...] überstanden werden“.⁷⁰ Wenngleich die letztgenannte Zäsur doch einige Schwierigkeiten bot. Mit Schreiben vom 20. 9. 1945 wurde etwa der Buchhändler Felix Weber gemäß den Bestimmungen des § 1 des Gesetzes über die Bestellung von öffentlichen Verwaltern und Aufsichtspersonen⁷¹ für die Firma Eichendorff-Haus zum öffentlichen Verwalter bestellt⁷² – wobei mit Bescheid vom 11. August 1948 „für den Anteil des Friedrich Stöhr“ die „Aufhebung der öffentlichen Verwaltung“ verfügt wurde, da „mit Urteil des Volksgerichtes Wien vom 15.10.1947 [...] Friedrich Stöhr zum Vermögensverfall zu Gunsten der Republik Österreich verurteilt“ worden war.⁷³ Im Weiteren sind aber alle der öffentlichen Verwaltung unterstellten Anteile an der Buchhandlung den jeweiligen Erben der Firmengründer wieder übergeben worden – so im Jahr 1948 der Anteil des „im Kriege gebliebenen“⁷⁴ Josef Schier an dessen Gattin Emma, da „das Ermittlungsverfahren ergeben hat, daß hinsichtlich des Geschäftsanteiles des Josef (Sepp) Schier keine gesetzlichen Voraussetzungen zur Beibehaltung der öffentlichen Verwaltung vorliegen.“⁷⁵ Und anno 1954 werden die Vermögensverhältnisse so geschildert:

„Mit Bescheid [...] vom 24.9.1953 wurde als öffentlicher Verwalter des 45 %igen Gesellschaftsanteils des Ernst Knyrim [...] die Österreichische Gesellschaft für treuhändige Vermögensverwaltung [eingesetzt].⁷⁶ Zu 10 % ist Emma Schier als Erbin nach ihrem Mann, Sepp Schier, Gesellschafterin der OHG. Der 45 %ige Geschäftsanteil Friedrich Stöhrs war mit Urteil des Verfassungsgerichts vom 15.10.1947 für verfallen erklärt

⁶⁹ Wirtschaftskammer Österreich – Archiv, Bestand: Archiv Fachgruppe Buch- und Medienwirtschaft Wien, Eichendorff-Haus.

⁷⁰ Wolfgang Hardt-Stremayr: Abschied vom Eichendorff-Haus. In: Der neue Bund 32 (1983), F. 1, S. 28 f.

⁷¹ Gesetz über die Bestellung von öffentlichen Verwaltern und Aufsichtspersonen vom 10. Mai 1945, StGBI (Staatsgesetzblatt für das Land Österreich, Sammlung österreichischer Bundesgesetze von Mai bis Dezember 1945), Nr. 9/1945: „§ 1. Die zuständigen Staatsämter können für Unternehmen, die ihren Sitz, eine Zweigniederlassung oder eine Betriebsstätte innerhalb der vor dem 13. März 1938 bestandenen Grenzen der Republik Österreich haben, öffentliche Verwalter bestellen, wenn es wichtige öffentliche Interessen erfordern.“ – Betroffenen waren u. a. jene Unternehmungen, deren Verantwortliche vor den Alliierten geflüchtet waren. Vgl. Materialien zum Nationalsozialismus. Vermögenszug, Rückstellung und Entschädigung in Österreich, www.nsqquellen.at/gesetz_anzeigen_detail.php?gesetz_id=10000610&action=B_Read [20.9.2012].

⁷² Schreiben des Staatsamtes für Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr an Felix Weber vom 6.10.1945; WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344.

⁷³ Bundesministerium für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung an Firma Eichendorff-Haus, WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344. – Über Stöhr, zum Zeitpunkt des Bescheids in Vorarlberg wohnhaft, gibt es keine weitere Nachricht außer dem Hinweis, dass er „sich später selbständig [machte]“ (Hardt-Stremayr, Abschied vom Eichendorff-Haus, wie Anm. 70), und zwar mit einem „Versandbuchhandel erweitert um Kleinhandel mit Schulbüchern“ und einem „Kleinhandel mit Elektrowaren“, Wirtschaftskammer Österreich – Archiv, Gewerbearchiv der WK Wien, Eichendorff-Haus.

⁷⁴ Hardt-Stremayr 1983 (wie Anm. 70).

⁷⁵ Bundesministerium für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung an Firma Eichendorff-Haus vom 18.9.1948, WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344.

⁷⁶ Die öffentliche Verwaltung des „reichsdeutschen Anteils des Ernst Knyrim an der Firma Eichendorff-Haus“ wurde nach einigem Verwalterwechsel im Jahr 1959 ebenfalls aufgehoben und der Tochter des Großteils im Bayrischen lebenden Knyrim, „die bereits seit einiger Zeit im Betrieb tätig ist“, übergeben. Bescheid Amt der Wiener Landesregierung vom 15. 5. 1959, WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344.

worden, wurde aber seitens des Bundesministeriums für Finanzen an dessen Gattin Irene Stöhr veräußert“⁷⁷.

Auf folgende Querelen – in deren Zuge die Bezeichnung der Firma auch Abänderungen in den namentlichen Zusätzen erfuhr und zuletzt „Eichendorff-Haus Ernst und Ilse Knyrim“ lautete – muss nicht eingegangen werden: Sie zeigen höchstens, dass auch jugendbewegt-„lebenserneuerischer“ Habitus nicht vor Streit schützt, wenn es ums Geld geht. So schließt hier die die Skizze der Firmengeschichte – deren detaillierte Erzählung unter Ausschöpfung aller vorhandenen Quellen⁷⁸ geduldigeren Geschichtsschreibern vorbehalten bleibt – mit der altersbedingten Schließung der Buchhandlung durch die letzte Inhaberin und der Löschung der Firma im Handelsregister zum 31.12.1982⁷⁹ – was im schon zitierten „Abschied“ „im Namen der gesamten Bundesleitung des Österreichischen Wandervogels“ mit Dank und Wehmut quittiert wird:

„Für uns, die Träger des Bundes in der Zwischenkriegszeit, war das Eichendorffhaus eine besondere Heimstatt, die nun nur mehr in der Erinnerung weiterlebt. Das ‚Eichendorff-Haus‘ war ein Stück von uns, Ausdruck unseres Lebens und unseres Wollens!“⁸⁰

Es gab aber noch eine zweite Buchhandlung in Wien, die den „Trägern des Bundes in der Zwischenkriegszeit [...] Heimstatt und Treffpunkt“⁸¹ geboten hat – die in der Hofburg angesiedelte Buchhandlung der „Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“. Werfen wir also auch noch einen Blick auf diesen Abstinentenbund, der in seiner Publikationsaktivität wie auch seiner „völkischen“ Grundhaltung⁸² ebenfalls mit der Adresse Stadiongasse Nr. 9 verbunden war.

„Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“

O-Ton Ernst Burgstaller⁸³:

„Von der ‚Deutschen Gemeinschaft‘ kann ich Ihnen weiter nichts sagen, ich kann vom ‚Wandervogel‘ sagen. Aber mit der ‚Deutschen Gemeinschaft‘, weil sie Antialkoholiker sind und weil sie nicht rauchen, weil sie für all das naturtümliche Leben gewesen sind, waren wir natürlich mit ihnen befreundet und bekannt, und wenn irgendwelche Veranstaltungen von der ‚Gemeinschaft‘ waren, sind wir hingegangen. Und vor allem hat diese Gemeinschaft eines veranstaltet, was wir damals noch nicht, später mehr ge-

⁷⁷ Bundesministerium für Finanzen an Eichendorff-Haus vom 8. 9. 1954, WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344.

⁷⁸ Neben den hier in Auswahl herangezogenen Quellen aus dem WStLA, dem Archiv des Hauptverbandes des Österreichischen Buchhandels an der ÖNB und dem Archiv der Wirtschaftskammer Österreichs etwa diverse seitenlange „Erklärungen“, „Erwiderungen“ und „Entgegnungen auf die Erklärung“ seitens der Kontrahenten von unbekannter Herkunft, deren Kopien der Autor besitzt.

⁷⁹ WStLA, Handelsgericht Wien, A 47: HRA 7344; Wirtschaftskammer Österreichs, Gewerbearchiv, Eichendorff-Haus.

⁸⁰ Hardt-Stremayr 1983 (wie Anm. 70).

⁸¹ Ebda.

⁸² Kai Detlev Sievers: Antialkoholismus und Völkische Bewegung. Hermann Poperts Roman Helmut Harringa. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 29/1, 2004, S. 29–54.

⁸³ Zu Burgstaller (1906–2000) s. u. a. die Festschrift für Ernst Burgstaller (= Mannus. Deutsche Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte 42, 1976). Darin auch die von Josefa Burgstaller zusammengestellte Bio- und Bibliographie, S. 52–61; Franco Petri: Das Erbe der Ahnen. In: Falter 29/1998, S. 11; Dietmar Assmann: W. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Ernst Burgstaller † In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 54/103 (2000), S. 221–223.

macht haben, sie haben die Volkstanzkurse gemacht und dadurch sind wir noch näher mit ihnen bekannt geworden. [...] Und das Abstinenzlerische ist geblieben, das ist geblieben, selbstverständlich. Und das Hindenken daran, dass ich die Tradition übe, nicht?, die Tradition der volkstümlichen Überlieferungen, falls es sowas gibt.“⁸⁴

Auf den ersten Blick haben das „Abstinenzlerische“ und die „volkstümlichen Überlieferungen“ recht wenig miteinander zu tun – das Bindeglied muss in der Gesinnung jener gesehen werden, die sich der um 1900 im Wilhelminischen Deutschen Reich und bald darauf auch in den deutschsprachigen Gebieten der Habsburgermonarchie entstandenen Jugendbewegung verpflichtet fühlten, jener Jugendbewegung, die „mit ihrem Aufbruch in die Natur, mit dem Interesse an Volkskultur, mit dem Abstinenzideal und mit ihrem Anspruch auf Führung der entstehenden Jugendgruppen durch Jugendliche selbst neue Lebens- und Gemeinschaftsformen [entwickelte]. Eine neue Kultur, die freilich in Österreich von Beginn antisemitisch geprägt war.“⁸⁵

Hinzugefügt sei, dass, so die Bemerkung einer gleichfalls jugendbewegten Zeitzeugin, „alle, die sich irgendwie mit Volkskunde mehr oder weniger beschäftigt haben, aus der Jugendbewegung [waren]“⁸⁶ – zu denken ist dabei beispielsweise an die Wandervögel Koschier, Wolf-ram oder Zoder, an den zunächst der Neuland-Bewegung zugehörigen Karl Horak oder an den aus sozialdemokratischem Elternhaus stammenden Leopold Schmidt.

Letztgenannter hat sich in seinen jungen Jahren auch in der „Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“ engagiert⁸⁷ und in diesem Zusammenhang bekanntlich auch „Vorschläge zur Festgestaltung aus altem Erbe und neuem Geist“ veröffentlicht, „in denen wir aus unseren Ansichten wie aus unseren Erfahrungen zeigen wollen, wie die Volkstumspflege nicht in die Bahnen einer überholten Geselligkeit rauchiger Wirtsstuben zurückbiegen muß, sondern davon befreit aus dem Geiste einer heimat- und volksverbundenen neuen Jugend den Weg zu einem verantwortungsbewußten Leben in Ernst und in Fröhlichkeit finden kann“.⁸⁸ Das war im Jahr 1937 geschrieben, und der damals fünfundzwanzigjährige Schmidt hat sich bald von einschlägigem Organisationswesen abgewandt und ist seinen jugendbewegten Idealen dann vor allem in privatem Abstinenzlerium nachgekommen.⁸⁹ In den Erinnerungen Franz Koschiers an die „Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“ spielt er aber noch eine durchaus prominente Rolle:

„Also Leopold Schmidt kam aus dem Wandervogel, gleichzeitig war er, so wie ich auch, Gemeinschaftler. Das war ein anderer Bund, aber mit fast gleicher Zielsetzung – die ‚Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur‘, die auf eine alte Schweizer Gründung, die Guttempler-Gemeinschaft, zurückgeht. Wir haben sehr bald den Begriff alkoholfrei, sagen wir, in den Hintergrund treten lassen, uns war es mehr um die Kultur-

⁸⁴ Interview mit Ernst Burgstaller am 9. August 1991.

⁸⁵ Gehmacher 1995 (wie Anm. 34), S. 292. So ist auch in den Satzungen der „Deutschen Gemeinschaft“ von den Mitgliedern „arische Abstammung“ gefordert.

⁸⁶ Interview mit Elli Zenker-Starzacher am 12. Dezember 1991.

⁸⁷ „Es war die Zeit des Laienspiels in der Jugendbewegung, und ich beteiligte mich lebhaft daran [...]“; Leopold Schmidt: Curriculum vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982, S. 16.

⁸⁸ Leopold Schmidt: Deutsche Fastnacht. Wien: Deutsche Arbeitsgemeinschaft für alkoholfreie Kultur 1937 (= Deutsche Feste aus alter Art und neuem Geist 1), S. 3 („Zum Geleit“).

⁸⁹ Herbert Nikitsch: Leopold Schmidt und die Lösung des Gordischen Knotens. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 57/106 (2003), S. 1–21.

arbeit zu tun, und so hatte Leopold Schmidt eine Gruppe geleitet, die er nach der Hofburg nannte – es war ‚die Burg‘, die unser Heim beinhaltete. Wir hatten ja im zweiten Stock der Hofburg unsere Räume, wo sich alle Menschen immer – eingeteilt, an jedem Montag die einen, am Donnerstag die anderen – getroffen haben, daneben gab es wieder gemeinsame Abende, wir luden uns gemeinsam ein, an den Festen und Feiern, zu den Fahrten und so weiter. [...] Ich selbst hatte damals die Gruppe – der Name stammt nicht von mir, sondern war auch schon älter – ‚die Hochwacht‘, nur deshalb, weil das eine Hochschulgruppe war, und ich hatte diese Hochschulgruppe geleitet, die sich wiederum mehr mit der volkskundlichen Richtung befasste und mehr in diesem Rahmen tätig war. Also, es kam schon damals, natürlich durch Haberlandt, durch Zoder, durch Klier angeregt, kam schon die Feldforschung mit herein. Also, wir wollten ja nicht nur singen und tanzen, sondern wir wollten ja auch diese, sag’n wir, Werte draußen, so weit es möglich war, retten, und es sind auch in dieser Zeit, und namentlich dann in der späteren Zeit, sehr wesentliche Lied-, Tanz-, Trachten-, Märchenforscher aus diesen Reihen hervorgegangen.“⁹⁰

Die „Burg“ wurde anno 1926 als „Ortsgruppe Nr. 72“ gegründet⁹¹, sie war also eine der vielen Ortsgruppen, aus denen sich die „Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“ zusammensetzte. Begonnen hatte es in Linz, wo die „Gemeinschaft“ – so im Rückblick anno 1929 – „am 6. Jänner 1920 von einer kleinen Zahl tatkräftiger Männer und Frauen, die in acht verschiedenen Ortsgruppen vereint waren, aus der Taufe gehoben wurde. Heute umfaßt sie mehrere tausend Gemeinschaftler, die in 84 Ortsgruppen über die ganzen österreichischen Alpenländer verteilt sind.“⁹² In den Satzungen sowohl der jeweiligen Ortsgruppen als auch der Bundesleitung stehen von Anfang an im Vordergrund die Bekämpfung des Alkoholismus „als eines die Rasse gefährdenden Übels, als eines Haupthindernisses einer gesunden und edlen Kultur“.⁹³ Und bei dieser Ausrichtung auf das Ziel, „unser Volk zu stärken und zu heben“⁹⁴, verwundert es nicht, dass die „Gemeinschaft“, bevor sie über eine eigene Zeitschrift verfügte⁹⁵, „zwei Jahre die Südmark als unser Sprachrohr benützt[e]“⁹⁶ – also jene „Alpenländische Monatsschrift für Deutsches Wesen und Wirken“, das von dem Schulverein „Südmark“ herausgegeben wurde, der, 1889 in Graz als Mittel konkreter Wirtschaftshilfe für die „deutschstämmige“ bäuerliche und kleingewerbetreibende Bevölkerung an den Sprachgrenzen gegründet, sich zunächst auf Schulgründungen in ethnisch gemischten Grenzgebieten

⁹⁰ Interview mit Franz Koschier am 4. März 1992.

⁹¹ S. Einreichung der Satzungen zur Gründung des Vereines „Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“ Ortsgruppe Nr. 72 Burg, Wien, dat. Graz, am 26. April 1926; WStLA, 119, Vereine, 2468/20, Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur.

⁹² K.S. [vermutl. Karl Springenschmid]: Weg und Wollen der Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur. In: Für unsere Jugend. Deutsch-Österreichischer Jugendbund 4/1, 1929, S. 30 f. S. auch das Schreiben der OÖ. Landesregierung „an die Proponenten des Vereines ‚Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur‘ zu Händen Otto Jungmayr in Linz“ vom 10. Feber 1920; WStLA, 119, Vereine, 2468/20, Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur, in der die Gründung bestätigt wird.

⁹³ Satzungen der Ortsgruppe „Jungborn“ in Wien, WStLA, 119, Vereine, 2468/20, Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur.

⁹⁴ Ebda.

⁹⁵ Die ersten zwei Jahre nach Gründung gab die damals in Graz angesiedelte Bundesgeschäftsstelle nur ein unregelmäßig erscheinendes „Gemeinschaftler-Flugblatt“ heraus, das in der dritten Nummer mit Stand vom 31. März 1923 die Anschriften der damals bestehenden Ortsgruppen verzeichnet.

⁹⁶ Stephan Schöck: Unsere Zeitung. In: Deutsche Gemeinschaft. Zeitschrift für alkoholfreie Kultur 1 (1923), H. 1. u. 2., S. 1–3.

konzentrierte, zugleich die Förderung des „Volkstums“ propagierte und in weiterer politischer Entwicklung in einen zunehmenden politisch-weltanschaulichen Rigorismus verfiel.⁹⁷ Und es verwundert ebenso nicht, dass bereits im ersten Jahrgang der Gemeinschaftszeitung⁹⁸ auf die Aktivitäten „im tschechoslowakischen Staate“ hingewiesen wurde – etwa auf die auch dort regelmäßig abgehaltenen „Gemeinschaftertage“, von deren erstem in recht martialischem Tonfall berichtet wird:

„Und die Gründer unseres völkischen Kampfbundes gegen das Rauschgift waren nicht alleine geblieben! Nach halbjähriger Tätigkeit wurde am Sonntage, den 21. Gilbharts in Petersdorf im Mährischen Kuhländchen Heerschau gehalten und obgleich nur ein Bruchteil aller Gemeinschaftler dieses Staates herbeizueilen vermocht hatte, waren doch an die hundert Geschwister zum ersten Bundestage versammelt.“⁹⁹

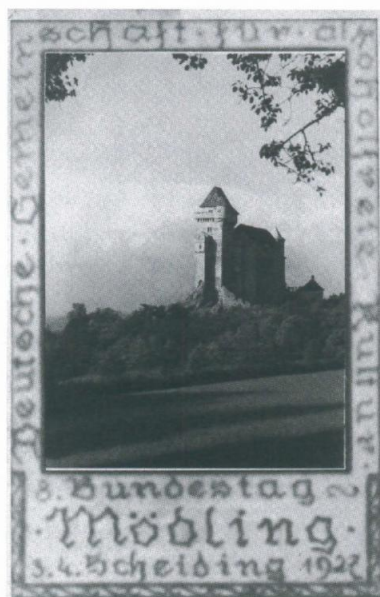


Abb. 3: Postkarte 8. Bundestag – Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur, 3./4. Scheidung [September] 1927; Lichtbildner Kaiser, Linz.

Gemeinschaftertage wie der hier angeführte wurden übrigens von Anfang an alljährlich an verschiedensten Orten in Form von „Bundestagen“ und „Gautagen“ veranstaltet¹⁰⁰, für die auch – etwa unter Auflage von Postkarten – recht intensive und kostenaufwendige Propaganda betrieben wurde und zu denen Vorträge und Kurse ebenso gehörten wie ein „geregeltes Singen“ einstudierter Lieder, vom „Vom Frühtau zu Berge“ bis zu „Kein schöner Land“.¹⁰¹

⁹⁷ Eduard G. Staudinger: Die Südmark. Aspekte der Programmatik und Struktur eines deutschen Schutzvereins in der Steiermark bis 1914. In: Helmut Rumpler, Arnold Suppan (Hg.): Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1914. Wien, München 1988 (= Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts 13), S. 130–154; ders.: Vereine als Träger des Anschlußgedankens. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 80, 1989, S. 257–275.

⁹⁸ Die als „Deutsche Gemeinschaft“ mit im Laufe der Jahrgänge variierenden Untertiteln erschienen ist, etwa „Zeitschrift für alkoholfreie Kultur“, „Monatsschrift zur Verwirklichung alkoholfreier Kultur“ oder „Monatsschrift für alkoholfreie Lebensgestaltung“. Neben der „Deutschen Gemeinschaft“ gab die „Deutsche Gemeinschaft“ für ihre „Junggemeinschaftler“ noch (1924–1935) die „Jungschar. Monatsschrift für die deutsche enthaltensame Jugend“ und (1927/28) die „Deutsche Jugend. Eine Monatsschrift für die reifere Jugend“ heraus.

⁹⁹ Deutsche Gemeinschaft. Zeitschrift für alkoholfreie Kultur, 1 (1923), H. 5, S. 33.

¹⁰⁰ Stephan Schöck: Die Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur. In: Die Südmark 3 (1922), S. 56–65, bes. S. 63 f.

¹⁰¹ Deutsche Gemeinschaft. Zeitschrift für alkoholfreie Kultur 5 (1927), S. 118.

Zu den Werbeaktivitäten der „Gemeinschaft“ gehörten aber auch Wanderausstellungen „gegen den Alkoholismus“ inklusive dortselbst abgehaltener Führungsvorträge¹⁰² – und natürlich auch all die üblichen Versatzstücke materieller Vereinskultur, etwa in Form von „Gemeinschafter-Abzeichen“, die um den Preis von 3000 Kronen zu erstehen, jedes Mitglied aufgefordert war, um den „Kampfschatz“ zu stärken.¹⁰³

Bei all dieser Propaganda präsentierte sich die „Gemeinschaft“ als auf den ersten Blick sozial engagierter Abstinenzlerverein, dem zum Wohl der Bevölkerung vor allem die Propagierung der „Süßmostherstellung“ am Herzen lag, die in praktisch jedem Heft thematisiert und auch in den Satzungen als „Förderung aller auf alkoholfreie Obst- und Fruchtverwertung zielenden Bestrebungen“ angeführt wurde. Doch stand von Beginn an – und in der Zeitschrift umso deutlicher ab dem Jahrgang 1933 – das ‚großdeutsche‘ Ideal jener im Vordergrund, „die das Zeug in sich haben, mit zu den Bannerträgern einer neuen Zeit zu gehören“.¹⁰⁴

Zu diesen „Bannerträgern“ gehörte zweifellos etwa der Leiter der Buchhandlung der Deutschen Gemeinschaft, die, nachdem die Bundesgeschäftsstelle mit 1. Jänner 1928 von Graz nach Wien und zwar in die „Hofburg, Kanzleitrakt II/3“ übersiedelt war, dortselbst eröffnet wurde: Als deren „hauptberuflicher Geschäftsführer“ firmierte in dem bereits erwähnten Fragebogen des „Kommissarischen Leiters des Deutsch-österreichischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandels“ anno 1938 „Ing. Valentin Kunnert“, der hier seine politische Haltung durch Angabe seiner NSDAP-Mitgliedschaft unter der Nummer 1527405 kundmachte.¹⁰⁵ Und ebenfalls an vorderster Front sind wohl auch die Schriftleiter der „Deutschen Gemeinschaft. Zeitschrift für alkoholfreie Kultur“¹⁰⁶ zu sehen – von denen zumindest zwei einschlägig nicht unbekannt sind: Karl Springenschmid, der von September bis Dezember 1930 die Zeitung betreute, und Walter Rafelsberger, der vom Jahrgang 1931 an bis „Mai / Brachet“ anno 1934 (Heft 5/6) die Zeitschrift redaktionell leitete – und zwar vom steirischen Judenburg aus, wo er, im dortigen Gusstahlwerk tätig, als illegaler NSDAP-Kreisleiter und anschließend Gauleiter der Steiermark agitierte.

Während wir es bei Karl Springenschmid (1897–1981) – Schriftsteller, von Brotberuf Lehrer und Ghostwriter Luis Trenkers, hauptverantwortlich für die Salzburger Bücherverbrennung am 30. April 1938, seit 1932 NSDAP-Mitglied, seit 1938 SS-Mitglied (Nr. 295.474) etc.¹⁰⁷ – mit einem „umstrittenen Verfasser in der Geschichte unserer Faches“ zu tun haben¹⁰⁸, schlägt

¹⁰² S. beispielsweise Deutsche Gemeinschaft. Zeitschrift für alkoholfreie Kultur 5 (1927), S. 48.

¹⁰³ Deutsche Gemeinschaft. Zeitschrift für alkoholfreie Kultur 1 (1923), H. 5, S. 39. (1923 entsprechen 10.000 Kronen kaufkraftmäßig einem Betrag von ca. 4,30 €; Statistik Austria: Börsenkurier August 2012).

¹⁰⁴ Deutsche Gemeinschaft. Monatsschrift für alkoholfreie Lebensgestaltung 12 (1934), 3./4. H., S. 1 („Im Zeichen der Zeit“).

¹⁰⁵ ÖNB, Handschriftensammlung, Archiv des Hauptverbandes des Österreichischen Buchhandels, Cod.Ser.n.52564.

¹⁰⁶ Stephan Schöck (1923 bis 1927); Sepp Schmid (1928); Wolfgang Soyka (1929 bis 1930), Karl Springenschmid (1930), Walter Rafelsberger (1931 bis 1934), Fritz Vogl (1934).

¹⁰⁷ Siehe: Wolfgang Laserer: Karl Springenschmid (Biographie). Graz 1987, de.wikipedia.org/wiki/Karl_Springenschmid; www.historisches-alpenarchiv.org/data/dokumente/main/27/00130126_m.pdf [jeweils 29. 9. 2012].

¹⁰⁸ Zumindest in der Einschätzung Leopold Schmidts: Karl Springenschmid †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 84/35 (1981), S. 192 f. – wonach Springenschmid „als noch junger Lehrer ein vorzügliches Buch zur alpenländischen Volkskunde geschrieben hat“, nämlich das 1926 erschienene „Bauernkind“, dessen „in anderen Zusammenhängen umstrittenen Verfasser [man] in der Geschichte unseres Faches weder übersehen noch vergessen [sollte].“

sich mit Walter Rafelsberger (1899–1989)¹⁰⁹ der Bogen zu der bei Dow und Bockhorn erwähnten „Deutsche Gemeinschaft [German Community], founded in 1919“.¹¹⁰ Dieses „katholisch-nationale Netzwerk“ um Arthur Seyss-Inquart¹¹¹, in dem sich die „beiden Traditionsstränge von katholischem Österreicherertum und Anschluß zu vereinigen suchten“¹¹², kann als eine Art „Geheimbund“¹¹³ gesehen werden, der aus sorgfältig ausgewählten und persönlich angeworbenen Vertretern der „Elite des bürgerlichen Lagers (Offiziere, Akademiker, Wirtschaftsfachleute)“ bestand und laut Statuten der „Förderung des Volksbewußtseins und der Arbeitsamkeit“ ebenso verpflichtet war wie der „gegenseitigen Förderung“¹¹⁴ – wobei die offiziellen Aktionen des am 1. Juli 1919 angemeldeten Vereins ebenfalls unverfänglich-karitativer Natur waren wie etwa ein 1924 ins Leben gerufenes „Wohlfahrtswerk für arme lungenkranke Kinder in Wien“.¹¹⁵

Rafelsberger – seit 1933 Mitglied der NSDAP und seit 1934 auch der SS, jedoch „nach eigenen Angaben seit 1928 nationalsozialistischer Gesinnung“¹¹⁶ – pflegte mit dieser Gruppe um Seyss-Inquardt engen Kontakt, wurde denn auch nach dem Juliputsch 1934 steckbrieflich verfolgt und flüchtete „nach eigenen Angaben in die Schweiz zu Freunden, die er aus der rassistischen Abstinenzlerbewegung seit langem kannte“.¹¹⁷ Die weitere Laufbahn dieses „Gemeinschafters“ – der die Leser der von ihm redigierten Zeitschrift schon zu Beginn des Jahres 1932 dazu aufgerufen hatte, „die Arbeit für die Volksgemeinschaft zu leisten, zu der sie berufen ist: ihr die Führer, vielleicht auch den Führer zu geben“¹¹⁸ – braucht hier nicht detailliert nacherzählt werden; sie führt den im April 1938 zum Staatskommissar für Privatwirtschaft und Leiter der Vermögensverkehrsstelle ernannten (und als solcher für die „Arisierung“ jüdischer Klein- und Mittelbetriebe zuständigen) SS-Oberführer (ab 1941) im Herbst 1943 als Stellvertretenden Leiter des Produktionsamtes für Verbrauchsgüter im Ministerium Albert Speers nach Berlin – und nach Kriegsende, Verhaftung, Flucht und schließlich Wirksamwerden des Amnestiegesetzes 1957 zu einer Nachkriegskarriere in Südtirol als Generalvertreter der Jenbacher Motorenwerke für Italien.¹¹⁹

Mit dem Abgang bzw. der Flucht ihres Schriftleiters im Juli 1934 kam jedenfalls auch bald das Ende der Gemeinschafter-Zeitschrift – die übrigens seit zwei Jahren ausschließlich vom „Eichendorff-Haus“ vertrieben worden war, das so nunmehr auch als „Buchhandlung der Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“ auftrat:

¹⁰⁹ Fritz Keller: Walter Rafelsberger. In: Wiener Geschichtsblätter 57, 2002, S. 23–37; Theodor Venus, Alexandra-Eileen Wenck: Die Entziehung jüdischen Vermögens im Rahmen der Aktion Gildemeester. Eine empirische Studie über Organisation, Form und Wandel von „Arisierung“ und jüdischer Auswanderung in Österreich 1938–1941. Oldenbourg 2002 (= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, 2, 2), S. 101, Anm. 215; Klee 2003 (wie Anm. 42), S. 477.

¹¹⁰ Dow, Bockhorn 2004 (wie Anm. 17), S. 70.

¹¹¹ Wolfgang Rosar: Deutsche Gemeinschaft. Seyss-Inquart und der Anschluß. Wien 1971.

¹¹² Hanns Haas: Staats- und Landesbewußtsein in der Ersten Republik. In: Emmerich Tálos, Herbert Dachs, Ernst Hanisch, Anton Staudinger (Hg.): Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933. Wien 1995, S. 473–487, hier S. 482.

¹¹³ Rosar 1971 (wie Anm. 111), S. 30.

¹¹⁴ Ebda., S. 30 und 34.

¹¹⁵ Ebda., S. 33.

¹¹⁶ Keller 2002 (wie Anm. 109), S. 24.

¹¹⁷ Ebda.

¹¹⁸ Vom Führer. In: Deutsche Gemeinschaft. Monatsschrift für alkoholfreie Lebensgestaltung. 10 (1932), S. 1.

¹¹⁹ Keller 2002 (wie Anm. 109), S. 34 f.

„Ab Feber 1932 übernehmen wir die Tätigkeit der D.G.-Buchhandlung und bitten alle Gemeinschaftler und Leser dieser Zeitschrift, sämtliche Buchbestellungen auf Werke des Buchhandels [...] nur an uns zu richten. Die heutige schwere Zeit verlangt Zusammenballung aller Kräfte, wir bitten daher um restlose Unterstützung unseres Werkes. Verzeichnisse und unser Bücherblatt ‚Das gute Buch‘ senden wir überallhin kostenlos zu.“¹²⁰

Der letzte Schriftleiter der „Deutschen Gemeinschaft“, Fritz Vogl, musste im „Julmond“ – Heft 1934 die Einstellung der Zeitschrift ankündigen, „da die Abnehmerzahl, vor allem aber die Einzahlungen für die DGZ. sehr stark zurückgegangen sind“.¹²¹ Ihm blieb nur, den „Bundesgeschwistern“ zu empfehlen, „um sowohl auf alkoholgegnerschaftem als auch kulturpolitischem Gebiete unterrichtet zu sein, [...] folgende Zeitschriften zu beziehen: Alpenländische Monatshefte, Zeitschrift des Deutschen Schulvereines Südmark [...] ‚Die alkoholfreie Jugendziehung‘ [und] ‚Das deutsche Volkslied‘.“ Letztere brächte „alles, was heimisches Lied und Tanzgut betrifft. Ein Heft stellte voriges Jahr die Gemeinschaft zusammen.“¹²²

Diese Lektüreempfehlung verweist abermals auf den Zusammenhang von Abstinenzbewegung und jener „weitgefächerten völkischen Bewegung“, der der „emanzipatorische Kampf gegen jegliche die ‚Bluts- und Geschichtsgemeinschaft‘ gefährdenden Tendenzen [gemeinsam war], wie sie in Kosmopolitismus und Internationalität, Liberalismus und Urbanität in Erscheinung traten“.¹²³ Denn solchen allgemeinen Feindbildern musste man ja erst konkrete Gestalt verleihen – und das geschah auch in jener als gesellschaftskritisch-gemeinnütziges Engagement camouflierten Forderung nach einer „Erneuerung des Volkes durch Abstinenz“¹²⁴, wie sie in der Rede von der „völkische[n] Bedeutung der Alkoholfrage“¹²⁵ beschworen wurde. Und wenn so von der „Alkoholfrage“ vor allem die „völkische Bedeutung“ bleibt, verbindet das den letztthematizierten Verein mit den beiden anderen hier kursorisch in Erinnerung gebrachten Institutionen¹²⁶ – und damit mit jener Wissenschaft, die „in ihrer kaum abtrennbaren Begleiterscheinung als ‚Angewandte Volkskunde‘ in der Pflege von Nationalbewusstsein und Heimattradition ‚bekenntnishafter‘ Art“ immer wieder „in den Wirbel der Strömungsvielfalt des Geistigen, Sozialen und Politischen“¹²⁷ geraten ist.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Photographie Herbert Nikitsch.

Abb. 2: Österreichisches Museum für Volkskunde, Archiv.

Abb. 3: Privatbesitz Nikitsch.

¹²⁰ Deutsche Gemeinschaft. Monatsschrift für alkoholfreie Lebensgestaltung. 10 (1932), Sonderheft Wagrainer Winterlager, S. 12.

¹²¹ Deutsche Gemeinschaft. Monatsschrift für alkoholfreie Lebensgestaltung 12 (1934), S. 4.

¹²² Deutsche Gemeinschaft. Monatsschrift für alkoholfreie Lebensgestaltung 12 (1934), S. 4.

¹²³ Sievers 2004 (wie Anm. 82), S. 29 f.

¹²⁴ Ebda., S. 40.

¹²⁵ Heinrich Reichel: Die völkische Bedeutung der Alkoholfrage. In: Deutsche Gemeinschaft. Zeitschrift für alkoholfreie Kultur 5 (1927), S. 128–133.

¹²⁶ Zu diesen wie zu manchen anderen einschlägigen Institutionen verspricht weitere ausführliche Ausführungen das 2010–2014 am Österreichischen Museum für Volkskunde laufende FWF-Projekt „Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche. Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950“ (Birgit Jöhler, Magdalena Puchberger).

¹²⁷ Kretzenbacher 1983 (wie Anm. 7), S. 83.

BURKHARD PÖTTLER

Soziotop und Wissensproduktion. Zur frühen Phase der österreichischen Hausforschung im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

Einleitung

Die Hausforschung hat als Teilgebiet der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie oder unter welchem anderen Namen unser Vielnamenfach firmiert, in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung stark verloren. Das mag zum einen am vielzitierten Paradigmenwechsel und seinen Folgen liegen, das liegt jedoch auch am schwindenden historischen Baubestand und an einer zunehmenden technischen Spezialisierung der Hausforschung, die – selbst dort, wo sie sich nicht als dezidierte Bauforschung versteht – zunehmend Wissen erfordert, das kaum mit geistes- bzw. kulturwissenschaftlichen Studien kompatibel erscheint.

Im Folgenden werde ich die frühe Phase der Hausforschung in der österreichisch-ungarischen Monarchie zwischen ca. 1890 und 1910 analysieren, also in jener Phase der Volkskunde, die Vera Deißner im Anschluss an Thomas S. Kuhns „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“¹ als erste „Paradigmatisierungsphase“ bezeichnete und in die Jahre 1891–1919 datierte.²

Das zunehmende gesellschaftliche Interesse an Volkskunst und vernakulärer Architektur (in der zeitgenössischen Literatur in der Regel durchaus unscharf als „Bauernhaus“ tituliert) im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts äußerte sich in der (Re-)Präsentation dieser Themen bei den Weltausstellungen, selbst wenn deren primäres Ziel die Demonstration von technischem Fortschritt und Modernisierung war. Diese Hinwendung zu den Objekten der „Ursprünglichkeit“, des „Echten“ und wie immer die Zuschreibungen lauteten, der auch die Freilichtmuseen zu einem Gutteil ihre Entstehung verdanken, kann im Sinne Joachim Ritters durchaus als Kompensationsstrategie im Zuge der zunehmenden Modernisierung gesehen werden.³ Schon Alois Riegl zog die Idee der Kompensation heran, wenngleich er als Grund für die Hinwendung zur Volkskultur nicht die „Weltflucht“, sondern den Bedeutungsverlust der bildungsbürgerlichen Ideale und Werte in der Industriemoderne sah.⁴

¹ Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., rev. u. um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl. Frankfurt a. M. 2009 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 25).

² Vera Deißner: Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer „tastend-schreitenden Wissenschaft“ bis 1945. Die Entstehung und Entwicklung des volkskundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945. Mainz 1997 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 21), S. 121, 124.

³ Joachim Ritter: Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft. In: Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt a. M. 1989 (= Bibliothek Suhrkamp, 379), S. 105–140, hier S. 131–133. Dabei hat jedoch die Hausforschung schon um diese Zeit nicht nur eine geisteswissenschaftliche, sondern ebenso eine ausgeprägt technische Komponente. Hingewiesen sei auch auf den Erinnerungswert vernakulärer Architektur, den Stanford Anderson für die zeitgenössische Architektur postulierte. Stanford Anderson: Erinnerung ohne Denkmäler: „Vernakuläre Architektur“. In: Ákos Moravánszky (Hg.), Das entfernte Dorf. Moderne Kunst und ethnischer Artefakt. Wien, Köln, Weimar 2002 (= Ethnologica Austriaca, 3), S. 41–59, hier bes. S. 49–52.

⁴ Alois Riegl: Das Volksmäßige und die Gegenwart. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1 (1895), S. 4–7; siehe dazu auch Anita Bagus: Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt. Zum Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich am Beispiel der Hessischen Vereinigung für Volkskunde. Gießen 2005 (= Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Univer-

Dieses Interesse äußerte sich auf der Praxisebene vor allem in der zunehmenden Adaptierung von Elementen vernakularer Architektur im Rahmen des städtischen, zumindest jedoch bürgerlichen Bauens und betraf nicht nur den so genannten Heimatstil, wie er in vielfältiger – und doch uniformer – Weise die Villenviertel der Städte und deren Umland erreichte.⁵ Auch in die so genannte „Hocharchitektur“ der Moderne fanden vernakulare Elemente Eingang, was der 2010 erschienene Band „Vernakulare Moderne“ thematisiert.⁶ So integrierte zum Beispiel Josef Hoffmann bei dem als Gesamtkunstwerk gestalteten Landhaus für den Bankier und Industriellen Otto Primavesi in Winkelsdorf/Kouty (Mähren) verschiedene Elemente vernakularer Architektur bis hin zur Imitation von Blockbauwänden böhmischer Häuser.⁷

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien und die Hausforschung

Neben dem allgemein-gesellschaftlichen und dem angewandten Interesse an vernakularer Architektur waren auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema in Deutschland ab 1855⁸ und die ersten beschreibenden Versuche in Österreich durchaus günstig für die Initialisierung der Hausforschung in Österreich-Ungarn.

Zentraler Ort hauskundlicher Forschungen war zunächst die 1870 gegründete Anthropologische Gesellschaft in Wien, die ähnlich ihrer Berliner Schwesterinstitution unter Rudolf Virchow ihren inhaltlichen Schwerpunkt auf (hauptsächlich physischer) Anthropologie, Vor-

sitätsarchiv Giessen, 54), S. 393f, und als Relativierung der Kompensationsthese Petra Naumann: *Volkskultur – das Andere im Eigenen. Entwürfe ländlicher Kultur um 1900*. Marburg 2011 (= Schriftenreihe der Marburger Arbeitsgruppe für Tiefenhermeneutik und Kulturanalyse, 3), bes. S. 293–318.

⁵ Zum Begriff s. z. B. Elisabeth Crettaz-Stürzel (Hg.): *Heimatstil. Reformarchitektur in der Schweiz 1896–1914*, 2 Bde. Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2005. Zur Diskussion der Begriffe Heimatstil und Heimatschutzstil Géza Hajós: *Heimatstil – Heimatschutzstil*. In: *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* 43 (1989), S. 156–159; Friedrich Achleitner: *Gibt es einen mitteleuropäischen Heimatstil? (oder: Entwurf einer peripheren Architekturlandschaft)*. In: Moritz Csáky, Klaus Zeyringer (Hg.): *Inszenierungen des kollektiven Gedächtnisses. Eigenbilder, Fremdbilder*. Innsbruck u. a. 2002 (= Paradigma: Zentraleuropa, 4), S. 98–109; Michael Schimek: *Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Staatliche Einflussnahmen auf das ländliche Bauen: Das Land Oldenburg zwischen 1880 und 1930*. Münster 2004 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 106), S. 104, Anm. 2; Anita Aigner: *Einleitung. Von ‚architektonischer Moderne‘ zu ‚Architektur in der Moderne‘. Kulturelle Grenzüberschreitungen*. In: dies. (Hg.): *Vernakulare Moderne. Grenzüberschreitungen in der Architektur um 1900. Das Bauernhaus und seine Aneignung*. Bielefeld 2010 (= *Architekturen*), S. 7–35, hier S. 19f mit weiterer Literatur.

⁶ Anita Aigner (Hg.): *Vernakulare Moderne. Grenzüberschreitungen in der Architektur um 1900. Das Bauernhaus und seine Aneignung*. Bielefeld 2010 (= *Architekturen*); vgl. a. Anderson 2002 (wie Anm. 3).

⁷ Rainald Franz: *Die ‚disziplinierte Folklore‘. Josef Hoffmann und die Villa für Otto Primavesi in Winkelsdorf*. In: Aigner (Hg.) 2010 (wie Anm. 6), S. 163–179.

⁸ Georg Landau: *Der Hausbau*. In: *Correspondenzblatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine* 6 (1857/58), Beil. I, S. 1–10; *Zweite Ausführung über den nationalen Hausbau*. In: ebd. 7 (1859), Beil. z. Sept.-Heft, S. 1–20; *Dritte Ausführung über den nationalen Hausbau*. In: ebd. 8 (1860), Beil. z. Sept.-Heft, S. 1–6; Rudolf Henning: *Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung*. Straßburg 1882 (= *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker*, 47); August Meitzen: *Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Behufs Ermittlungen über die geographische und geschichtliche Verbreitung, besprochen auf dem Geographen-Tage zu Berlin am 7.–9. Juni 1881*. Berlin 1882; allgemein zur Geschichte der Hausforschung Konrad Bedal: *Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur*. 2. Aufl. Bad Windsheim 1993 (= *Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern*, 6 = *Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim*, 18), S. 7–16.

geschichte und Ethnologie hatte und im Jahr 1901 352 fast ausschließlich männliche wirkliche Mitglieder zählte.⁹

Der primären Orientierung der Anthropologischen Gesellschaft entsprechend waren die Arbeiten aus dem Bereich der Hausforschung in den 1870er und 1880er Jahren entweder prä-historisch ausgerichtet oder befassten sich aus ethnologischer Sicht mit Häusern und Siedlungen außereuropäischer Kulturen, wie 1887 ein hauskundlicher Beitrag über die Südküste Neu-Guineas zeigt.¹⁰

Aus dieser Perspektive und angesichts der prominenten Platzierung ethnographischer Dörfer bei den Weltausstellungen von Wien 1873¹¹ und Paris 1878 ist es fast verwunderlich, dass erst 1891 ein Komitee zur Erforschung des Bauernhauses gegründet wurde. Dieses Komitee, das aus Akademikern und höheren Beamten zusammengesetzt war, verstand sich als administrative und forschungsfördernde Einrichtung und sollte Kontakte zu anderen Organisationen intensivieren. Der langjährige Präsident der Gesellschaft, Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg,¹² hielt dazu in seinem Jahresbericht fest: „Wir haben uns bemüht, nach Massgabe unserer Mittel zur Förderung der *Ethnographie in unserem Vaterlande durch Activirung eines Comités für das Studium des Bauernhauses* beizutragen“¹³ und betonte damit eine ethnographische und nicht architekturgeschichtliche Ausrichtung des Komitees, das unter Leitung des Historikers und Statistikers Karl-Theodor von Inama-Sternegg stand. Zugleich zeigt die Formulierung, dass unter „Vaterland“ um diese Zeit die gesamte Monarchie verstanden wurde und nicht nur die deutschsprachigen Teile. Wenngleich auch in den folgenden beiden Jahrzehnten die nicht deutschsprachigen Gebiete der Monarchie durchaus prominent vertreten waren,¹⁴ machten sich dennoch innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft – und der Hausforschung – zunehmend nationale und nationalistische Tendenzen breit.¹⁵ Als Argument

⁹ Zur Geschichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien siehe Karl Pusman: Die „Wissenschaften vom Menschen“ auf Wiener Boden (1870–1959). Die anthropologische Gesellschaft in Wien und die anthropologischen Disziplinen im Fokus von Wissenschaftsgeschichte, Wissenschafts- und Verdrängungspolitik. Wien, Berlin 2008 (= Austria: Universitätsgeschichte, 1). Zur Hausforschung innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft stellt er fest, dass diese höchste Förderung um die Jahrhundertwende und danach erhalten habe und stellt vor allem die in Anlehnung an skandinavische Museen erfolgte Arbeit des studierten Indologen Michael Haberlandt (1889–1896 und 1908–1920 Ausschussrat, 1921–26 Vizepräsident der Anthropologischen Gesellschaft) heraus. Ebd. S. 61, 106. Zur Mitgliederzahl s. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (im Folgenden zitiert als MAGW) 1901, S. [3]–[13]; zu den wirklichen Mitgliedern kommen 20 Ehrenmitglieder, 68 korrespondierende Mitglieder, drei Stifter und 46 unterstützende Mitglieder.

¹⁰ O[tto] Finsch: Hausbau, Häuser und Siedelungen an der Südküste von Neu-Guinea. In: MAGW 17 (1887) S. 1–15.

¹¹ Zur Darstellung von Bauernhäusern bei der Weltausstellung 1873 siehe K[arl] J[ulius] Schröer: Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinem Geräthe. (Gruppe XX). Wien 1874 (= Officieller Ausstellungs-Bericht, [51]); Martin Wörner: Bauernhaus und Nationenpavillon. Die architektonische Selbstdarstellung Österreich-Ungarns auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 97 (1994), S. 395–424, hier S. 402–411; ders.: Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900. Münster u. a. 1999, S. 57–65.

¹² 1870–1881 Vizepräsident, 1882–1902 Präsident, danach Ehrenpräsident. Pusman 2008 (wie Anm. 9), S. 39f.

¹³ Ferdinand Frh. Andrian-Werburg: Jahresbericht des Präsidenten. In: MAGW 22 (1892), S. [17]–[30], hier S. [27] (Hervorhebung im Original gesperrt).

¹⁴ Vgl. z. B. die Arbeiten Rudolf Meringers zum bosnischen oder kroatischen Haus oder die umfassende dreiteilige Abhandlung von M[atthias] Murko: Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen. In: MAGW 35 (1905), S. 308–330 u. 36 (1906), S. 12–40, 93–129.

¹⁵ Das zeigt sich z. B. bei Raimund Friedrich Kaindl deutlich, der von Czernowitz aus seine Internationalität und wissenschaftliche Stringenz zunehmend nationalistischen politischen Zielen opferte. Vgl. dazu Helmut Eberhart: „Die Volkskunde nährt durchaus keinen Gegensatz gegen andere Völker, sie ist vielmehr im besten

für die Gründung des Komitees hob Andrian-Werbung hervor, dass „[d]as österreichische Bauernhaus [...] schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der ausländischen Fachgenossen auf sich [ziehe].¹⁶ Die verschiedenen Ausstellungen haben in den letzten Jahren manches Material dargeboten.“¹⁷ Die Gründung kann also durchaus als Versuch gesehen werden, das eigene kulturelle Erbe vor fremdem Forscherzugriff zu schützen und ordnete sich damit in eine Entwicklung ein, die eigenstaatliche Interessen betonte. Als Vorarbeiten und Vorbilder für zukünftige Forschung sah Andrian-Werbung einige Arbeiten in der mittlerweile als „Ethnographie in Serie“¹⁸ titulierten „Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild“, Arbeiten Gustav Bancalaris¹⁹ und den noch recht rohen Versuch von Alexander von Peez.²⁰ Peez, wie Andrian in Deutschland geboren, hatte sich schon Ende der 1850er Jahre mit dem mitteldeutschen Bauernhaus befasst,²¹ 1866 die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen und krönte seine Laufbahn als Industrieller ab 1902 mit der Mitgliedschaft im Herrenhaus.²²

Als „Organisationsplattform“ veranstaltete die Anthropologische Gesellschaft nicht nur Vorträge und Exkursionen, sondern ab 1889 auch Treffen mit der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Im Rahmen der vierten gemeinsamen Versammlung, 1894 in Innsbruck, steckten unter dem Vorsitz von Rudolf Virchow sechs Vorträge, „welche die menschliche Wohnung und speziell das Haus betreffen“, nach Disziplinen und Regionen einen weiten Rahmen ab: von Überlegungen zu den ältesten menschlichen Wohnformen (Montelius/Stockholm) und zum armenischen Bauernhaus (Ter-Mowsesjanz/Etschmiadzin), über Salzburger Rauch-

Sinn kosmopolitisch“. Zur Rezeption der Werke Raimund Friedrich Kaindls. In: Siegfried Becker u. a. (Hg.): *Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern.* Münster u. a. 2001, S. 357–374, hier bes. S. 358f. Für das deutsch-dänische Verhältnis hat Bjarne Stoklund den Zusammenhang zwischen Nationalismus und Bauernhausforschung dargestellt: Bjarne Stoklund: *Bauernhausforschung im Spiegel des deutsch-dänischen Nationalstreits.* In: Dieter Harmening, Erich Wimmer (Hg.): *Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag.* Würzburg 1990 (= *Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie*, 7), S. 286–301, hier bes. S. 296f.

¹⁶ Wobei er vermutlich auch auf die im Jahr davor erschienene Arbeit von Karl Rhamm: *Das Kärntnerische Bauernhaus.* In: *Carinthia I* 80 (1890), S. 44–48, anspielt. Grundsätzlich zur frühen Phase der österreichischen Hausforschung s. Oskar Moser: *Hundert Jahre Hausforschung in Österreich.* In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 94 (1991), S. 329–350. Zur Hausforschung in der Anthropologischen Gesellschaft s. a. Arthur Haberlandt: *60 Jahre vergleichende Bauernhausforschung im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.* In: *MAGW* 82 (1952), S. 22–32.

¹⁷ Andrian-Werbung 1892 (wie Anm. 13), S. [27]f.

¹⁸ Jurij Fikfak, Reinhard Johler (Hg.): *Ethnographie in Serie. Zu Produktion und Rezeption der „österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild“.* Wien 2008 (= *Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien*, 28).

¹⁹ Dabei bezieht sich Andrian-Werbung auf die seit 1890 erschienenen und noch bis 1893 fortgesetzten Beiträge Bancalaris in der Zeitschrift „Das Ausland“, mit denen dieser eingangs explizit an Meitzen, 1882 (wie Anm. 8) anschließt: Gustav Bancalari: *Forschungen über das deutsche Wohnhaus.* In: *Das Ausland. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde* 63 (1890), S. 467–471, 485–489, 528–532; 64 (1891), S. 607–611, 623–627, 646–651, 670–676, 697–700, 709–713, 721–727; 65 (1892), S. 246–252, 294–300, 311–314, 328–331, 344–347; 66 (1893), S. 677–679, 693–699, 709–717, 731–735, 743–747.

²⁰ Alexander Peez: *Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn.* In: *MAGW* 21 (1891), S. 57–59.

²¹ Alexander Peez: *Ueber einige Formen des mitteldeutschen Bauernhauses.* In: *Illustrierte Deutsche Monatshefte* 5 (1858/59), S. 68–76.

²² Zu seiner Biographie s. F[rantz] Baltzarek: *Peez Alexander Ernst Frh. von.* In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950.* Wien 1975ff, 7. Band (Mus–Pet), 1978, S. 389–390. Zu Andrian-Werbung: Edith Heischkel-Artelt: *Andrian-Werbung, Ferdinand Leopold Freiherr von.* In: *Neue Deutsche Biographie* 1 (1953), S. 287 [Onlinefassung]; URL: www.deutsche-biographie.de/pnd116310138.html, [17.08.2012].

häuser und „Feuerungs-Anlagen“ (Eigl/Salzburg) und das oberdeutsche Haus (Meringer/Wien) bis zu den Übersichten von Rudolf Henning (Straßburg) – als prominentem Vertreter der deutschen Hausforschung – über das deutsche Haus und Gustav Bancalari (Linz) über den Stand der österreichischen Hausforschung.²³

Die Vertreter der neu etablierten Hausforschung innerhalb der Wiener Anthropologischen Gesellschaft kamen aus sehr unterschiedlichen Bereichen. Schon Gustav Bancalari und Rudolf Meringer als frühe Exponenten können paradigmatisch für den weiten Rahmen stehen: vom Schulabbrecher und pensionierten Oberst bis zum Universitätsprofessor. Eine weitere Facette fügte Johann Reinhard Bünker hinzu, der sich als Zeichenlehrer in Sopron von der künstlerischen Seite der Materie näherte und schon aufgrund seiner Biographie für eine vergleichende Betrachtung prädestiniert war: als Sohn Schweizer Einwanderer in Kärnten geboren, war er mit einer gebürtigen Saarbrücknerin verheiratet und nahm als Lehrer in Sopron die ungarische Staatsbürgerschaft an.²⁴

Bancalari als ehemaliger Offizier zeigte bei seinen Forschungen und Publikationen ein durchaus planmäßiges Vorgehen. Er publizierte regelmäßig in zwei Serien: von 1890 bis 1893 in der deutschen Wochenzeitschrift „Das Ausland“ und von 1896 bis 1900, dem Jahr seines Todes, in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft. Zusätzlich veröffentlichte er 1893 einen umfangreichen Beitrag in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, mit dem er Amateure motivieren wollte, Fotos und Zeichnungen von Häusern einzusenden.²⁵ Mit diesem Plan, der allerdings nicht sonderlich erfolgreich war, stand Bancalari in der Sammeltradition des 19. Jahrhunderts und war Teil einer Entwicklung, die unter dem Titel „Liebhaber und Wissenschaft“²⁶ 1984 bei einer Tagung in Münster und – für unser Fach – zum Beispiel 2010 in Hinblick auf die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde thematisiert wurde.²⁷

Bancalari bezeichnete einerseits das von ihm gesammelte und publizierte Material als „Rohstoff“²⁸ für andere, die er als kompetenter erachtete, Interpretationen zu liefern, kritisierte jedoch schon in seinen frühen Arbeiten durchaus auch Wissenschaftler, besonders wenn sie ethnische Interpretationen vertraten. Die Stammeszuordnungen der „Klassiker“ Rudolf Hen-

²³ Vierte gemeinschaftliche Sitzung. In: MAGW 24 (1894), S. [151]–[177], hier S. [164]–[173], Zitat 164. Zur Zusammenarbeit zwischen Berliner und Wiener Anthropologischer Gesellschaft vgl. a. Sonja Fatouretchi: Die Achse Berlin – Wien in den Anfängen der Ethnologie von 1869 bis 1906. Dipl.-Arb. Wien 2009, zur Hausforschung S. 93–98.

²⁴ Otto Bünker: Johann Reinhard Bünker – Sein Lebenswerk für die Volkskunde. Eisenstadt 1982, S. 7–10.

²⁵ Gustav Bancalari: Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 24 (1893), S. 128–174, hier S. 174.

²⁶ Richard Toellner: Liebhaber und Wissenschaft. Zur Rolle des Amateurs in der Geschichte der Wissenschaften. Ansprache zur Einführung in das Symposium. (XXIII. Symposium der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, 16.–18. 5. 1985 in Münster). In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 9 (1986), S. 137–145.

²⁷ Franziska Schürch u. a. (Hg.): Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung. Ein Buch zum 100. Geburtstag der Sektion Basel der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Münster u. a. 2010 (= culture. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 4).

²⁸ Gustav Bancalari: Vorgang bei der Hausforschung. In: MAGW 22 (1892), S. [57]–[66], hier S. [57]; diese – zumindest rhetorische – Einschätzung als Zuträger zeigt sich auch in ders.: Das Süddeutsche Wohnhaus „fränkischer“ Form. Eine volkskundliche Studie. In: Globus 67 (1895), S. 201–207, hier S. 201, wo er auf die Pläne für die „Bauernhauswerke“ hinweist: „Die österreichischen Ingenieure und Architekten haben sich bekanntlich mit den reichsdeutschen zusammengethan, um im Vereine die volkstümlichen Bauten zu ermitteln und darzustellen. Hoffentlich kommen sie zu gutem Ende, und meine Arbeit kann als ein vorläufiger Rekognoszierungsbericht Dienste thun.“

ning und August Meitzen referierte Bancalari zwar, relativierte sie jedoch in den meisten Fällen.

Der große Impetus und wohl auch die große Akzeptanz der Studien zum „Bauernhaus“ innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft zeigt sich an der Zahl der einschlägigen Artikel: 1896 waren drei von neun,²⁹ 1897 sogar fünf von zehn Beiträgen³⁰ diesem Thema zuzuordnen. Der „Fonds für praktische Arbeit“ unterstützte u. a. ab 1900 über mehrere Jahre auch die hauskundlichen Arbeiten Bünkers, sodass es nur verständlich war, dass Bünker in diesem Jahr Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft wurde.³¹ Jedoch zeigte sich – wie auch in anderen Vereinen der Zeit – die soziale Binnendifferenzierung u. a. an der Tatsache, dass weder Bancalari noch Bünker, als zwei der produktivsten Autoren, dem Komitee zur Erforschung des Bauernhauses angehörten. Es gab also innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft zwei Ebenen von Hausforschung: einerseits die der „Laienforscher“, die zum Teil sehr produktiv waren und deren Ergebnisse auch von den „Akademikern“ in der Gesellschaft geachtet wurden, wenngleich ihnen nicht immer zugestimmt wurde. Und dann die „offizielle“ Seite der Hausforschung, vertreten durch die Mitglieder des Komitees, die teilweise auch als Forscher auf diesem Gebiet tätig waren und jedenfalls „Wissenschaftsmanagement“ betreiben sollten.

Dennoch gab es für die „Laien“ wesentliche Anreize: Diese waren nicht nur finanzieller Art wie bei Bünker, sondern eine wesentliche Anerkennung stellte die Publikation ihrer Aufsätze in einem renommierten Organ dar. Da sich die drucktechnischen Möglichkeiten in der hier behandelten Periode besserten, wurden die Beiträge optisch zusätzlich zu den zahlreichen Zeichnungen immer öfter mit Fotos aufgewertet. So stellten das erworbene Spezialwissen und die Akzeptanz innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft gerade für Bancalari und Bünker wichtiges symbolisches Kapital dar, das sie freilich als „Autodidakten“ auch immer gegen die Repräsentanten des institutionalisierten kulturellen Kapitals verteidigen mussten.³²

²⁹ Gustav Bancalari: Forschungen und Studien über das Haus. I. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin. In: MAGW 26 (1896), S. 93–128; Raimund Friedrich Kaindl: Haus und Hof bei den Huzulen. Ein Beitrag zur Hausforschung in Oesterreich. In: ebd., S. 147–185; Wilibald von Schulenburg: Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. In: ebd., S. 61–86.

³⁰ J[ohann] R[einhard] Bünker: Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung in Budapest. In: MAGW 27 (1897), S. 86–110; ders.: Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten. In: ebd., S. 113–191; Gustav Bancalari: Forschungen und Studien über das Haus. II. Gegensätze des „oberdeutschen“ Typus und der ländlichen Häuser Frankreichs. In: ebd., S. 193–209; Raimund Friedrich Kaindl: Bei den Huzulen im Pruththal. Ein Beitrag zur Hausforschung in Oesterreich. In: ebd., S. 210–224; Rudolf Meringer: Zur Geschichte des Kachelofens. In: ebd., S. 225–234.

³¹ Im Jahr 1900 wurden Bünker 400 Kronen für Forschungen in Kärnten zugesprochen (mit bis zu 200 Kronen zusätzlich für einen Zeichner oder Illustrator). Weitere Unterstützungen bis 1910 umfassten 100 Kronen für Westungarn, 600 für Tirol, 400 für Zakopane, zwei Mal 400 für den Lungau, 400 für die Obersteiermark und 600 für Osttirol, wobei in vielen Fällen Bünkers Arbeit die einzige vom Fonds finanzierte darstellte. Vgl. dazu die jeweiligen Jahresberichte in den MAGW.

³² Eine besondere Anerkennung dürfte es daher für Bancalari gewesen sein, zusammen mit Rudolf Meringer und dem Sekretär der Anthropologischen Gesellschaft, Franz Heger, 1897 als Delegierter zur Konferenz entsandt zu werden, die die „Bauernhauswerke“ für Deutschland, Österreich-Ungarn und die Schweiz vorbereiten sollte (MAGW 27 (1897), S. [21]), und schließlich bis zu seinem Tod als Vertreter der Anthropologischen Gesellschaft zu fungieren, wonach Anton Dachler die Vertretung übernahm (MAGW 36 (1906), S. [105]). Nach Bancalari's Tod im Jahr 1900 erschien ein von Franz Heger verfasster umfangreicher Nachruf, der auch seine Publikationen detailliert aufführte: Franz Heger: Gustav Bancalari. In: MAGW 31 (1901), S. 71–79, sowie eine trotz fachlicher Differenzen persönlich sehr wohlwollende kritische Auseinandersetzung von: Rudolf Meringer: G. Bancalari und die Methode der Hausforschung. In: MAGW 33 (1903), S. 252–273.

Obwohl also Bancalari „Laienforscher“ war, wurden seine Arbeiten sehr stark rezipiert und in einem 1897 erschienenen Überblicksartikel über Literatur zur Hausforschung im deutschsprachigen Raum war Bancalari der am zweithäufigsten zitierte Autor (in 18 Fußnoten), nur übertroffen von Rudolf Virchow, der als Präsident der Berliner Anthropologischen Gesellschaft zweifellos eine prominentere Stellung inne hatte.³³ Das belegt die durchaus bedeutende Rolle der Laienforscher in diesen Gesellschaften, die etwa von Anita Bagus auch für die Entstehungszeit der Hessischen Vereinigung herausgearbeitet wurde.³⁴

In der Beschäftigung mit dem „Bauernhaus“ lassen sich mehrere Schwerpunkte festmachen, die auf unterschiedlichen Plattformen verhandelt wurden und dementsprechend unterschiedliche Diskurse hervorbrachten. Während im Rahmen der gelehrten Gesellschaften die Materialsammlung und Erstellung von Typologien, Verbreitungskarten oder Entwicklungslinien betrieben wurde, wurde in Kreisen von Architekten oder allgemeiner: Bauschaffenden, die vernakuläre Architektur als Quelle für meist ästhetische Details „neuer“ Architektur gesehen.³⁵ Schließlich stehen beim langsam aufkommenden Heimatschutz zwar auch ästhetische Aspekte im Zentrum, jedoch wird der Erhaltungsgedanke betont: als Kompensation zur zunehmenden Technisierung und Modernisierung und nach dem Ersten Weltkrieg auch der „Fremdeinflüsse“.³⁶

Kontakte zwischen diesen unterschiedlichen Zirkeln und Institutionen gab es durchaus, so wenn schon 1895 der Ausschuss der Anthropologischen Gesellschaft beschloss, „die Herren Universitäts-Professor Dr. Rudolf Meringer in Wien und Scriptor Johann Peisker in Graz für [das] Comité zu empfehlen“, das der Ingenieur- und Architektenverein in Wien einberufen hatte, um sich mit den einleitenden Schritten für die Erforschung des deutschen Bauernhauses zu beschäftigen.³⁷ Michael Haberlandt als Ethnologe verfasste zusammen mit Anton Dachler als Ingenieur den Textband zum Sammelwerk „Das Bauernhaus in Österreich-

³³ Hans Lutsch: Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. In: Zeitschrift für Bauwesen 47 (1897), Sp. 41–76, hier Sp. 73–76.

³⁴ Bagus 2005 (wie Anm. 4), bes. S. 42, 48–76.

³⁵ So übernahm zum Beispiel Hoffmann 1895 dekorative Elemente aus Istrien und Görz in seine Architektur. Georg Wilbertz: Das Bauernhaus im frühmodernen Wiener Architekturdiskurs. In: Aigner (Hg.) 2010 (wie Anm. 6), S. 131–161, hier S. 140f.

³⁶ Zur Geschichte des Heimatschutzes in Österreich s. Theodor Brückler: Zur Geschichte der österreichischen Heimatschutzbewegung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 43 (1989), S. 145–156; Reinhard Johler: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie. Sonderausstellung 26. Oktober 1995 bis 25. Februar 1996. Begleitbuch und Katalog. Wien 1995 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 65); Herbert Nikitsch: Zur Organisation von Heimat. Die Heimatschutzbewegung in Österreich. In: Katharina Weigand (Hg.): Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert. Vorstellungen und Wirklichkeiten. München 1997 (= Alpines Museum des deutschen Alpenvereins. Schriftenreihe, 2), S. 285–306; speziell zur Situation in der Steiermark: Viktor Herbert Pöttler: 75 Jahre Heimatschutz in der Steiermark. Vortrag anlässlich der Generalversammlung 1984 des Vereins für Heimatschutz. In: Mit Tradition und Innovation. Ausgewählte Schriften, Aufsätze und Vorträge. Stübing bei Graz 1999 (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 22), S. 409–416; Antje Senarclens de Grancy: Heimatschutz und moderne Architektur. Ambivalente Beziehungen am Beispiel Graz vor 1914. In: Heidemarie Uhl (Hg.): Kultur – Urbanität – Moderne. Differenzierungen der Moderne in Zentraleuropa um 1900. Wien 1999 (= Studien zur Moderne, 4), S. 197–242; Helmut Eberhart: „... auf heimatlicher Grundlage ...“. Viktor Geramb und der Verein für Heimatschutz in Steiermark. In: Antje Senarclens de Grancy (Hg.): Identität, Politik, Architektur. Der „Verein für Heimatschutz in Steiermark“. Berlin 2013 (= Architektur+Analyse, 4), S. 71–87.

³⁷ MAGW 25 (1895), S. [52]. Meringer und Peisker sind es auch, die in der Ausschuss-Sitzung am 9. Februar 1897 dem „Comité für Haus- und Flurforschung“ der Anthropologischen Gesellschaft beitreten, das eine Umbildung des 1891 ins Leben gerufenen „Comités für das Studium des Bauernhauses“ darstellt. MAGW 27 (1897), S. [8].

Ungarn“³⁸ und in Graz war etwas später Viktor Geramb intensiv im Verein für Heimatschutz tätig, wobei jedoch, wie Antje Senarclens festhielt, sein „wissenschaftliche[r] Zugang [...] zunächst nicht im Zentrum der Interessen des steirischen Heimatschutzvereines“ stand.³⁹

Auch wenn es zwischen den Hausforschern meist einen sehr sachlichen Austausch gab, so war der Diskurs durchaus nicht immer frei von Animositäten, die zwar inhaltlich begründet wurden, jedoch zugleich als Absteckung von Claims interpretiert werden können. So zum Beispiel die Auseinandersetzungen zwischen Anton Dachler, Michael Haberlandt und Viktor Geramb, die übergreifend nicht nur in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, sondern auch in der Zeitschrift des 1894 gegründeten Vereins für Volkskunde geführt wurden und von der Kritik Dachlers an Geramb's Methode und Ergebnissen ihren Ausgang nahmen.⁴⁰

So groß die Bedeutung der Anthropologischen Gesellschaft auf dem Gebiet der Hausforschung von 1891 an war, so wurde sie doch schon wenige Jahre später wieder langsam reduziert: die Gründung des Vereins für Volkskunde in Wien führte dazu, dass sich die auf Österreich-Ungarn konzentrierte Hausforschung einerseits regional von der gesamt-ethnologischen und andererseits zeitlich von der prähistorischen abkoppelte und zunehmend in die Zeitschrift für Österreichische Volkskunde wechselte, wobei jedoch auch innerhalb der Anthro-

³⁸ Österr. Ingenieur- und Architekten-Verein (Hg.): Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Dresden 1906; dazu passt durchaus die räumliche Situation: Die Anthropologische Gesellschaft hielt ihre Versammlungen von 1880–1911 in den Räumlichkeiten des 1876 gegründeten Wissenschaftlichen Clubs ab, der wiederum im 1872 feierlich eröffneten Gebäude des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines in Wien I, Eschenbachgasse 9, untergekommen war. Angelika Heinrich: Vom Museum der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zur Prähistorischen Sammlung im k. k. Naturhistorischen Hofmuseum (1870–1876–1889–1895). In: MAGW 125/126 (1995/1996), S. 11–42, hier S. 30–32 mit älterer Literatur.

³⁹ Senarclens de Grancy 1999 (wie Anm. 36), S. 217.

⁴⁰ Vgl. dazu z. B. die Kritik Dachlers an Geramb's Arbeit von 1908, in die er auch Bancalari und Meringer mit einbezieht, da sie „Feinde einer ethnographischen Einteilung der Hausform“ (216) gewesen seien, wobei die heftige Kritik Bancalari's an Dachler im Jahr 1897 (Gustav Bancalari, A. Dachler: Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Mit drei Tafeln und einer Karte. Wien 1897. Sonderabdruck aus dem „Bl. für Landesk. von Niederösterreich“, 56 Seiten. In: MAGW 27 (1897), S. 235–236) hier vielleicht noch mitschwingt. Geramb kritisiert in seiner Replik, dass er „keine Möglichkeit mehr hatte, etwas zu [s]einer Rechtfertigung vorzubringen[.] Man verliert daraufhin wahrlich die Lust, zu polemisieren, und es geschieht *nur um der Sache willen*, wenn ich nun dennoch beginne, auf *Dachlers* Replik Punkt für Punkt zu antworten.“ Viktor von Geramb, Ein Nachwort zu meiner im Vorjahre in diesen Mitteilungen erschienenen Arbeit. Gegen A. Dachler und K. Rhamm. In: MAGW 39 (1909), S. 282–285, hier S. 283 (Hervorhebung im Original gesperrt). Die heftigen Äußerungen Geramb's ziehen Gegenstellungnahmen von Michael Haberlandt und Dachler nach sich: M[ichael] Haberlandt: Zur Abwehr gegen Dr. V. v. Geramb (diese „Mitteilungen“, Bd. XXXIX, Heft 5, S. 282). In: MAGW 39 (1909), S. 359; Anton Dachler: An die Redaktion der „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“. In: MAGW 39 (1909), S. 359–360. Vgl. a. Helmut Eberhart: Nationalgedanke und Heimatp[fl]ege: Viktor Geramb und die Institutionalisierung der Volkskunde in Graz. In: Wolfgang Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 427–439, hier bes. S. 428. Zur Situation der Volkskunde in Wien um 1900 siehe Olaf Bockhorn: „Volkskundliche Quellströme“ in Wien: Anthro- und Philologie, Ethno- und Geographie. In: ebd., S. 417–424; ders.: Von Ritualen, Mythen und Lebenskreisen: Volkskunde im Umfeld der Universität Wien. In: ebd., S. 477–526, und Herbert Nikitsch: Auf der Bühne früherer Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945). Wien 2006 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, NS 20); zu den volkskundlichen Vereinen ab 1890 in Deutschland: Anita Bagus: Volkskundevereine in Deutschland. Zur außeruniversitären Generierung volkskundlichen Wissens ab 1890. In: Schürch u. a. (Hg.) 2010 (wie Anm. 27), S. 35–44.

pologischen Gesellschaft immer wieder Separierungstendenzen der Disziplinen bemerkbar waren.⁴¹

Ein zweiter Einschnitt, der die Bedeutung der Anthropologischen Gesellschaft und ihrer Mitteilungen für die Hausforschung reduzierte, war die Gründung der Zeitschrift „Wörter und Sachen“, die ab 1909 hauskundliche Arbeiten u. a. von Bünker, Geramb und Meringer enthielt und damit die Bedeutung dieses methodischen Zugangs für die Hausforschung widerspiegelte.⁴² Ihr ging schon 1900 die Berufung Meringers nach Graz voraus und mit Meringer und Geramb die Entstehung eines zweiten regionalen Schwerpunktes österreichischer Hausforschung.

Aspekte der Wissensproduktion

Henri Lefebvre stellte in seiner Theorie der Produktion des Raumes fest, dass die Perzeption der Landschaft vom jeweiligen „Subjekt“ abhängt und ein Bauer „seine“ Landschaft anders sieht als ein Städter, der hier spazierengeht. Allerdings ist, wie Christian Schmid es formuliert, „Lefebvre gegenüber der phänomenologischen Fassung der Wahrnehmung durchaus skeptisch, und er stellt ihr deshalb auch den Begriff der räumlichen Praxis zur Seite, um zu zeigen, dass die Wahrnehmung sich nicht nur im Kopf abspielt, sondern auf einer konkreten, produzierten Materialität basiert“.⁴³

Diese beiden Aspekte haben auch für die frühe Hausforschung enorme Bedeutung: Die Wahrnehmung der Landschaft und der dazu gehörigen Gebäude war prädisponiert durch das jeweilige Vorwissen aufgrund der noch sehr allgemeinen Literatur und des Diskurses in der Anthropologischen Gesellschaft und dementsprechend auf Typenbildung, auf ethnische Zuordnung oder auf evolutionistische Ansätze und die Suche nach dem „Urhaus“ hin ausgerichtet. Insgesamt waren die Arbeiten stark positivistisch ausgerichtet und diese „Obsession des Ursprungs“ wurde schon von Marc Bloch als Fehler der Positivisten gekennzeichnet.⁴⁴

Der praxisorientierte Zugang zum Feld, der Umgang mit der Materialität des umbauten Raumes, erfolgte über die mehr oder weniger genaue Dokumentation. Die Bedeutung des visuellen Elements ist einer Richtung, die sich der Dokumentation und Erklärung mehr oder weniger technischer Bauten verschrieben hat, inhärent. Daher gewann die Fotografie neben Aufmaßen und perspektivischen Zeichnungen sehr schnell an Bedeutung. Schon 1892 schlug Gustav Bancalari in seinem Beitrag über Methoden und Techniken der Hausforschung vor,

⁴¹ Pusman 2008 (wie Anm. 9), S. 52f; Justin Stagl: Kulturanthropologie und Gesellschaft. Eine wissenschaftssoziologische Darstellung der Kulturanthropologie und Ethnologie. 2., durchges., verb. und um ein Nachw. verm. Aufl. Berlin 1981 (= Ethnologische Paperbacks), S. 29.

⁴² Auf die Forschungsrichtung „Wörter und Sachen“ kann hier nicht weiter eingegangen werden. Beispielhaft sei hingewiesen auf die entsprechenden Beiträge in: Klaus Beitzl, Isac Chiva (Hg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt. Referate des 3. Internationalen Symposiums des Instituts für Gegenwartsvolkswunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 18. bis 21. September 1988 in Eisenstadt (Burgenland) Wien 1992 (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkswunde, 20), und Ruth Schmidt-Wiegand (Hg.): Wörter und Sachen als methodisches Prinzip und Forschungsrichtung, 2 Bde. Hildesheim, Zürich, New York 1999 (= Germanistische Linguistik, 147–148).

⁴³ Christian Schmid: Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. 2. Aufl. Stuttgart 2010 (= Sozialgeographische Bibliothek, 1), S. 238; Henri Lefebvre: The production of space. Malden, Mass. [u. a.] 2010, S. 113f u. 183.

⁴⁴ Marc Bloch: Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers. 2. Aufl. Stuttgart 2008, S. 275.

dass jeder Forscher von einem Fotografen begleitet werden sollte,⁴⁵ Bünker hingegen betätigte sich selbst als Fotograf: Bereits 1895 berichtete er, dass von 36 aufgenommenen Fotos nur zwei – durch seine eigene Schuld – misslangen,⁴⁶ doch erst 1905 erschien sein erster Beitrag in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, in dem auch ein Foto abgedruckt wurde. Es zeigt – durchaus typisch für den objektorientierten Zugang – den Dorfplatz menschenleer, obwohl Bünker ansonsten die Befragung der Bewohner und anderer Personen forderte und soziale und wirtschaftliche Daten in seine Darstellungen integrierte.⁴⁷

Allerdings wurden Fotos in hauskundlichen Arbeiten über den zentraleuropäischen Raum deutlich später gedruckt als in z. B. ethnologischen Beiträgen, was als Wertung innerhalb der Gesellschaft interpretiert werden könnte, doch sind es gerade die Zeichnungen Bünkers in ihrem Detailreichtum, die die Verwendung von Fotos möglicherweise obsolet erscheinen ließen.

Die „Eroberung der Landschaft“ durch die Hausforscher erfolgte schon in dieser Phase sehr unterschiedlich. Bancalari postulierte die „Strecken- und Punktforschung“ als methodische Vorgehensweise, um Überblicks- und Detailkenntnisse möglichst schnell und rationell kombinieren zu können.⁴⁸ Um diesen Ansatz bekanntzumachen und zu forcieren, veranstaltete er auch eine Exkursion nach Salzburg, bei der diese Vorgehensweise geübt werden sollte. Die Ankündigung lautete:

„*Excursion* der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu den Pfingsfeiertagen[!] (5. und 6. Juni) 1892, unter der Führung des Herrn GUSTAV BANCALARI.

Zweck: Praktische Darlegung einer Beobachtungsmethode zur Erforschung und Darstellung ländlicher Wohnhaustypen.

Aufgabe: Wie sind die Häuser auf der Weglinie Salzburg-Mattsee-Mattighofen-Uttendorf beschaffen?“⁴⁹

Ein Fußweg von 21 km am ersten Tag und (bei wetterbedingter Programmänderung) das Aufmessen eines Einhofes am zweiten Tag waren bei dieser Exkursion die wesentlichen Programmpunkte.⁵⁰

Im Gegensatz zu Bancalari bearbeitete Bünker jeweils eine überschaubare Region. Er begann dabei an seinem Wohnort Ödenburg, durchreiste jedoch in der Folge – und teilweise gefördert durch die Anthropologische Gesellschaft – immer weiter entfernte Teile der Monarchie. Seine Veröffentlichungen mussten bei aller Genauigkeit – oder gerade deswegen – auch

⁴⁵ Bancalari 1892 (wie Anm. 28), S. [63].

⁴⁶ J[ohann] R[einhard] Bünker: Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). In: MAGW 25 (1895), S. 89–154, hier S. 91f; vgl. a. Burkhard Pöttler: Zur frühen Phase volkskundlicher Haus- und Wohnforschung in der Steiermark. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 100 (2009), S. 285–297, hier S. 291.

⁴⁷ J[ohann] R[einhard] Bünker: Windische Fluren und Bauernhäuser aus dem Gailtale in Kärnten. In: MAGW 35 (1905), S. 1–37, hier S. 17.

⁴⁸ Bancalari 1892 (wie Anm. 28), S. [57]–[61]. Statt Strecken- finden sich auch die Begriffe Linien- oder Routenforschung, was die tastenden Versuche hinsichtlich einer allgemein gültigen Terminologie dokumentiert.

⁴⁹ Gustav Bancalari: Ausflug, veranstaltet von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6. Juni 1892. In: MAGW 22 (1892), S. [85]–[88], hier S. [86] (Kursive im Original gesperrt, Kapitälchen übernommen. Die „Gesellschaftsleitung“ spricht „Herrn Obersten BANCALARI für das gelungene Arrangement und die lehrreiche Durchführung dieser Excursion ihren wärmsten Dank“ aus. Ebd., S. [88].

⁵⁰ Ebd., S. [86]–[88]. Ob die Wahl des Begriffs „Ausflug“ im Titel des Berichts als Indiz der Unzufriedenheit Bancalaris mit dem wissenschaftlichen Ertrag der Exkursion zu deuten ist, lässt sich leider nicht klären.

räumlich beschränkt bleiben, sodass sich fallweise Autoren mit Ergänzungen meldeten.⁵¹

Beide erforschten so mit unterschiedlichem Erkenntnisinteresse und unterschiedlichem „Forschungsdesign“ große Areale, hauptsächlich innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Dem gegenüber konzentrierten sich Gerambs Arbeiten in dieser frühen Phase auf die Steiermark und die Erhebungen Rudolf Meringers waren zunächst von Wien aus über das Mürztal bis Aussee regional beschränkt und wurden erst in weiterer Folge auf Bosnien und Kroatien als von ihm präferierte Forschungsgebiete ausgedehnt. Die primäre Zugangsweise der Schilderung einer regionalen Ausprägung war auch bei ihm biographisch begründet, wenn er als Wiener (wie Andrian und viele andere) dem Zug der Wiener Bürger in das Salzkammergut folgte. Selbst wenn Meringer ausgeprägte wissenschaftliche Interessen hatte, so stand er doch zugleich in einer allgemeineren gesellschaftlichen Tendenz, die zur Adoptierung und Adaptierung von Elementen vernakularer Architektur für die Zwecke des Tourismus führte. Schon in dieser Frühphase des Tourismus spielte die Landschaft – und als ein wesentliches Element der Kulturlandschaft auch die vernakulare Architektur – eine wesentliche Rolle und wurde daher auch in den Villen- und Hotelbauten der Zeit zumindest zitiert.⁵²

Terminologien und Typenbildung

Neben der Dokumentation des Baubestandes war die Konstruktion von Typen samt zugehörigen Verbreitungsgebieten und Terminologien ein wesentlicher Aspekt der Beiträge. In Anlehnung an die ethnologische Tradition schlug Bancalari vor, Haustypen nach dem Land oder der Region des „Erstkontakts“ zu benennen, sah jedoch in der Folge selbst die Probleme und Zufälligkeiten dieser Vorgehensweise ein, zum Beispiel wenn er feststellte, dass das so genannte „oberdeutsche“ Haus auch in romanisch oder slawisch besiedelten Gebieten zu finden sei.⁵³ Er bevorzugte daher in der Folge Termini, die von der inneren Struktur der Häuser abgeleitet waren und nicht von ethnischen Bezeichnungen. Außerdem behalf er sich mit Bezeichnungen wie „halbtypische Häuser“⁵⁴ oder den kulturpessimistisch angehauchten Ausdrücken „kranke“ oder „verwelkte“ Typen.⁵⁵

Bei der Konstruktion von Haustypen gab es in dieser frühen Phase unterschiedliche Grade der Abstraktion, wobei die angestrebte Typenbildung für das Haus als Einheit schon deshalb äußerst problematisch war, da sie meist nur auf einem ersten Gesamteindruck oder einem spezifischen Element beruhte.

Am stärksten am empirischen Befund orientiert waren Schilderungen einzelner Wohnbauten oder Gehöfte, die exemplarisch vorgestellt und in der Regel sehr detailliert beschrieben wurden. Sie wurden teilweise schon von den Autoren als „typisch“ eingestuft, oft jedoch führte das Vorhandensein der genauen Beschreibung in weiterer Folge zu einer gewissen Auratisie-

⁵¹ So motivierte Bünkers Arbeit zu Siebenbürgen im Jahr 1899 (J[ohann] R[einhard] Bünker: Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. In: MAGW 29 (1899), S. 191–231) zwei Jahre später eine explizit als Ergänzung deklarierte Arbeit von Karl Fuchs: Der Burzenländer Hof. In: MAGW 31 (1901), S. 275–296.

⁵² Vgl. dazu z. B. Désirée Vasko-Juhász: Die Südbahn. Ihre Kurorte und Hotels. Wien, Köln, Weimar 2006 (= Semmering-Architektur, 1); Günther Buchinger: Villenarchitektur am Semmering. Wien, Köln, Weimar 2006 (= Semmering-Architektur, 2); zu den Bautypen in der Schweiz: Crettaz-Stürzel 2005 (wie Anm. 5), S. 223–292.

⁵³ Vgl. z. B. Bancalari 1892 (wie Anm. 28), S. [60]; Bancalari 1893 (wie Anm. 25), S. 135.

⁵⁴ Bancalari 1892 (wie Anm. 49), S. [86].

⁵⁵ Z. B. ebd. und Gustav Bancalari: Forschungen über das deutsche Wohnhaus. In: Das Ausland. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde 66 (1893), S. 677–679, 693–699, 709–717, 731–735, 743–747, hier S. 678.

rung dieser Beispiele als Typen und damit zu einer exemplarischen Sonderstellung. Noch stärker war diese Aufwertung im Fall der Translozierung. Die Übertragung zu Weltausstellungen und in Freilichtmuseen ebenso wie der Einbau einer noch dazu durch Mithilfe des im Land bekannten Arztes und Dichters Hans Kloepfer erworbenen weststeirischen Rauchstube im Steirischen Volkskundemuseum im Jahr 1914⁵⁶ trugen wesentlich zur Typenbildung bei. Eine zweite Stufe in der Typenbildung könnte als „Umgebungstyp“ bezeichnet werden, bei dem Häuser und Höfe in der Umgebung eines Ortes Ziel der Untersuchung waren und als Typ in die Hausforschung eingeführt wurden. Die räumliche Abgrenzung dieser „Typen“ blieb meist offen und war teilweise von der Aufenthaltsdauer der Forscher und/oder der Infrastruktur abhängig und unterlag so einer gewissen Zufälligkeit.

Auf einer dritten, allgemeineren Ebene wurden größere Referenzräume gewählt, die zugleich das Dilemma der Terminologie erkennen lassen: Hier ging es um die Zuordnung zu größeren naturräumlichen Einheiten (wie Gailtal oder Alpen), zu administrativen Einheiten (Salzburg) oder zu unklaren ethnischen Bezeichnungen wie dem bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts diskutierten „fränkisch“⁵⁷. Der Wille zu und die gleichzeitige Unmöglichkeit von ethnischen Zuordnungen zeigte sich schon in der Einteilung von Peez, der 1891 bei seinen fünf Typen für die gesamte Monarchie u. a. vom „deutsch-slawischen“ Haus sprach.⁵⁸ Wenngleich auch die Zuordnung zu größeren regionalen Einheiten Unschärfen mit sich brachte, waren vor allem die ethnischen Bezeichnungen höchst spekulativ und wurden schon von zeitgenössischen Forschern wie Bancalari, Geramb und Meringer zumindest teilweise abgelehnt, die stattdessen Bezeichnungen nach Funktion oder Konstruktion bevorzugten und forderten.

Insgesamt führte diese frühe Phase der österreichischen Hausforschung zu einer Differenzierung des in den gesamtdeutschen Überblickswerken gebotenen Bildes „des Bauernhauses“ und auch des frühen Überblicks von Alexander von Peez.

Epistemologisch ergaben sich die größten Unterschiede bei der Suche nach den Gründen für die unterschiedlichen Bauformen: ob diese nun ethnisch oder funktional und durch das Baumaterial bedingt seien. Während z. B. Bancalari den funktionalen und naturräumlichen Aspekt hervorhob und dabei auch eine evolutionistische und teilweise kulturpessimistische Meinung vertrat, gewann die von Henning und Meitzen übernommene ethnische Zuordnung auch in der österreichischen Hausforschung zunehmend an Bedeutung und fügte sich letztlich in die immer stärker werdenden nationalistischen Tendenzen ein.

⁵⁶ Sepp Walter: Das Steirische Volkskundemuseum in den Jahren 1913 bis 1961. In: Festschrift 150 Jahre Joanneum 1811–1961. Graz 1969 (= Joannea. Publikationen des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum und der Steiermärkischen Landesbibliothek, 2), S. 205–211, hier S. 206; Bernhard Schweighofer: „Heimatschutz“ und „Volksbildung“. Zur Geschichte des „Steirischen Volkskundemuseums“ von 1911–1949. Dipl.-Arb. Graz 2000, S. 70–80.

⁵⁷ Arthur Haberlandt: Zur Frage nach Herkunft und Geltung der Benennung „fränkisches Haus“, „fränkisches Gehöft“. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 47 (1942), S. 44–50; Gunter Dimt: Der Dreiseit- oder Tormauerhof des unteren Mühlviertels in Bauplanungen des 19. Jh. In: Jahrbuch des OÖ. Musealvereines 132 (1987), S. 137–156, hier S. 141–143; Olaf Bockhorn: Arthur Haberlandt und die Diskussion um den Begriff „fränkisches Gehöft“. In: Beiträge zur Landeskunde des burgenländisch-westungarischen Raumes. Festschrift für Harald Prickler zum 60. Geburtstag. Eisenstadt 1994 (= Burgenländische Forschungen, Sdbd. 13), S. 38–49.

⁵⁸ Peez 1891 (wie Anm. 20), hier S. [58].

Resümee und Ausblick

Zum Abschluss nun, gut 120 Jahre nach der Konstituierung des Komitees innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft, über die Wissenschaftsgeschichte und -forschung hinaus einige Perspektiven auf die aktuelle Bedeutung der oben besprochenen Ansätze: Das nicht zu übersehende kompensatorische Element im gesellschaftlichen Interesse an vernakularer Architektur um 1900 findet sich in veränderter Form auch im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert: So hat das Gratisblatt „Weekend Magazin“ in seiner Ausgabe vom 14./15.10.2011 unter dem Titel „Wohnen im Wein“ die Notwendigkeit von „Geld und Glück“ betont, um in den Besitz eines „typisch weststeirische[n] Bauernhaus[es]“ zu gelangen. Oder: das österreichische Lifestyle-Magazin „Servus“ berichtet in seiner März-Ausgabe 2012 über die Sanierung eines Zillertaler Hofes von 1885, der bis zum „uralten Kachelofen“ möglichst original, wenngleich modernisiert und funktional verändert, revitalisiert wurde. Die Website des Landwirtschaftsministeriums zu „Traditionellen Lebensmitteln“ zieht sogar Johann Reinhard Bünkers 1897 publizierte Schilderung der Schafhaltung in der Arbeit über das oststeirische Bauernhaus heran, um das heutige „Weizer Berglamm“ auch historisch zu kontextualisieren.⁵⁹

Diese Beispiele zeigen das ganz offensichtlich wieder stark gestiegene und auch medial geförderte Interesse von Städtern – meist aus finanziell bevorzugten Kreisen – an ländlicher Architektur. Dieses Interesse fügt sich in die nach Johanna Rolshoven auch diskursanalytisch belegbare stark gestiegene Attraktivität von Freizeitwohnsitzen ein.⁶⁰ Ebenso zeigt es jedoch die Bedeutung der oft nur imaginierten „Historizität“ für die neuen Besitzer und liegt damit durchaus in einem Trend, der sich in ähnlicher Weise in den 2006 bei der Hochschultagung in Münster untersuchten und für breitere Bevölkerungsschichten verfügbaren Doku-Soaps historischen Inhalts niederschlug.⁶¹

Auf wissenschaftlicher Ebene gab es im Fach – ähnlich wie bei der Erforschung materieller Kultur insgesamt – auch bei der Haus- und Wohnforschung einen Perspektivenwechsel, der vom konkreten Objekt immer stärker zur Bedeutungsebene wechselte bis – im Sinne der Semiotik – die Objekte und Praxen völlig zu verschwinden drohten und nur mehr die Bedeutungsebene analysiert wurde. Gerade in einer Kulturwissenschaft, die sich speziell dem Alltag verpflichtet fühlt, sollten jedoch auch die konkrete Rückbindung an die materielle Seite, der praxeologische Aspekt sowie die soziale Dimension nicht verloren gehen. Um dies zu erreichen sind trotz aller Globalisierungstendenzen Mikrostudien nach wie vor von eminenter Bedeutung, da auch qualitative Analysen des individuellen Umgangs mit den Folgen der Globalisierung und der Strategien im Umgang mit neuen technischen Entwicklungen und zukünftigen Erfordernissen nur in diesem Rahmen durchführbar sind. Ebenso sind bei Fragen der Raumeignung, der Übertragung städtischer Raumnutzungsmuster, wie sie etwa bei

⁵⁹ Weizer Berglamm, www.traditionelle-lebensmittel.at/article/articleview/75527/1/26085/ [14.08.2012]. Im Gegensatz zur Historisierung des Produkts selbst (vgl. dazu z. B. Mike Seidensticker: *Werbung mit Geschichte. Ästhetik und Rhetorik des Historischen*. Köln, Weimar, Wien 1995 (= Beiträge zur Geschichtskultur, 10)) werden hier jedoch eher diffuse Assoziationen an ältere Zeiten geweckt.

⁶⁰ Johanna Rolshoven: *Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 102 (2006), S. 179–194, hier S. 191.

⁶¹ Michaela Fenske: *Geschichte, wie sie Euch gefällt – Historische Doku-Soaps als spätmoderne Handlungs-, Diskussions- und Erlebnisräume*. In: Andreas Hartmann u. a. (Hg.): *Historizität. Vom Umgang mit Geschichte. Hochschultagung „Historizität als Aufgabe und Perspektive“ der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 21.–23. September 2006 in Münster*. Münster u. a. 2007 (= *Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie*, 13), S. 85–105.

Ferienwohnsitzen zu finden sind, und der Multilokalität durchaus Zugänge möglich, die das „Haus als Ding“ stärker berücksichtigen, ohne gleich selbst Bauforschung betreiben zu müssen. Die Arbeiten der Zeit um 1900 sind dabei trotz ihrer zeitbedingten Einschränkungen und Fehlinterpretationen nicht nur als teilweise sehr dichtes Basismaterial weiter von Bedeutung, sondern zusätzlich für eine Wissenschaftsforschung, die an der Entwicklung unseres Faches interessiert ist.

HERMANN STEININGER und HERMANN ZUCKER

Volkskultur und Volkskunde im Verwaltungsbezirk Hollabrunn, NÖ Ein wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag mit Beispielen von den Dreißiger- jahren des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit knapp nach dem 1. Weltkrieg

Die Entwicklung der Volkskultur in Niederösterreich ist im Rahmen der Geschichte des Faches Volkskunde schon öfter beschrieben worden.¹ Es sind dies jeweils mehr oder weniger ungleichartige, vielfach landschaftsübergreifende Darstellungen, die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts immer wieder in Folge von Sammelleistungen meist Einzelner entstanden oder von Institutionen getragen wurden und sozusagen mehr oder weniger gute Übersichten boten und vorläufige Bilanzen zogen; nicht zuletzt bzw. vor allem wollten sie anregen, weitere Quellen zu sammeln. Die Auswahl und insbesondere die Interpretation dieser Quellen war jeweils dem zeitgemäßen fachlichen Standard angepasst² und die Frage lautete: Welche Konzepte hatten an der Volkskultur Interessierte, wann, wo etc. und welche Möglichkeiten ergaben sich daraus?

Wir haben hier nicht vor, die älteren Quellen des 19. Jahrhunderts aufzuzählen, zu ordnen und zu besprechen, also die „vorwissenschaftliche“ Sammlung und Beschreibung von Land und Leuten zu behandeln, wie sie uns bis in die Zeit der Reisebeschreibungen mehr oder weniger geläufig ist, sondern wir wollen uns eher auf jene Zeiträume und Abläufe konzentrieren, die nach der Jahrhundertmitte in Erscheinung treten. Es ist dies jener Zeitraum, in welchem sich fachspezifische Sammelleistungen und allgemeine regionalkundlich orientierte Übersichten vermehrt in unser Gesichtsfeld drängen.

Die Beschäftigung mit niederösterreichischer Volkskultur ist sehr verschieden verlaufen. Es gab Regionen, in denen im Lauf der Zeit Unterschiedliches gesehen und relativ viel aufgezeichnet wurde; demgegenüber müssen wir aber auch von sozusagen regionalen „Leerräumen“ reden. Erste landeskundlich anzusprechende Darstellungen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts (Wenzel C. W. Blumenbach, Schweickhardt von Sickingen, die Kirchliche Topographie ...) hatten zunächst größere Raumeinheiten überschaubar gemacht und gelegentlich neben historischen, genealogischen, herrschafts- und wirtschaftskundlichen Informationen³ auch volksculturelle Erscheinungen, darunter etwa auch philologisch-mundartkundliches Material, wenn zum Teil nur überblicksmäßig und sehr knapp, wenig in Details gehend auf-

¹ Vgl. die Zusammenstellungen bei Leopold Schmidt: *Volkskunde von Niederösterreich*. 1. Bd. m. 6 Ktn. im Text u. 65 Abb. auf Taf. Horn 1966, S. 15–52; Hermann Steininger: *Heimat- und Volkskultur* in Niederösterreich. Forschungsgeschichte und Forschungsstand. In: *Festgabe des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich. Zum Ostarrichi-Millennium*. Red. v. Helmuth Feigl. 2. T. Wien, Horn 1996 (= *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich*, N. F., 62/2), S. 605–620.

² Wolfgang Kaschuba: *Einführung in die Europäische Ethnologie*. 2., aktualisierte Aufl. München, Sinzheim 2003 (= C. H. Beck Studium), S. 64.

³ Erinnern möchten wir hier an eine 1780 publizierte Umfrage mit dem Titel „Leitfaden, nach welchem alle hierländigen, wohlgesinnten und eifrigen Patrioten über die physikalisch=politisch= und ökonomische Beschaffenheit der verschiedenen Landesviertel, Gegenden oder Bezirke von Niederösterreich zuverlässige Nachrichten zu sammeln, und, allenfalls, in Gestalt besondrer Landesbeschreibungen, an die Kaiserl. Königl. N. Oe. Ökonomische Gesellschaft einzusenden eingeladen werden. Wien, 1780.“

gezeigt.⁴ Nach 1850 treffen wir allmählich schon vermehrt auf Persönlichkeiten, die in verschiedenen Regionen Niederösterreichs Materialien, die die Bewohner, ihre Lebenswelten und ihren Alltag betrafen, sozusagen selbständig zu sammeln begannen, wonach die volkskulturelle Zusammenschau und Erforschung regional eine doch z. T. sehr unterschiedliche Entwicklung genommen hat. Es stellt sich folglich die Frage nach den Ursachen dieser Interessen, sich mit der Bevölkerung, ihrer Geschichte und Kultur näher zu beschäftigen. Es muss also Interessenten und Anreger, vermutlich auch von außerhalb, gegeben haben, die selten direkt genannt, aber indirekt eher in Fußnoten und Zitaten nachweisbar sind. Man könnte sagen: Sammlungen und Publikationen niederösterreichischer Volksforscher gehen zum Teil wohl auch auf die Rezeption volkskultureller Standards von außerhalb Niederösterreichs zurück, von denen sie mehrheitlich sicherlich durch Publikationen angeregt wurden und deren theoretisch-inhaltliche Modelle sich ihnen sozusagen angeboten hatten. Infolgedessen mündeten die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden regionalen Aufsammlungen vornehmlich in Publikationen verschiedener Sammler, auf die später näher eingegangen werden soll.

Am Beispiel einer Region, nämlich eines Verwaltungsbezirkes, hier des VB Hollabrunn, im westlichen niederösterreichischen Weinviertel⁵ gelegen, soll gezeigt werden, welches Wissen von volkskulturellen Entwicklungen und deren Sammlung von Volksgut festgehalten wurde. Wir wenden uns daher diesem überschaubaren landschaftlichen Teilbereich, nämlich dem Verwaltungsbezirk Hollabrunn zu; einer Landschaft, die im Osten vom Verwaltungsbezirk Mistelbach, im Südosten vom Verwaltungsbezirk Korneuburg, im Süden von Teilen des Verwaltungsbezirkes Tulln und im Westen vom Verwaltungsbezirk Horn begrenzt wird. Im Norden reicht der VB Hollabrunn bis an die heutige tschechische Staatsgrenze, mit diesem südmährischen Raum gibt es seit altersher kulturelle Beziehungen. Dieser bewusst abgegrenzte, überschaubare historische Raum soll im Folgenden konkret auf volkskulturelle Sammelleistungen hin untersucht werden, wobei wir im wesentlichen chronologisch vorzugehen haben; das heißt, es wird mit den älteren Autoren und den von ihnen gesammelten Belegen begonnen. Es stellt sich einerseits die Frage, welche Themenbereiche hier zunächst gesehen und dokumentiert wurden bzw. andererseits welche Methoden man dabei im Lauf eines dreiviertel Jahrhunderts Fachgeschichte bis etwa ins erste Viertel des 20. Jahrhunderts angewendet hat. Dabei soll auch versucht werden, allfällige Verbindungen und Anregungen aufzuzeigen und welche thematischen und wissenschaftstheoretischen Kontakte und Beeinflussungen es dabei wohl gab.

Aufgrund einer systematischen Aufarbeitung und Strukturierung der vorhandenen Arbeiten und wenn möglich aller aus einem Verwaltungsbezirk stammenden und hier wenigstens kur-

⁴ Rudolf S. Latzke: Die Erschließung des niederösterreichischen Landschaftsbildes. Vortrag, gehalten am 15. Dezember 1917. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, N. F., 17&18 (1918&1919), Wien 1919, S. 37–71; Eugen Oberhumer: Die Entwicklung der Landeskunde von Niederösterreich. Wien 1921 (= Heimatkunde von Niederösterreich, 5). Zur frühen Beschäftigung mit den lokalen Sprachgewohnheiten sei hingewiesen auf: Franz Tschischka: Bemerkungen über die Mundart des Volkes im Lande Oesterreich unter der Enns. In: Beiträge zur Landeskunde Oesterreich's unter der Enns, 1. Bd., Wien 1832, S. 74–95; 2. Bd., 1832, S. 148–217; 3. Bd., 1833, S. 123–130.

⁵ Anton Becker: Zur Kunde des Viertels unter dem Manhartsberg. In: A. Becker: Ausgewählte Schriften. Mit einer Bibliographie zu seinem 80. Geburtstag. Mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht und der niederösterreichischen Landesregierung hg. v. Hugo Hassinger u. Karl Lechner. Wien 1948, S. 122–157; Anton Becker – zum Gedenken. In: Unsere Heimat 26 (1955), Nr. 1–2, S. 1 f., 1. Portr.

sorisch aufzuzählenden Quellen sollte sich zeigen, dass es am sinnvollsten ist, zunächst kleinere überschaubare Räume und damit Darstellungen regionaler Art, auch von Tal- und Beckenlandschaften, umfassend zu behandeln. Wenn später einmal mehrere, wie eben erwähnt konzeptionell ähnliche Darstellungen auf Bezirksebene oder sonst wie regional strukturiert vorliegen, kann man entsprechende überregionale Aufgabenstellungen etwa auf Landesviertelsebene realisieren, um so zukünftig einmal eine Gesamtdarstellung der Entwicklung der volksculturellen Situation Niederösterreichs ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zu versuchen. Dies haben, wie auch schon angedeutet, manche Autoren gelegentlich mit mehr oder weniger Akribie getan und dabei unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt, jedoch sind sie meist in verallgemeinernden Darstellungen stecken geblieben. Daher meinen wir, es hilft hier nur eher enger regional vorzugehen; das Ziel wäre es, eine zeitgemäße Darstellung der Volkskultur des ganzen Landes Niederösterreich nach dem Muster der umfangreichen Publikation der niederösterreichischen Volkskunde von Leopold Schmidt⁶ zu schaffen. Der skizzierte Teilbereich des VB Hollabrunn soll der Anfang sein.

Zunächst geht es ganz allgemein einmal um eine Aufarbeitung der einzelnen Quellengruppen in Archiven, ebenso aus der Literatur, den Museumsbeständen, den verschiedenen Bildquellen⁷ und den kulturhistorischen Denkmälern in der freien Natur usw.; dies kann derzeit freilich nur marginal und erst später einmal umfassender systematisch geschehen. An einzelnen Beispielen sollte man daraus aber ersehen können, welche Entwicklung der „volksculturelle Kanon“ genommen und wie sich seine Gestaltung entwickelt hat. Die Voraussetzungen für volksculturelle Sichtweisen hängen damit zusammen, welche Quellen als solche spezifisch erkannt, akzeptiert bzw. jeweils zur Verfügung standen und welche Anforderungen an eine Volkskulturbeschreibung jeweils gestellt wurden. Außer den Belegen der Volkskundeforschung wird die Zuhilfenahme der gleichfalls sehr unterschiedlich strukturierten Regionalforschung und ihrer zahlreichen Quellengruppen unter Heranziehung verschiedener Fachgebiete nützlich sein; Regionalforschung und Volksforschung haben einander bekanntlich schon immer gut ergänzt.⁸

An älterer Literatur aus dem Raum des heutigen Bezirkes Hollabrunn gibt es, wie schon erwähnt, nicht allzu viel, was sich für unsere Zwecke besonders nutzen lässt. Freilich sind ältere Publikationen, und vor allem die topographischen Werke aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vielfach auf volksculturelle Themen noch gar nicht genauer durchgesehen worden; dies sollte jedoch dringend nachgeholt werden. Auch Leopold Schmidts bekannte Wissenschaftsgeschichte der niederösterreichischen Volkskulturforschung hat viele dieser Materialien eher kurz behandelt, ja eigentlich nur gestreift. Es blieb in der Regel bei knappen Qualifizierungen; Ein- und Zuordnungen wurden versucht, man hat sie in politische und gesell-

⁶ Schmidt 1966 (wie Anm. 1); Ders.: Volkskunde von Niederösterreich. 2. Bd. m. 65 Abb. auf Taf. Horn 1972; Ders.: Volkskunde von Niederösterreich. Register. Registerbd. zu L. Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. Bd. I (1964), Bd. II (1972). Horn 1974.

⁷ Vgl. z. B. Der Bezirk Hollabrunn. Alte Ansichten, Karten und Bücher. Eine Ausstellung aus den Sammlungen der NÖ Landesbibliothek. 1. April bis 8. Oktober 1993 im Foyer der NÖ Landesbibliothek Wien I, Teinfaltstraße 8. Wien 1993 (= Sonder- und Wechsellausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek, 11).

⁸ Vgl. Hermann Steininger: Der Bezirk Hollabrunn – Literatur. In: Der Bezirk Hollabrunn (wie Anm. 7); Markus Holzweber, Bettina Weisskopf: Regionale Heimatforschung am Beispiel des Waldviertler Heimatbundes. In: Oliver Kühschelm, Ernst Langthaler, Stefan Eminger (Hg.), Karina Matejcek (Textred.), Horst Krönigsberger (Bildred.): Kultur. Wien, Köln, Weimar, Horn 2008 (= Niederösterreich im 20. Jahrhundert, Bd. 3), S. 343–362, 2. Abb., 4. Faks., Grafik 1–2.

schaftliche Entwicklungen eingebunden und erklärt, was die einzelnen Autoren an volksmäßigen Inhalten gesehen hatten und wie und warum diese so oder so interpretiert wurden.

Wir beginnen zunächst mit Vinzenz Weintridt (1778–1849), einem Priester, der in Schweickhardts Publikation „Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens etc.“ einen historischen Beitrag über die Geschichte von Retz geschrieben hatte.⁹ Diesen hat er dann 1835 sozusagen als literarischen Sonderdruck „für die Rötzer und deren Freunde“ herausgegeben.¹⁰ Inhaltlich bringt diese Publikation sowohl statistische Daten als auch thematisch Interessantes, was eine gewisse Charakterisierung der einheimischen Bevölkerung ermöglicht und aufzeigt und wie sich diese aus der Sicht des Autors darstellt. Ein Sonderheft, Retz betreffend, erschien extra, eben „für die Rötzer und deren Freunde“ 1835; ein Beweis für Weintridts gute Kontakte mit dem kleinstädtischen Bürgertum und der gegenseitigen Wertschätzung. So berichtet Weintridt über die „pittoreske Betrachtung der drei Herrschaften Althof-Rötz“, „die landesfürstliche Stadt Rötz“ und die „Cameralherrschaft Rötz“, also über historisch-regionale Teilbereiche des Stadtraumes und seiner unmittelbaren Nachbarschaft und die dabei gemachten volksnahen Beobachtungen. Wir lesen hier z. B. über das Bauwesen, die Baugestaltung und den damaligen Bauzustand, aber auch über verschiedene Einzelheiten im unmittelbaren ländlichen Umfeld;¹¹ es geht hierbei auch um Fragen der Erhaltung und – soweit wir sehen – auch um Verbesserungen der Bausubstanz, des Wohnens, Arbeitens und Wirtschaftens. Wirtschaftliche Ressourcen werden angesprochen, vor allem deren reale ökonomische Bedingungen. Unter anderem erfahren wir z. B. von den zwei bis heute bekannten Windmühlen, über soziale Einrichtungen im Stadtbereich usw.¹² Auf kulturelle Entwicklungen, und das interessiert uns besonders, weist Weintridt detailliert hin: im Dominikanerkloster wurde vom sächsischen Adeligen Raimund von Fitzing eine Bibliothek eingerichtet; ebenso hat man eine Sammlung von Münzen, Medaillen, Mineralien und Antiquitäten angelegt, auch eine große Riesenschlange wurde hier in einem Glaskasten aufbewahrt, die sich einst der Sage nach in der Gegend aufgehhalten haben soll.¹³ Auch erhielten sich, so schreibt er, verschiedene wichtige Archivalien. Er kennt und beschreibt das Archiv und die Antiquitätenkammer im städtischen Rathaus und bringt eine eindrucksvolle Schilderung des dort befindlichen Inventars. Alle diese Informationen sind in die vor allem ausführlich behandelte Geschichte der Stadt und ihres Umlandes eingeflochten. Wir wissen über V. Weintridt,¹⁴ einem Weltpriester und wissenschaftlich geschulten Religionsprofessor und Anhänger des Josephinismus und der katholischen Aufklärung, dass er von Wien in das ferne Retz, in die dortige Pfarre – ohne hier auf nähere Umstände dieser obrigkeitlichen Entscheidung näher einzugehen – zwangsversetzt worden ist, aber seiner aufklärerischen Gesinnung treu geblieben war. Auf Grund seiner Persönlichkeit galt sein Bestreben Voraussetzungen zu schaffen, um Bildungsprozesse in Gang zu bringen. In Retz, 1824 investiert, wurde er zum Hei-

⁹ Franz Xaver J. Schweickhardt-Sickingen: Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, durch umfassende Beschreibung aller Burgen, Schlösser, Herrschaften, Städte, Märkte, Dörfer, Rotten ec. ec. topographisch = statistisch = genealogisch = historisch bearbeitet, und nach den bestehenden Kreisvierteln alphabetisch gereiht. Viertel unterm Manhartsberg, 5. Bd., Wien 1835, S. 231–284.

¹⁰ Vinzenz Weintridt [sic!]: Alt- und Neu-Rötz. Aus dem vaterländischen Werke: Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens etc., für die Rötzer und deren Freunde. Wien 1835.

¹¹ Ebd., S. 2, 14.

¹² Ebd., S. 26 f.

¹³ Ebd., S. 15.

¹⁴ Richard A. Hofmann: Vinzenz Weintridt (1778–1849). Ein Gelehrten-Schicksal im Vormärz. In: Unsere Heimat 50 (1979), H. 4, S. 181–195, 1. Abb.

matforscher und Geschichtsschreiber;¹⁵ der Grund dafür waren seine Bemühungen um die Rückgabe des Pfarrvermögens, das der Religionsfond seinerzeit eingezogen hatte, weshalb sich Weintridt umfangreich mit den lokalen historischen Quellen beschäftigen musste und wodurch er zum Kenner der historischen Entwicklung von Pfarre und Stadt geworden war. Diese seine Publikation, übrigens eine der ältesten selbstständig erschienenen schwerpunktmäßig historischen Heimatkunden Niederösterreichs, bringt also – wie schon angezeigt – eine Reihe volkskultureller Schilderungen mit Sichtweisen auf „Land und Leute“. In manchem besteht eine Ähnlichkeit mit der schon Jahre zuvor publizierten Reisendenliteratur, die ebenfalls viele für ihre Zeit neue informative Zugänge über Lebensweisen und kulturelle Entwicklungen und somit Anregungen gebracht hatte, welche auf Weintridt und seine obige Publikation wohl auch methodisch eingewirkt haben mögen.

Ein Zugang zur Beschäftigung mit den verschiedenen Bevölkerungsgruppen um die Mitte des 19. Jahrhunderts war die sprachnational determinierte ethnographische Statistik, der Karl Freiherr von Czoernig (1804–1889) verpflichtet war.¹⁶ Seine „Ethnographie der oesterreichischen Monarchie“ erschien 1857. Bezüglich Niederösterreich ortet Czoernig neben den zahlenmäßig weitaus dominierenden deutschstämmigen Einwohnern an den nordwestlichen, den nordöstlichen und östlichen Grenzen Slawen, von denen sich, wie er schreibt, manche zum Teil germanisiert hätten.¹⁷ In einer Übersicht vermittelt dieser Autor für ganz Niederösterreich dann genauere Zahlen; im Bezirk Hollabrunn jedenfalls werden von ihm keine slawischen Bevölkerungsanteile festgestellt.¹⁸ Czoernig berichtet in diesem Werk auch von Tracht und Moden im Erzherzogtum unter der Enns als Ausdruck des vorherrschenden nationalen Zeitgeschmackes¹⁹ und der Volks- und Tanzmusik.²⁰

Um diese Zeit, knapp nach Mitte der Fünfzigerjahre des 19. Jahrhunderts, hatten sich aber auch schon Sammler mündlicher Traditionen um Materialien gekümmert, die in der breiten Öffentlichkeit Interesse fanden. Zu diesen zählt der deutsche, aus Westfalen stammende und nach Wien eingewanderte Germanist und Schulmann Theodor Vernaleken (1812–1907),

¹⁵ Hofmann 1979 (wie Anm. 14), S. 190; s. auch Erich Landsteiner: Stadtgemeinde Retz. In: Vergangenheit und Gegenwart. Der Bezirk Hollabrunn und seine Gemeinden. Hg. u. redigiert v. Ernst Bezemek u. Willibald Rosner im Auftrag des Vereins zur Förderung der Heimatkundlichen Forschung im Bezirk Hollabrunn. Hollabrunn, Horn 1993, S. 836–843, 1. Abb.

¹⁶ Franz Grieshofer: Karl Freiherr von Czoernig (1804–1889). Ein Wegbereiter der Ethnographie in Österreich. In: Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitzl zum siebzigsten Geburtstag. Hg. für den Verein für Volkskunde v. F. Grieshofer u. Margot Schindler. Wien 1999 (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 4), S. 117–127.

¹⁷ Karl Czoernig: Ethnographie der Oesterreichischen Monarchie. Hg. durch die kaiserl. koenigl. Direction der administrativen Statistik. I. Bd., 1. Abth. Mit einer ethnographischen Karte in vier Blättern. Wien 1857, S. 663, Anm. 1.

¹⁸ Ebd., S. 665. Vgl. dazu Schober Karl, Heimatskunde von Nieder=Österreich. Zum Gebrauche an Lehrerbildungsanstalten und als Handbuch für Volks- und Bürgerschullehrer. Wien, Linz 1884, S. 232, wo von im Bezirk zerstreut wohnenden 172 „Cechoslovaken“ berichtet wird. Eine weitere Information über die „Umgangssprache“ bietet Gustav Rusch: Landeskunde von Niederösterreich. 2. Aufl. M. 7 Holzschnitten, 1 Kte. u. 2 Ktnskizzen. Wien, Brünn 1900 (= Methodisch bearbeitete Texte zu den vom k. u. k. militär-geographischen Institute in Wien hg. Schul-Wandkarten u. Handkarten v. Dr. K. Schober.), S. 119; derartige „Landeskunden“ bringen mitunter auch Informationen über weitere volkskulturelle Bereiche: s. z. B. Merth Bernhard, Kleine Landeskunde des Erzherzogtumes Osterreich [sic!] unter der Enns. Ein Lehr- und Lesebuch. 3., umgearb. Aufl. Korneuburg 1903, S. 85, 89, 98 f., 100–103.

¹⁹ Czoernig 1857 (wie Anm. 17), S. 169–174.

²⁰ Ebd., S. 179–181; Grieshofer 1999 (wie Anm. 16), S. 126.

welcher beruflich im Bereich des öffentlichen Bildungswesens wirkte und als früher Volkskundler und Anhänger der Grimmschen Mythologie angesprochen werden kann.²¹ Publizistisch trat er als Germanist in Erscheinung, indem er sprachwissenschaftliche und literarische Themen behandelte. Darüber hinaus sammelte er Sagen, Märchen, Mythisches, Spiele, Reime sowie Brauchtumsberichte aus den Alpenländern und publizierte mehrere Werke,²² in denen er verschiedene Volksüberlieferungen, u. a. auch aus Niederösterreich, darbot. So schrieb er z. B. über Orakelbräuche aus Jetzelsdorf²³ und berichtete von einer Teufelssage in Obernalb bei Retz;²⁴ beide Orte liegen im VB Hollabrunn. Ebenfalls der Region entstammen Märchenaufzeichnungen aus Retz²⁵ und Haugsdorf²⁶ sowie aus Karlsdorf bei Retz.²⁷

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts waren vaterländische Geschichts- und Altertumsvereine entstanden, so 1853 der „Altertumsverein zu Wien“, der sich auch niederösterreichischer „Altertümer“ und „Denkmäler“ annahm. Bemühungen in diese Richtung gab es ja schon seit den Neunzigerjahren des 18. Jahrhunderts. Bekanntlich hatten sich auch die niederösterreichischen Stände bemüht, die Historie und die Erforschung von Land und Leuten zu betreiben und davon Mitteilungen zu machen. So hatte ein Plan bestanden, eine groß angelegte „Topographie“ zu fördern. Publikationen wie die „Beiträge zur Landeskunde“ (1832–1834) sollten diese damals aktuellen Bemühungen unterstützen. Aber erst eineinhalb Jahrzehnte später, 1859, hatte ein Mitglied der „Geographischen Gesellschaft“, der Schulmann und Heimatpädagoge Moritz Alois Becker (1812–1887) mit seinem Buch „Der Ötscher“ insoweit eine Pionierleistung erbracht, als er damit erstmals einen natürlichen Landschaftsraum gemeinsam mit anderen gleich Gesinnten modellhaft beschrieb.²⁸ Folglich war er bestrebt, eine Vereinigung zustande zu bringen, die sich um eine ganzheitliche Sichtweise kultureller Phänomene bemühen sollte. Zunächst waren es vielfach renommierte Historiker von Universitäten, der Akademie der Wissenschaften in Wien, von Vereinen, wie z. B. dem Ingenieur- und Architektenverein, aber auch Kleriker und Private aus zahlreichen Wissenschaftsbereichen, die sich angesprochen fühlten.

²¹ Leopold Schmidt: Johannes Nordmann und seine Sagenaufzeichnungen. Ergebnisse der Wanderungen eines österreichischen Journalisten in der liberalen Zeit. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil im 19. Jahrhundert. (1830–1880). Hg. v. Herbert Zeman. Graz 1982 (= Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung), (= Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte, XI.–XII. Bd., 1981–1982), S. 663.

²² Theodor Vernaleken: Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Wien 1858; Ders.: Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde. Wien 1859; Ders.: Österreichische Kinder- und Hausmärchen. Treu nach mündlicher Überlieferung. Wien 1864; Ders.: Alpensagen. Hg. v. Hermann Burg. Salzburg, Leipzig, Graz 1938; Ders.: Alpenmärchen. Lizenzausg. Augsburg, Korneuburg 1992.

²³ Ders. 1859 (wie Anm. 22), S. 31, Nr. 5; Ebd., S. 355, Nr. 3.

²⁴ Ebd., S. 369, Nr. 5, II.

²⁵ Ders. 1864 (wie Anm. 22), S. 355, Nr. 55, 56; Ders. 1992 (wie Anm. 22), S. 243–245, 245–247, 269.

²⁶ Ders. 1992 (wie Anm. 22), S. 250–252, 269; Ders. 1864 (wie Anm. 22), S. 355, Nr. 58.

²⁷ Ders. 1864 (wie Anm. 22), S. 347, Nr. 28; Ders. 1992 (wie Anm. 22), S. 118–122, 1. Abb.

²⁸ M(oritz) A(lois) Becker (Hg.): Reisehandbuch für Besucher des Ötscher, aus eigener Beobachtung und bisher unbenützten Quellen geschöpft von mehreren Freunden der Landeskunde. Mit einer Karte des Ötscher und der Rundsicht vom Gipfel. Wien 1859, 1. Th.; Siehe in diesem Zusammenhang bes. Karl Lechner: 1864–1964. 100 Jahre „Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien“ im Rahmen wissenschaftlich-landeskundlicher Bestrebungen seit Ende des 18. Jahrhunderts. Wien, Horn 1964, S. 66 f.

Die im Jahre 1864 erfolgte Gründung des „Vereins für Landeskunde von Niederösterreich“ war ein Ergebnis dieser Bestrebungen²⁹ mit dem Ziel, wie es in der Eingabe an den Niederösterreichischen Landtag hieß, „zur Bewerkstelligung topographischer Arbeiten“ beizutragen, womit die Vorstellungen der Stände des Vormärz hier eine Fortsetzung finden sollten. Im Aufruf zur Constituierenden Versammlung des Vereines für Landeskunde hatte man das Ziel noch genauer formuliert; es ging um die Schaffung verlässlicher Grundlagen, um die „Verhältnisse eines jeden Ortes im Lande“ in Bezug auf „Geographie und Statistik, Bodenbeschaffenheit, Sprache und Volksliteratur, Geschichte, Kunst und Industrie“ durchleuchten zu können.³⁰ Nicht zu vergessen sei in diesem Zusammenhang das die Fächer übergreifende Gebiet der „Kulturgeschichte“, um welche sich besonders der um den Verein und seine Entwicklung sehr bemühte Anton Mayer (1838–1924) kümmerte. Von allem Anfang an sollte der Verein die Forschung fördern; sechs Sektionen wurden gegründet, darunter „Volkskunde und Schöne Literatur“ (Obmann: Moritz Alois Becker), dann vor allem Geschichte und darunter als Teilbereich „Kulturgeschichte“ (Obmann: Andreas von Meiller (1812–1871)). Die dafür vorgesehene Materialsammlung sollte aufgrund des Einsatzes von Fragebögen methodisch angewendet im Vordergrund der Vereinsbemühungen stehen. Zu diesem Zweck hatte man bereits im 1. Jahrgang der vom Verein herausgegebenen „Blätter für Landeskunde in Nieder-Oesterreich“ (1865) 256 „Fragen zur Förderung der Ortskunde“³¹ gestellt und ein weiträumiges Korrespondentennetz aufgebaut. Von den 256 Fragen (die Fragen beziehen sich auf die Nummerierung des Fragebogens) werden hier jene ausgewählt, die für die damalige Zeit wohl für volkskundlich relevant gehalten wurden:

76 Menschenschlag (Kindernahrung, Sauglappen, Einschläfern der Kinder, Wiege, Kinderkleidung, Hygiene); 77 Merkmale der geistigen Entwicklung der Ortsbewohner (... Charakterzüge, sittliche Gebrechen, Fensterln, Samstagnacht, Alltag der Kinder, Lektüre); 78 Volkssprache (Bäuerliche Arbeiten, Namen von Geräten, Werkzeugen, Getreidearten, Pflanzen, Tiere, Eigennamen der Haustiere, einzelner Gegenden, Häuser, Grundstücke, Ausdrücke der Jäger, Hirten, Handwerker, Kohlenbrenner, Fuhrleute ...); 79 Volkstümliche Wörter und Ausdrücke (Dinge, Verrichtungen, Grüße, Scheltworte, derbe Ausdrücke); 80 Sprichwörter, Redensarten bei besonderen Anlässen (Feldarbeit, Jagd, Handwerk, Begegnung, Kauf und Verkauf, Krankheiten, Viehtrieb, freudige bzw. traurige Ereignisse); 81 Sprüche der Handwerker (Zugewanderte Gesellen, Aufnahme in das Handwerk, Jahrtagsfeier, Weinbauer, Zechen, Bruderschaften); 82 Volksübliche Namen (auch mehrere Benennungen) wild wachsender Pflanzen (Bäume, Sträucher, Kräuter); 83 Tiernamen; 84 Volkstümliche Ortsbezeichnungen (einzelne Häuser, Grundstücke, Waldstrecken, Weiden, Weingärten), Ortsetymologisches; 85 Familiennamen (Häufigkeit), Abkürzung und Veränderung von Taufnamen, Spitz- (Spott)namen von Personen; 86 Alte Druckwerke (Bauernkalender, „Planetenbüchel“, „Bauernregeln“, Lieder, Gebete, schriftliche Aufzeichnungen); 87 Geistliche und weltliche Lieder, gedruckt oder ungedruckt, Melodie zum Text, Liedersammlungen, Nachtwächtersprüche

²⁹ Helmuth Feigl: Niederösterreich – erforscht und beschrieben. 125 Jahre Verein für Landeskunde von Niederösterreich. In: NÖ Kulturberichte, Wien Nov. 1989, S. 1–4, 4. Abb.

³⁰ Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 81 f.

³¹ Fragen zur Förderung der Ortskunde. In: Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich 1 (30. Sept. 1865), Nr. 11, S. 164–168; (14. Oct. 1865), Nr. 12, S. 181–187; (31. Oct. 1865), Nr. 13, S. 203–205; (30. Dez. 1865), Nr. 18, S. 294–300; wahrscheinlich waren auch Anregungen von Moritz Alois Ritter von Becker hilfreich, diesen Fragebogen zu erstellen, den er im „Schulboten“ veröffentlicht hatte: vgl. Helga Becker: M. A. R. v. Becker (1812–1887). In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, N. F., 54/55 (1990), S. 13f.

(Liedersprüche); 88 Vierzeiler (Stanzel, Schnaderhüpfel mit Melodien, Almlieder (Jodler, Almer und Bezeichnung der Nebenstimmen); 89 Tänze, Musikinstrumente, Melodien; 90 Märchen (Geschichten, Volksdichtung mit dem wörtlichen Ausdruck des Erzählers); 91 Spottnamen (Erzählungen, Spruchreime, Spitznamen), Ortswahrzeichen; 92 Kinderspiele (Sprüche, Reime, Rätsel ...); 93 Volksbrauch (Kirtag, Volksbelustigungen); 94 Volksschauspiele (Aufzugsspiele zu religiösen Anlässen, auch im Fasching, Texte ...); 95 Aufdingen der Dienstboten, Freisprechen der Lehrjungen, Kauf und Verkauf, Almauftrieb, Schlichtung von Streit, Einzug in ein neues Haus, Ausziehen von Haus und Hof oder Ortschaft, Gebräuche/Gewohnheiten und Meinungen bei Vieh und Bienenzucht, Feld-, Garten-, Wein- und Waldwirtschaft; 96 Jahrsbrauchtum; 97 Lebensbrauchtum; 98 Vorrechte, Abzeichen; 99 Sagen (Denkzeichen, Erzählung aus dem Volksmund); 100 Sagen (Entstehung des Ortes, der Kirche / Kapelle, Heiligenleben, Sprüche); 101 Inschriften; 102 Namen und Beinamen gewisser Tage und ihre Deutung; 103 Volksmeinungen (Mond, Sterne, Sternschnuppen, Irrlichter, Hagel, Wind, Sonne, Wetter, Tiere als Wetteranzeiger); 104 Traditionen (Brunnen, Bäume, Hügel); 105 Glücks- und Unglücksbringer (Pflanzen, Tiere); 106 Unheimliche Orte (... Schatzsage); 107 Hausmittel (Kräuter, Sympathiemittel, Wender / Besprecher ...); 108 Nahrung, Getränke, Branntwein; 109 Kleidung (Tracht, Haartracht, Kopfbedeckung, Kopfputz, Kinderkleidung, Stoffe, Farbe, Werktags- und Sonntags- / Festkleidung, Abzeichen); 110 Örtlichkeiten (Dorfanlage, Grundstücke, Teile des Hauses und deren Namen, Verzierung des Hauses, Inschriften, Stall, Scheune, Hausgarten, Dünger, Hauseinrichtung, Bildschmuck); 115 Friedhof (Inschriften, Wappen); 116 Steininschriften (Bildstöcke); 123 Juden; 126 Ortssagen; 127 Altbauten (Namen, Zustand); 150 und 155 Sammlungen; 153 Gemeindehaus (Rechtsaltertümer, Sammlungen ...); 154 Bauern- und Bürgerhäuser (Architektur); 157 Gedenksäulen, Gedenktafeln; 158 Wegkreuze; 172 – 178 Bodenfunde, Münzgefäße, Waffen, Werkzeuge, Schmuckgegenstände; 182 Sagen, Bodenfunde betreffend; 190 Volksschauspiele, Bauernspiele, Weihnachts-, Oster-, Fastenschauspiele, Kinderkomödien; 195 Tanzmusik, Tanzweisen; 196 Instrumente; 197 Wandermusikanten; 203 Begrenzung; 214 Holztransport; 255 Verzäunung; 256 Quellen für die Orts- und Regionalkunde.

Man sieht also deutlich: Diese Umfrage ist in der Tat ein als volkskundlich anzusprechender Fragenapparat, der zwar nicht direkt als solcher bezeichnet wird, aber wir meinen, dass die hier genannten Themen im Rahmen dieser landeskundlichen Fragestellungen durchaus ein fachspezifisches Programm sein konnten, um Land und Leute in ihrer Vielfalt gesamtheitlich zu erfassen. Diese Fragen wurden gesondert auch als eigenes Frageheft publiziert und im ganzen Land bekannt gemacht, sie stellen somit in unserem Raum den unseres Erachtens nach doch sehr geglückten Versuch einer erstmaligen großräumigen Erfassung volkskundlicher Quellen mittels Fragebogen dar. Folgende thematisch umfangreichere Bereiche dieser Frageliste können daher nach größeren Gruppen geordnet werden:

Personale Charaktereigenschaften, Lebensvollzug und -gewohnheiten der verschiedenen Altersstufen, Sprachliches, Nahrung, Kleidung, Wohnen, Lebensumraum, Arbeit, Freizeit, Architektonisches, Funde, Musikalisches, rechts- und glaubensmäßig gebundene Traditionen etc.

Etwa zur selben Zeit hatte der auch im Verein für Landeskunde tätige Valentin Streffleur (1808–1870) einen Vortrag auf der Sommerversammlung dieses Vereines im Krems gehalten und dort unter dem Titel „Land und Leute in Nieder-Oesterreich und die Methode, ihre Eigenthümlichkeiten zu erforschen“ programmatisch die Aufgaben der Landeskunde, so wie er

sie verstand, präzisiert.³² Er meinte sehr praxisbezogen, die Förderung der Heimatkunde diene der „Erhöhung der Heimatliebe, in der die Vaterlandsliebe wurzelt“ und sie führe einen „rascheren Fortschritt zum Guten“ herbei. Streffleur verweist besonders auf die unterschiedlichsten Kultur-Zustände hin und bringt diese in Verbindung mit den ethnographischen Verhältnissen. Niederösterreich wird von ihm als Land großer Unterschiede physikalischer, wirtschaftlicher und kultureller Art gesehen, infolgedessen wird auch die Population Niederösterreichs als sehr unterschiedlich qualifiziert. Für Wien gelte dasselbe. Der Autor meint, unterschiedliche wirtschaftliche und soziale Gegebenheiten korrespondieren mit der ethnographischen Verschiedenheit der Bewohner.³³ Statistische Vergleiche in Niederösterreich bezüglich der Feststellung von Gebrechlichkeit, die bei Assentierungen festgestellt wurden, kommentiert der Autor damit, dass es zum Beispiel den Wohlhabenden leichter fiele, für gebrechlich gehalten zu werden.³⁴ Ansteckende Krankheiten wiederum, wie die Cholera von 1855, hingen einerseits mit geographischen Lagen in Feuchtgebieten, aber auch mit entsprechenden schlechten Wohnverhältnissen zusammen.³⁵ Die Kindersterblichkeit, deren Anlässe Streffleur ebenfalls bespricht, wird gleichfalls – mutig formuliert – mit den zeitgleich festgestellten sozialökonomischen Verhältnissen in Verbindung gebracht.³⁶ Methodisch empfiehlt Streffleur zukünftige Erhebungen landeskundlicher Art nach politischen Bezirken vorzunehmen, weil, wie er meint, nur in ihnen kompetente behördliche Organe für die Mitteilungen über bestimmte Themenstellungen zu finden sind;³⁷ als Grundlage seien die kleinsten regionalen Einheiten (Katastralgemeinden, Pfarren) zu wählen. Wie man sieht, hat Streffleurs Begriff der Landeskunde den Menschen als Gesellschaftswesen im Auge, der in verschiedenen geographischen Räumen die Probleme seiner Existenz zu erkennen und diese zu bewältigen sucht.³⁸

In diesem Zusammenhang möchten wir erwähnen, dass übrigens ebenfalls im selben Jahr 1865 im ersten Heft der „Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich“ ein umfangreicher Artikel in mehreren Folgen des zunächst als Schulgehilfen, dann als Lehrer tätigen Johann Wurth (1828–1870) erschienen war; diese Sammlung enthält vor allem Aufzeichnungen von „Sitten, Bräuche(n) und Meinungen des Volkes in Nieder-Oesterreich“, und zwar schwerpunktmäßig aus dem Wienerwald (Heiligenkreuz und Umgebung) und dem östlich davon liegenden Flachland (Münchendorf und Umgebung).³⁹ Wurth charakterisiert seine

³² V(alentin) Streffleur: Land und Leute in Nieder-Oesterreich und die Methode, ihre Eigenthümlichkeiten zu erforschen. In: Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich 1 (31. Oct. 1865), Nr. 13, S. 195–201; (8. Nov. 1865), Nr. 14, S. 209–213; (18. Nov. 1865), Nr. 15, S. 225–235; (30. Nov. 1865), Nr. 16, S. 241–261.

³³ Ebd., Nr. 15, S. 235.

³⁴ Ebd., Nr. 16, S. 253 f.

³⁵ Ebd., S. 254.

³⁶ Ebd., S. 255.

³⁷ Ebd., S. 260.

³⁸ Werner Berthold: 125 Jahre Verein für Landeskunde von Niederösterreich – Einführung und Beschreibung der Ausstellungsobjekte. In: Wissenschaftspflege in Niederösterreich. 125 Jahre Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Ausstellungskatalog. 19. Oktober 1989 bis 30. März 1990 im Foyer der NÖ Landesbibliothek Wien I, Teinfaltstraße 8. Red.: W. Berthold. Hg. u. MI: Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Wien 1989 (= Sonder- und Wechseiausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek, 2), S. 13, Kat.-Nr. 27.

³⁹ Johann Wurth: Sitten, Bräuche und Meinungen des Volkes in Nieder-Oesterreich. In: Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich 1 (1865), Nr. 1, S. 7–9; Nr. 3, S. 39–44; Nr. 5, S. 74–76; (12. Aug. 1865), Nr. 8, S. 11–118; (20. Aug. 1865), Nr. 9, S. 134–139; (9. Sept. 1865), Nr. 10, S. 146–151; 2 (20. Nov. 1866), Nr. 11, S. 261–264; (20. Dez. 1866), Nr. 12, S. 278–293.

umfassende Sammlung aus dem Volk, indem er die Themen⁴⁰ benennt: „Sitten und Gebräuche, Lieder, Sagen und Märchen, Kinder- und Volksreime, Räthsel und Spiele, Sprichwörter und mundartliche Wörter.“ Seine 1. „Hauptabtheilung“ gliedert sich in folgende „Unterabtheilungen“:

„Geburt und Taufe, Kinderjahre, Kindertod, Liebe, Hochzeit und Ehe, Tod und Begräbnis, Seelen und Geister, Krankheiten, Haus und Hof und anderes aus dem Leben, Träume, Gebete und Segen, Hexen und Zauber, verschiedene mythische Gestalten, Teufel, Betheuerungen, Verwünschungen und Flüche, Pflanzen, Thiere, Steine, Elemente, Himmel und Gestirne, Wetterzeichen, das Jahr in seinen Festen und Gebräuchen, einige Gewohnheiten und Rechtsgebräuche.“

Wurth teilt übrigens auch mit, auf welche Anregungen seine Sammlungen zurückgehen. Er nennt den schon erwähnten Autor des „Ötscherbuches“, Schulrat M. A. Becker (1812–1887), der in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts den „österreichischen Schulboten“ redigierte und schreibt von dessen Aufforderung an die Lehrer mundartliche Wörter zu sammeln, was Wurth dann auch seinen Möglichkeiten entsprechend verwirklichte. Weitere Anregungen entnahm Wurth Frommanns Zeitschrift „Deutsche Mundarten“ und J. W. Wolfs „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde“ sowie dem „AUSTRIA-Kalender“.

Wurths Methode ist die der direkten Aufsammlung aus dem Volksmund und er beschreibt auch die Geschichte und Entwicklung seiner Sammlung: Vieles hatte er von seiner Mutter erfahren, manches konnte er schriftlichen Quellen entnehmen, so etwa aus der Handschrift des Zimmermannes Redtenbacher (Heiligenkreuz, um 1800). Wurths Mitteilungen sind, wie schon erwähnt, vornehmlich Berichte über den alten Volksglauben, Rezepte für Mensch und Vieh, Sympathiemittel, Segensformeln, Gebete. In Münchendorf fand Wurth eine alte Handschrift mit Segensformeln und Gebeten. Wurth kennt natürlich die mythologische Literatur seiner Zeit⁴¹ und nennt folgende Autoren, deren Anschauungen er kritiklos teilt: Grimm, J. W. Wolf, Panzer, Simrock, Müllenhof, Weinhold, Kuhn, Rochholz, Leoprechting, Mannhardt u. a. Für ihn sind Volksüberlieferungen Werte, die einerseits die Zufriedenheit des Volkes gewährleisten, andererseits haben, so meint er, Verbote und falsche Aufklärung geistigen und materiellen Ruin herbeigeführt; er folgert kulturpessimistisch, das Volk sei „auf andere schlechtere Unterhaltungen verfallen, die seinen geistigen und materiellen Ruin herbeiführen“.

Wurth hat in seinen Aufzeichnungen jeweils Beispiele vorgestellt und er gibt seine Quellen detailliert an (Ort, Gewährsperson, Handschrift, Literatur). In den Aufzeichnungen finden sich auch umfangreichere Artikel zu einzelnen Gebräuchlichkeiten. Die meisten Mitteilungen stammen, wie schon erwähnt primär aus dem Gebiet seiner beruflichen Tätigkeit im Viertel unter dem Wienerwald;⁴² aber auch aus anderen Landesteilen bringt er zum Teil umfangreiche Informationen, so etwa auch aus Oberhollabrunn im VB Hollabrunn (nach mündlicher Mitteilung von einem Mädchen aus dieser Gegend), wo über „Hochzeitsgebräuche“ berichtet wird.⁴³ Der Urenkel Johann Wurths (1828–1870), Ernst Wurth (1915–2002), ein emsiger

⁴⁰ Wurth 1865 (wie Anm. 39) 1 (1865), Nr. 1, S. 9.

⁴¹ Vgl., Willebald [sic!] Ludwig Leeb: Sagen Niederösterreichs. Mit einer Einbegleitung v. Karl Landsteiner u. 3 Text-Illustrationen. Wien 1892, S. III.

⁴² Tilde Lackner, Johann Wurth: Schulmeister in Münchendorf. In: Petrus Kaserer (Hg.), Sabine Wiesmayer (Lektorat), Roland Pölzl (Bildarchiv–Bildbearbeitung): Chronik Münchendorf. 4000 vor Christus bis 2004 nach Christus. Münchendorf, Wien 2004, S. 764–767.

⁴³ Wurth 1865 (wie Anm. 39), 1 (20. Aug. 1865), Nr. 9, S. 137, Nr. 43.

Heimatsforscher aus Guntramsdorf, hat übrigens aus Teilen des Tagebuchs von J. Wurth über die Lebensumstände seines Urgroßvaters berichtet.⁴⁴

Obzwar ein weiterer Sammler und Autor aus dieser Zeit, Karl Landsteiner (1835–1909), Professor der Geschichte und deutschen Sprache am k. k. Obergymnasium Krems,⁴⁵ unmittelbar keine Belege zur Volkskulturforschung des Bezirkes Hollabrunn beizubringen vermochte, möchten wir ihn hier dennoch anführen. Denn er behandelt in seinem 1866 publizierten Artikel “Sagen und Gebräuche des österreichischen Landvolkes, namentlich aus der Umgebung von Krems”⁴⁶ nicht nur zahlreiche Gebräuchlichkeiten, schwerpunktmäßig aus dem Kremser Nachbarbezirk, z. B. aus dem Strassertal sowie auch noch aus anderen Landschaften, sondern auch er schreibt über die Anregungen, die ihn dazu brachten, sich mit den oben angeführten Themen zu beschäftigen.

1865 hatte das Gymnasium in Krems ein Fragebogen über „Erntegebräuche des deutschen Landvolkes“ von Dr. Wilhelm Mannhardt (1831–1880)⁴⁷ erreicht, einem Schüler der Brüder Grimm, worauf Landsteiner eine Sammlung und Zusammenstellung bezüglich Aussaat und Ernte der in Niederösterreich vorhandenen Sitten und Gebräuche an Dr. Mannhardt sandte. Landsteiner förderte somit das Mannhardt'sche Unternehmen, indem er selbst zunächst einen Aufruf im Kremser Wochenblatt publizierte, infolgedessen er “mündliche und schriftliche Zusagen, selbst aus Ungarn, Böhmen und Mähren erhielt (...) und auch wirklich Beiträge”. Er nennt seine Beitragenden mit Namen und bemerkt, dass manche dieser Informationen den Verein für Landeskunde interessieren würden, der sich “speziell mit allem Volkstümlichem unserer engern Heimat beschäftigt”. In seinem obigen Beitrag befasst sich Landsteiner aber nicht nur mit Mannhardts Fragestellungen bezüglich Saat und Ernte,⁴⁸ sondern er geht darüber weit hinaus und er bemerkt zu Recht, dass manches schon andernorts gedruckt sei. Dann

⁴⁴ Ernst Wurth: Aus dem Tagebuch meines Urgroßvaters. In: Heimatmuseum Guntramsdorf, Nr. 150/151, Guntramsdorf, Sept./Okt. 1985, S. 11 f.

⁴⁵ Anton Mayer: Dr. Karl Landsteiner + . In: Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, IV. Bd., 8 (1908&1909), Nr. 17, Wien Mai 1909, S. 258 f.; Karl Bosek-Kienast: Der Böhmerwald und Karl Landsteiner. In: Unsere Heimat 30 (1959), Nr. 5–7, S. 120–124; Helmut Engelbrecht: Karl Borromäus Landsteiner. In: Jahresbericht des Bundes-Gymnasiums und –Realgymnasiums in Krems am Schlusse des Schuljahres 1967/68. Erstattet von der Direktion. Krems 1968, S. 13–21; in diesem Artikel finden wir in Anm. 9, auf S. 15 eine Zusammenstellung der wichtigsten volkskundlichen Artikel Landsteiners. Simmer Norbert: Zu Karl Landsteiners Geburtstag vor 150 Jahren. Lebensbericht. In: Das Waldviertel, 34 (45) (Okt./Nov./Dez. 1985), F. 10/11/12, S. 202–210, 1. Abb., 1. Portr.; Simmer berichtet hier auf S. 205 über die von Landsteiner behandelten Themen (Reste des Heidenglaubens ..., Hexenglauben, Ernte- und Leichengebräuche) sowie auch davon, dass er es verstand, „weite Kreise für diese Sammler- und Forschertätigkeit zu interessieren, ...“.

⁴⁶ Karl Landsteiner: Sagen und Gebräuche des österreichischen Landvolkes, namentlich aus der Umgebung von Krems. In: Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich 2 (1866), Nr. 4, S. 97–103; (20. Okt. 1866), Nr. 10, S. 211–246.

⁴⁷ Vgl. dazu Ingeborg Weber-Kellermann: Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts auf Grund der Mannhardtbefragung in Deutschland von 1865. Marburg, Gießen 1965 (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg–Lahn, A. Allgemeine Reihe, Bd. 2); Olaf Bockhorn: „Vor dem Binden bringen die Schnitter dem Gutsherrn eine Erntekrone...“. Die Mannhardt-Umfrage auf Gutshöfen im Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie. In: Gutshofknechte und Saisonarbeit im Pannonischen Raum. Vorträge des 7. Internationalen Symposiums „Ethnographia Pannonica“ in Velem 1985. Unter redaktioneller Mitarbeit v. Elisabeth Bockhorn hg. v. O. Bockhorn, Wolfgang Slapansky. Wien 1990 (= Veröffentlichungen der Ethnographia Pannonica Austriaca, Bd. 2), S. 53–64 (hier auch auf S. 59 f. allgemeine Belege aus dem Viertel unter dem Manhartsberg/Weinviertel).

⁴⁸ Karl Landsteiner: Danksagung und Bitte. In: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, N. F., 3 (1. Aug. 1869), Nr. 8&9, S. 138 f.

führt er Autoren von zahlreichen Sagensammlungen an, so Moritz Alois Beckers 1854 herausgegebene, schon erwähnte Monographie „Der Ötscher und sein Gebiet“. Bald danach publizierte Landsteiner 1869 seine weitaus umfangreichere volkstümliche Darstellung „Reste des Heidenglaubens in Sagen und Gebräuchen des niederösterreichischen Volkes“⁴⁹ und er zeigt sich darin ganz im Fahrwasser der germanischen Mythenforschung von Wilhelm Mannhardt, F. L. W. Schwartz und anderer.

Auf die von diesen Mythologen entwickelten Gedankengänge, wonach die zeitgenössischen Bräuche vielfach Reste von „uralten“ Kulturen seien um die Götter nachzuahmen, ist hier im einzelnen nicht näher einzugehen. Landsteiner betont in diesem Artikel noch einmal Mannhardts Anregungen, aufgrund derer er sich für die deutsche Mythenforschung begeistert hat, weshalb er Sagen wie auch Sitten und Bräuche sammelte, zunächst die des Waldviertels und der Donaugegenden; es sind dies „abergläubische Meinungen und Gebräuche, (...) welche noch unverkennbar den Stempel des germanischen Heidenthums an sich tragen“. Warum und inwieweit sich im Donauraum Reste des Heidenthums erhalten konnten, erklärt er sich aus der zu seiner Zeit schon regen vor- und frühgeschichtlichen Erforschung dieses Raumes.⁵⁰ Er bemüht diesbezüglich aber auch die Sprachwissenschaft sowie die Spekulationen anderer Gelehrter seiner Zeit. So erinnern, meint er, Ortsnamen an germanische Götter (Hulda, Holle – und verweist dabei auf die Ortsnamen Hollabrunn, Hollenburg ...).⁵¹ Weiters werden zahlreiche Gebräuchlichkeiten mythologisch erklärt.

Aber wie schon bei der Besprechung des oben angeführten Artikels von Landsteiner erwähnt, finden wir bei ihm keine Belege aus dem Bezirk Hollabrunn, sondern hauptsächlich aus dem Nachbarbezirk Krems, dem übrigen Waldviertel sowie dem Ybbstal. Aus den anderen Weinviertler Bezirken bringt er ebenfalls einige wenige Brauchbelege. In einer Anzeige des Werkes von Anton Mayer⁵² wird davon berichtet, dass Landsteiners Sammlung eine Ergänzung durch weitere Belege im ländlichen Raum an der böhmisch-mährischen Grenze finden soll. Mayer bemerkt dazu noch, dass sich wohl auch im städtischen Bereich Reste heidnisch-germanischen Glaubens erhalten hätten, worauf Landsteiner in seiner Publikation nicht einging, diese uns aber in Handwerkerfesten, kirchlichem Brauchtum, Umzügen u. dgl. entgegenzutreten. Ziel von Landsteiners Sammlung von Belegen des „uralten Volksaberglaubens“ ist es, so schreibt A. Mayer, Sitten und Gebräuche, die bis in die Zeiten des Heidenthums zurückreichen, festzuhalten. Er möchte das Verschwinden „dieser Zeugen des Denkens und Dichtens unserer Ahnen“ hemmen, sie erhalten und retten.⁵³ Seine Bitte um Mitteilungen an ihn richtete er insbesondere an Pfarrer, Kooperatoren, Professoren, Lehrer und Freunde der Landeskunde.⁵⁴

Die erste sozusagen typische umfangreiche Regionalkunde des Hollabrunner Bezirkes – wenn wir von Weintridts umfangmäßig eher bescheidener historischer Abhandlung von 1835 absehen wollen, die für das Volksleben jedoch einige Hinweise erbrachte – ist für die Volkskulturforschung freilich ein großer Gewinn. Ihr Verfasser, der Retzer Stadtsekretär Josef Karl

⁴⁹ Ders.: Reste des Heidenglaubens in Sagen und Gebräuchen des niederösterreichischen Volkes. In: Jahresbericht des k. k. Ober-Gymnasiums in Krems am Schluß des Schuljahres 1869, Krems 1869, S. 3–72.

⁵⁰ Ebd., S. 14–19.

⁵¹ Ebd., S. 34.

⁵² A. Mayer. In: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, N. F., 3 (1. Aug. 1869), Nr. 8&9, S. 133–138.

⁵³ Zur Reliktforschung s. Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. 2., aktualisierte Aufl. München, Sinzheim 2003 (= C. H. Beck Studium), S. 61.

⁵⁴ Landsteiner 1869 (wie Anm. 48), S. 138.

Puntschert (1830–1880), hat sie nach Durchsicht zahlreicher Quellen des Stadtarchivs in jahrelanger Arbeit verfasst und 1870 publiziert. Dieses Werk „Denkwürdigkeiten der Stadt Retz“ erweist sich als eine hervorragende Sammelarbeit, es stellt nämlich keine reine Stadtgeschichte anhand erhaltener und bloß aneinander gereihter Quellenbelege dar.⁵⁵ Schon in diesem Teil seines umfassenden Werkes, das auf Geschichte, Gerichtswesen, Verwaltung, Kirchen und Schulangelegenheiten eingeht, weist der Autor auf zahlreiche Lebensumstände und auf Alltägliches hin; und all das kann anhand des umfangreichen Registers leicht aufgefunden und nachgelesen werden. Hier existiert sogar ein eigenes Kapitel „Ueber Aberglauben“ mit Angaben über Teufelsglaube, Hexen, Trud, Alp, Geister, Zauberer, Wahrsager, Glaube an Glücks- und Unglückstage, Arbeitsverbot an Freitagen, „Verschreien“ der Kinder, Anmelden der Toten, Glaube an die Erfüllung der Träume, Vorhersagen von Unglück usw. Sein weiteres Kapitel „Sitten und Gebräuche“ handelt von Kleiderordnungen, Hochzeiten und Kindmählern, den ständischen Ordnungen, Regelungen betreffend Speisen, Trinken, Sperrstunde, der medizinischen Behandlung von Kranken und an der Pest erkrankten und verstorbenen Personen, Kirtage, städtische Festessen, städtisches Zinngeschirr, Scheibenschießen, Jahrmärkte, Regelungen bezüglich des Viehhirten, Stiftungen an die Insassen des Bürgerspitals, Ordnungen betreffend tierische Schädlinge, die Kündigung von Dienstleuten etc. Ein letztes Kapitel bespricht „Handwerks-Gebräuche“ (Ehrlichkeit, Lehrlinge, Gesellen, Meister, Geschenke, Feiertage ...) sowie eigens die nachstehenden Gewerbe der Schneider, Fleischer, Leinweber, Binder, Hufschmiede, Wagner und Lederer.⁵⁶

Ein von der Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde Niederösterreichs bislang wenig erwähnter Autor ist Carl Maria Blaas (1837–1886), der sich von 1874 an mit niederösterreichischen Sitten und Brauchtum, allgemein Volkstümlichem, besonders mit Tieren – darunter den Marienkäfern, Bienen und auch Pflanzen – beschäftigte. Weitere Themen seiner Arbeiten sind Neujahrswünsche der Kinder, Wunschsprüche der Dreikönigssinger, Segenssprüche, die Maulgabe der Tiere, Geburt und Kinderjahre, Liebe und Ehe, Haus und Hof, Garten, Feld und Ernte, Wetter, Wind, Gestirne, dann Sagenhaftes sowie Krankheit und Tod. Aus dem Bereich der materiellen Kultur behandelte er Regenbogenschüsselchen, Schmuck aus einem Stockerauer Bürgerhaus des 16. Jahrhunderts, ein Arzneibuch aus dem 18. Jahrhundert und niederösterreichische Eisenarbeiten aus dem 16. und 17. Jahrhundert sowie Meinungen über den Drosendorfer Pranger.

Im Aufsatz über niederösterreichische Sitten und Bräuche bringt er einige Belege aus dem VB Hollabrunn,⁵⁷ darunter aus dem Ort Ravelsbach Nachweise über Rauhächte⁵⁸ und Palmkätzchen,⁵⁹ aus Göllersdorf berichtet er zu den Themen Allerheiligenstriezel⁶⁰ und Dreschhahn⁶¹ sowie aus Ziersdorf gibt er Hinweise zur Dreschersitte.⁶² Mit der niederösterreichi-

⁵⁵ J. K. Puntschert: *Denkwürdigkeiten der Stadt Retz*. Korneuburg 1870; Ders.: *Denkwürdigkeiten der Stadt Retz*. 2., verm. u. verb. Aufl. Mit Holzschnitten v. F. W. Bader u. einer Radierung. Wien, Retz 1894; Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 103.

⁵⁶ Vgl. auch J. K. Puntschert: *Aus dem geschichtlichen und socialen Leben der Stadt Retz* (Vortrag v. J. K. Puntschert, gehalten am 10. September in Retz). In: *Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich*, N. F., 6 (1. Nov. 1872), Nr. 10&11, S. 210–226.

⁵⁷ C(arl) M. Blaas: *Niederösterreichische Sitten und Bräuche*. In: *Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte*, N. F., 3 (1874), S. 261–271.

⁵⁸ Ebd., S. 261.

⁵⁹ Ebd., S. 264.

⁶⁰ Ebd., S. 269.

⁶¹ Ebd., S. 270.

schen Rechtsarchäologie und damit zusammenhängenden Gebräuchlichkeiten hat er sich offensichtlich eingehender beschäftigt; seine knappe, aber kenntnisreiche Zusammenstellung mehrerer Informationen rechtlichen Inhalts zeigt dies.⁶³

Von den Bestrebungen des Vereins für Landeskunde, dessen Ziel Materialsammlungen topographischer Art und die Popularisierung der Wissenschaften waren, haben wir schon eingangs gehört.⁶⁴ Für den engeren Bereich einer niederösterreichischen „Volkskunde“ konnten von den 256 Fragen der vom Verein ausgesendeten Fragebögen vor allem jene Verwendung finden, welche die Bevölkerung und deren traditionelle alltägliche Lebensgestaltungen betrafen. Vornehmlich war es das Ziel unter der Leitung von Moritz Alois Becker, die Bearbeitung und Ausgabe der „Topographie von Niederösterreich“ zu fördern; eine Aufgabe, die neben den örtlichen Informationen auch einen allgemeinen Teil mit mehreren Abschnitten enthalten sollte, wobei u. a. auch an eine Darstellung von „Volk ...“ und „geistiger Kultur ...“ gedacht war.⁶⁵ 1877 lag der erste Band vor.⁶⁶

In diesem Band hat August Silberstein (1827–1900) unter dem Titel „Volks-Charakter, Volks-Leben“ eine erste gesamt-niederösterreichische Volkskunde vorgelegt,⁶⁷ deren Verdienst Leopold Schmidt allerdings nicht als sehr hoch einschätzt; denn er reiht diesen Autor der „Dorfschwalben aus Oesterreich“, ein Buch das 1862 erschienen war,⁶⁸ unter die spätbiedermeierlich wirkenden Schriftsteller ein, welche sich nur auf „allgemeiner Grundlage mit dem Volksleben befassen“ und als Volksschriftsteller populär wirkten. In Schmidts niederösterreichischer Wissenschaftsgeschichte, seiner „Volkskunde von Niederösterreich“, kommt Silberstein übrigens gar nicht vor; was verwundert, weil die Darstellung Silbersteins erscheint gerade aufgrund der Vielfalt seiner behandelten Themen und deren unterschiedlicher Bezugsetzungen durchaus akzeptabel und bemerkenswert und entspricht manchem heutigen „Fachverständnis“. Bekanntlich werden quellenreiche Arbeiten meist zu wenig geschätzt(!), wonach Silbersteins Verallgemeinerungen daher methodisch durchaus „modern“ erscheinen. Auf 24 Seiten spricht er knapp, jedoch komprimiert folgende Themen an,⁶⁹ ohne dabei in Langatmigkeit zu verfallen: Zunächst behandelt er in lockerer Form die charakteristische Vielfalt niederösterreichischer Landschaften und ihrer Bewohner und hebt jene Eigenschaften besonders hervor, die seiner Meinung nach für den „Volkscharakter“ prägend sind. Er bemüht sich um eine differenzierte Darstellung der Menschen in Stadt und Land, wobei er verallgemeinernd ihre Bodenständigkeit betont – die Wiener freilich hätten einen weltstädtischen Charakter. Er beschreibt wirtschaftliche, rechtliche, gesellschaftliche und kulturelle Voraussetzungen und Bedingungen, die er historisch deutet. Er qualifiziert die Bevölkerung anhand von unterschiedlichen Charaktereigenschaften und benennt ihre Eigenheiten, angefangen bei der Sprache. Er beleuchtet vielfach die sozialen Hintergründe, nicht zuletzt die der unteren Volksschichten, mitunter auch deren gelegentliche Randständigkeit, aber allgemein

⁶² Blaas 1874 (wie Anm. 61).

⁶³ Ebd., S. 271.

⁶⁴ Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 84.

⁶⁵ Ebd., S. 90 f., 93.

⁶⁶ Ebd., S. 91, 96.

⁶⁷ Leopold Schmidt: Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N. S., Bd. II), S. 102.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ August Silberstein: Volks-Charakter, Volks-Leben. In: Das Land unter der Enns nach seiner Natur, seinen Einrichtungen und seinen Bewohnern. Unter Mitwirkung v. Josef Bauer (u. a.) Hg. vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich. Wien 1877 (= Topographie von Niederösterreich, 1. Bd.), S. 193–217.

betont er die Rechtschaffenheit und Offenheit der Bevölkerung. Vor allem geht er auf die verschiedenen Berufsstände und deren Lebensbedingungen (Landwirtschaft, Viehwirtschaft, Hauswirtschaft, Familienleben, Dienstverhältnisse, Holzwirtschaft, verschiedene Gewerbe, Nebengewerbliches, so auch Pecher, Wurzengraber, Ameisler, weiters Köhler, die häusliche und verlegerische Leinenproduktion, schließlich die Eisenverarbeitung usw.) ein, die sich auf der Grundlage regionaler Bedingungen entwickelt haben. Neben der Arbeit als Mühsal, meint er, dass ein Ausgleich dafür in musischen Tätigkeiten gegeben ist; er bespricht sehr positiv musikalische und tänzerische Aktivitäten, Poesie und Humor, kurzum, er schildert ein Volksleben, das geprägt ist von lebensbejahenden Elementen.

In den anschließenden Kapiteln thematisiert er „Wohnung“, „Nahrung“, „Kleidung“, „Bräuche und Sitten“ – hier bringt er eine Übersicht zum Jahres-, Lebens- und religiös dominierten Brauchtum. Weiters geht es um „Meinungen und Aberglauben“ sowie um die „Mundart“; sie beschreibt er allgemein landesweit oder in Teilen, leider mitunter ohne genauere ortsgebundene Zuschreibungen vorzunehmen. Auch auf regionale Eigenheiten, so z. B. auf jene im Viertel unter dem Manhartsberg (Weinviertel) weist er hin, wo er etwa Arbeiten in den Presshäusern und Weinkellern allgemein anführt und dabei nicht vergisst, auf fröhliche Momente des Feierns hinzuweisen.⁷⁰

Die nächste größere Darstellung einer umfassenden niederösterreichischen Volkskunde wurde 1888 im Rahmen der Sammelpublikation „Die österreichisch=ungarische Monarchie in Wort und Bild“ präsentiert, die „auf Anregung und unter Mitwirkung Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf“ erschien. Sie sollte bekanntlich ein Pendant zur Wittelsbacherischen „Bavaria“⁷¹ sein und hatte den politischen Zweck, ein gegenseitiges Verständnis aller Völker der Monarchie zu schaffen.⁷² Seit 1886 waren insgesamt 24 Bände erschienen.⁷³ Schon L. Schmidt vermutet, dass hinter dem Werk als eigentlicher Ausführender Moritz A. Becker stand,⁷⁴ der wie erwähnt den „Verein für Landeskunde“ als Sammelinstitution 1864 mitbegründet hatte und seinerzeit Mitautor des „Reisehandbuch für Besucher des Ötscher“ (1859) war.

Die niederösterreichischen Beiträge schrieb, wie Schmidt sich ausdrückt, der „bedeutende Seitenstettener Benediktiner Robert Weißenhofer (1843–1900), der sich als guter Kenner des lebendigen Volksbrauchs erwies“.⁷⁵ Seine volle fachliche Zustimmung findet Weißenhofer bei Schmidt jedoch nicht.⁷⁶ Weißenhofer habe sich seiner Meinung nach offenbar bloß auf die Materialien von Theodor Vernaleken, Karl Landsteiner und Johann Wurth stützen können.⁷⁷ Ob Weißenhofer eigene Sammelleistungen beibrachte, war seinerzeit nicht eindeutig geklärt. Inzwischen wissen wir aber von W. L. Leeb, dass Weißenhofer auch einen Fragebo-

⁷⁰ Silberstein 1877 (wie Anm. 69), S. 204.

⁷¹ Leopold Schmidt: Volkskunde von Niederösterreich. 1. Bd. Mit 6 Karten im Text u. 65 Abb. auf Taf. Horn 1966, S. 37.

⁷² Zoltán Szász: Das „Kronprinzenwerk“ und dessen Konzeption. Das „Kronprinzenwerk“ und die hinter ihm stehende Konzeption. In: Endre Kiss, Csaba Kiss, Justin Stagl (Hg.): Nation und Nationalismus in wissenschaftlichen Standardwerken Österreich-Ungarns, ca. 1867–1918. Wien, Köln, Weimar 1997 (= Ethnologica Austriaca, 2), S. 65–70; Johannes W(olfgang) Paul: 100 Jahre „Kronprinzenwerk“. Eine vergessene Initiative. In: NÖ Kulturberichte, Wien Dez. 1986, S. 1–4, Abb. 5.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Schmidt 1966 (wie Anm. 71), S. 37.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Schmidt 1951 (wie Anm. 67), S. 110.

⁷⁷ Schmidt 1966 (wie Anm. 71).

gen mit der Bitte um Material an verschiedene Interessierte ausgesandt hatte, um mehr als bisher in der Literatur Vorliegendes, zu erfahren.⁷⁸ Leeb teilte auch mit, dass er Weißenhofer mit „Sagen, Gebräuchen und Meinungen aus dem Wechselgebiet“ unterstützt habe. Zwei weitere Autoren, die Schmidt jedoch nicht erwähnt, hatten Weißenhofer hierbei aber tatkräftig geholfen: Karl Langer im Abschnitt über die „Charakteristik und physische Beschaffenheit der Bevölkerung“ und die beiden Spezialisten, der Musikkritiker und Professor für Ästhetik und Geschichte der Musik Eduard Hanslick (1825–1904) sowie Richard von Muth (1848–1902), die das Kapitel „Volksmusik, Dialekt und Dialektpoesie“ verfassten. Robert Weißenhofer selbst hatte den Großteil des volkskundlichen Materials behandelt, nämlich die Kapitel „Das Jahr“, „Geburt, Hochzeit und Tod“, „Volkstracht“ und „Mythen, Sagen, Märchen und Legenden“.⁷⁹ Dass auch in anderen Kapiteln dieses umfangreichen Niederösterreich-Bandes Themen wie z. B. über Architektur – so besonders Karl Rosner über Burgen und Wohnstätten – oder „Volkswirtschaftliches Leben in Niederösterreich“ fachlich kompetent und von mehreren Autoren gestaltet waren, sei hier nur am Rande erwähnt. Im Kapitel über die Charakteristik und physische Beschaffenheit der Bevölkerung heißt es z. B. bezüglich der Kopfform, „dass sich das verlängerte, sehr schmale Ovale des Schädeldaches jener Schädel, welche in altgermanischen Gräbern nördlich der Donau, namentlich in Oberhollabrunn (...) aufgedeckt worden sind, heutigentags in Niederösterreich nur als eine ausnahmsweise und höchst seltene, daher auffällige Form wieder findet.“⁸⁰ Weitere Bemerkungen zur Statur der Menschen im Weinviertel und zu anderen physisch-anthropologischen Körperdetails versuchten Kriterien formaler Art herauszuarbeiten.⁸¹ Bezüglich des Jahresbrauchtums im Viertel unter dem Manhartsberg werden relativ wenige Einzelheiten behandelt; wir bringen einige Beispiele:

In den Faschingstagen sind die Fuhrleute zechfrei,⁸² zumeist kleinere Palmbuschen werden von Kindern zur Kirche gebracht,⁸³ um Retz streut man die Schalen der geweihten Eier auf den Acker,⁸⁴ aus Jetzelsdorf wird vom Pfingstkönigbrauch berichtet,⁸⁵ in der Retzer Gegend

⁷⁸ Willebald [sic!] Ludwig Leeb: Sagen Niederösterreichs. Mit einer Einbegleitung v. Karl Landsteiner u. 3 Text-Illustrationen. Wien 1892, S. VII.

⁷⁹ Die Materialien des „Kronprinzenwerks“ sind für die ältere Volkskunde Niederösterreichs bedeutsam; im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der Volkskunde Niederösterreichs sind sie noch nicht behandelt. Siehe in diesem Zusammenhang Sonnleitner Bertl, Das Leben und Werk des aus Ybbsitz gebürtigen Jugendschriftstellers P. Robert Weißenhofer (1843–1900). In: Waidhofner Heimatblätter 11 (1985), S. 58–69, 1. Abb., 1. Portr.; hier wird auf S. 63 darauf hingewiesen, dass sich Weißenhofer „dieser über mehrere Jahre sich hinziehenden Arbeit ... mit großer Gewissenhaftigkeit widmet. Sie zwingt ihn zur Aufnahme ethnographischer Forschungen, in deren Verlaufe er viele Kontakte zu Volkskundlern und Wissenschaftlern in allen Teilen des Landes knüpft.“ Sonnleitner bringt in Anm. 31 auf S. 67 eine Zusammenstellung der Leistungen Weißenhofers für das „Kronprinzenwerk“ und erwähnt den Schriftverkehr mit dem Hauptredakteur des Werkes, Joseph Ritter von Weilen. In seinem Werk „Edelweiß“, einer Sammlung von Märchen und Sagen aus den niederösterreichischen Bergen (1. Aufl., 1897; 2. Aufl., 1907) verwertet Weißenhofer alle jene ethnographischen Notizen, die in seinen „Beiträgen zur niederösterreichischen Volkskunde wegen Rummangels nicht berücksichtigt werden konnten“, Belege, „die (es) als Schätze echter Volkspoesie jedoch verdienen, erhalten zu bleiben.“

⁸⁰ Robert Weißenhofer; Karl Langer: Charakteristik und physische Beschaffenheit der Bevölkerung, v. R. Weißenhofer u. K. Langer. In: Die österreichisch=ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf. Wien und Niederösterreich. 2. Abth.: Niederösterreich. Wien 1888, S. 186, 2. Portr.

⁸¹ Ebd., S. 188.

⁸² R. Weißenhofer, Das Jahr. In: Die österreichisch=ungarische Monarchie, (wie Anm. 80), S. 193.

⁸³ Ebd., S. 196.

⁸⁴ Ebd., S. 197.

wird der Kirtag beschrieben,⁸⁶ anlässlich des Martinsfestes gibt es mittags als Hauptgericht eine Gans zu essen,⁸⁷ um Oberhollabrunn füttert man in der Christnacht nach der Mette das Vieh, damit es gedeihe.⁸⁸ Im Bereich des Lebensbrauchtums wird im Weinland der so genannte Gvattertrunk jenem gereicht, der sich bereit erklärte, Pate eines Kindes zu werden.⁸⁹ Firmpaten sollten in dieser Region ledig sein.⁹⁰ Das vor der Hochzeit im Hause der Braut stattfindende übliche „Kranzl-“ oder „Buschenbinden“ wird um Retz insoweit ergänzt, als hier der Brautkranz versteigert und dieser vom Bräutigam erworben werden muss.⁹¹ Für eine Ehrung gibt eine Braut in Jetzelsdorf einen Gulden.⁹² Um Retz wird beim Kranzlabtanzen eine Trauermusik gespielt,⁹³ Nachgeher bei Hochzeiten werden hier als „Stückelpasser“, also Leute, die auf eine Gabe, ein geschenktes Essen von der Tafel warten, bezeichnet.⁹⁴ Die bauerliche Volkstracht im Weinviertel erscheint Weißenhofer im Gegensatz zu anderen „klassischen Trachten“-Gegenden „gewöhnlich“ und „weniger malerisch“,⁹⁵ die Frauenhaube bezeichnet man hier als „gupfete“ Haube.⁹⁶ Im knappen Kapitel „Mythen, Sagen, Märchen und Legenden“ wird für das Viertel unter dem Manhartsberg von historischen Sagen aus den Schweden- und Hussitenkriegen Mitteilung gemacht.⁹⁷ Im Kapitel „Volksmusik, Dialekt und Dialektpoesie“ findet für das Weinviertel bloß die Besonderheit der charakteristischen uimundart Erwähnung.⁹⁸ Ansonsten wird hier wie in allen anderen Kapiteln des besprochenen Werkes zur Volkskunde und den behandelten Themen Niederösterreich in seiner Gesamtheit bzw. mehr über die anderen Landesviertel berichtet, was wahrscheinlich mit dem doch geringeren Forschungsstand des Weinviertels und im speziellen jenem in der Region Hollabrunn zusammenhängt. Festzuhalten ist jedenfalls, dass in Vernalekens, Landsteiners und Wurths Arbeiten und folglich auch bei Weißenhofer besonders in den Abschnitten „Sagen und Märchen“ manche mythologischen Züge festzustellen sind, die eben zeitgeistig aus der Grimmschule übernommen worden sind,⁹⁹ wie das auch in den 1892 erschienenen „Sagen Niederösterreichs“ von P. Willibald Leeb (1861–1926) der Fall ist.¹⁰⁰ Von Leeb wissen wir, dass er

⁸⁵ R. Weißenhofer, Das Jahr. In: Die österreichisch=ungarische Monarchie, (wie Anm. 80), S. 203.

⁸⁶ Ebd., S. 208, 209.

⁸⁷ Ebd., S. 212.

⁸⁸ Ebd., S. 215.

⁸⁹ R. Weißenhofer: Geburt, Hochzeit und Tod. In: Die österreichisch=ungarische Monarchie, (wie Anm. 80), S. 219.

⁹⁰ Ebd., S. 222.

⁹¹ Ebd., S. 226.

⁹² Ebd., S. 228.

⁹³ Ebd., S. 235.

⁹⁴ Ebd., S. 235 f.

⁹⁵ R. Weißenhofer: Volkstracht. In: Die österreichisch=ungarische Monarchie, (wie Anm. 80), S. 245.

⁹⁶ Ebd., S. 246.

⁹⁷ R. Weißenhofer: Mythen, Sagen, Märchen und Legenden. In: Die österreichisch=ungarische Monarchie, (wie Anm. 80), S. 250.

⁹⁸ Eduard Hanslick; Richard Muth: Volksmusik, Dialect und Dialectpoesie. In: Die österreichisch=ungarische Monarchie, (wie Anm. 80), S. 255 f.

⁹⁹ Leeb 1892 (wie Anm. 41).

¹⁰⁰ Schmidt 1966 (wie Anm. 1), S. 37; Leeb 1892 (wie Anm. 41); s. auch Leopold Schmidt: J. Nordmann und seine Sagenaufzeichnungen. Ergebnisse der Wanderungen eines österreichischen Journalisten der liberalen Zeit. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil im 19. Jahrhundert. (1830–1880). Hg. v. Herbert Zeman. Graz 1982 (= Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung), (= Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte, XI–XII. Bd., 1981–1982), S. 661–671.

auf Anregung von R. Weißenhofer volkskundliches Material zu sammeln begann¹⁰¹, und zwar „Sagen aus allen Gemeinden und Dörfern von Niederösterreich und es gibt wohl fast keinen Ort, von dem er nicht eine Geschichte, eine Überlieferung oder Sage aufgeschrieben hat“. Erschienen ist leider nur ein Band¹⁰² und man darf hoffen, dass im vor einiger Zeit aufgefundenen Zettelmaterial Leeb's auch sagenhafte Berichte aus dem Bezirk Hollabrunn vertreten sind.¹⁰³

Ein fachliches Teilgebiet, in dem in diesem kommenden Zeitraum die Volkskunde materialmäßig einigermaßen stärker zur Geltung kommen sollte, war die sog. Bauernhausforschung. Dieses Thema hatte im Rahmen neuerer institutioneller Entwicklungen stärker an Bedeutung gewonnen. Zunächst ist an die 1873 stattgefundenene Wiener Weltausstellung zu erinnern, in der „eine große Anzahl von guten Modellen österreichischer Bauernhäuser“¹⁰⁴ zu besichtigen war, welche das Ackerbauministerium unter Arthur Freiherrn von Hohenbuch hatte anfertigen lassen¹⁰⁵ und die man später 1878 noch publizistisch weiter ausarbeiten ließ.¹⁰⁶ Ähnliche Pläne verfolgte bald auch die 1870 gegründete „Anthropologische Gesellschaft in Wien“, die sich ihrerseits im Rahmen allgemeiner anthropologischer Ziele auch die Erforschung des eigenen Volkes zum Ziel gesetzt hatte. Nach verschiedenen Schwerpunktsetzungen als Wissenschaft vom Menschen ausgehend¹⁰⁷ kam es im Rahmen der Gesellschaft 1891 zur Gründung eines eigenen „Komitees für das Studium des Bauernhauses“;¹⁰⁸ dafür hatten sich besonders Ethnographen und Prähistoriker interessiert gezeigt. Die Aussendung eines ersten bauernhauskundlichen Fragebogens¹⁰⁹ erfolgte 1894, übrigens im selben Jahr der Gründung des Vereins für österreichische Volkskunde¹¹⁰ durch Michael Haberlandt (1860–1940) und Wilhelm Hein (1862–1903). Eine weitere ebenfalls ähnliche Initiative folgte: Der „Österreichische Ingenieur- und Architektenverein“ hatte sich gleichfalls entschlossen ein derartiges Unternehmen mit ähnlichem Anspruch zu gründen, nämlich einen Zentralausschuss für die Vorbereitung des Werkes „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn“.¹¹¹ Vor allem zwei Persön-

¹⁰¹ Leeb 1892 (wie Anm. 41), S. VII; zur Biographie Leeb's s. Sagenreise ins Pielachtal. Sagen, Erzählungen, Geschichten – aus dem reichen Sagenschatz des Pater Willibald Leeb zusammengestellt v. den Mitarbeitern Wolfgang Frei, Martin Grasmann, Karl Grubner, Gerhard Hager u. Franz Hollaus der Arbeitsgruppe Heimatforschung. Zusammengestellt u. hg. v. d. Arbeitsgruppe Heimatforschung im Verein für Dorferneuerung in Hofstetten u. Grünau. Hg. vom Verein für Dorferneuerung in Hofstetten u. Grünau, 3202 Hofstetten. Hofstetten-Grünau, Scheibbs 1999, S. 9–14.

¹⁰² Leeb 1999 (wie Anm. 101), S. 9.

¹⁰³ B. Mayerhofer: „Sagenhafte“ Sagen. Kinder illustrieren Buch: Manuskripte nach 100 Jahren entdeckt. In: Pielachtal (NÖN), 132 (11. Okt. 1999), Nr. 41, S. 40, 1. Abb.

¹⁰⁴ Schmidt 1966 (wie Anm. 1), S. 39.

¹⁰⁵ Schmidt 1951 (wie Anm. 67), S. 112.

¹⁰⁶ Ebd., S. 113.

¹⁰⁷ Ebd., S. 111.

¹⁰⁸ Karl Pusman: Die „Wissenschaften vom Menschen“ auf Wiener Boden (1870–1959). Die anthropologische Gesellschaft in Wien und die anthropologischen Disziplinen im Fokus von Wissenschaftsgeschichte, Wissenschafts- und Verdrängungspolitik. Wien, Berlin 2008 (= Austria: Universitätsgeschichte, Bd. 1), S. 106–108.

¹⁰⁹ Schmidt 1966 (wie Anm. 104).

¹¹⁰ Ingeborg Weber-Kellermann; Andreas C. Bimmer; Siegfried Becker: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. 3., vollst. überarb. u. aktualisierte Aufl. Stuttgart, Weimar, Ulm Sept. 2003 (= Sammlung Metzler, Bd. 79), S. 63; Wolfgang Kaschuba: Einführung, (wie Anm. 53), S. 49.

¹¹¹ Schmidt 1966 (wie Anm. 104), S. 39; Schmidt 1951 (wie Anm. 67), S. 115; Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Hg. vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein. Mit 67 Abb. im Texte, 6 Texttafeln, 75 Foliotafeln u. 1 Landkarte. Wien, Dresden 1906; Das Bauernhaus in Österreich-

lichkeiten haben in beiden Organisationen dafür die Hauptarbeit und Koordination geleistet, der pensionierte Oberst Gustav Bancalari (1842–1900) und der pensionierte Eisenbahningenieur Anton Dachler (1841–1921),¹¹² zwei Fachleute mit Spezialkenntnissen und technischen Erfahrungen, was die konkreten Aufnahmearbeiten vor Ort betraf.¹¹³ In diesem Zusammenhang ist Dachlers Monographie „Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung“, erschienen 1897 (Neuaufgabe 1905) zu sehen; sie wurde und wird allgemein als sehr beachtliche Leistung ihrer Zeit anerkannt.¹¹⁴ Bloß Dachlers Hausformentypenkarte erwies sich hierbei insofern als problematisch, als sie der Autor rein stammheitlich interpretierte, was durch die einhergehende Forschungskritik negiert wurde.¹¹⁵ Dachler hatte dann mit Michael Haberlandt gemeinsam das vom Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein herausgegebene Werk „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten“ 1906 bearbeitet; ein Werk, das ebenfalls allgemeine Zustimmung fand und das bis heute als große fachliche Leistung gilt.¹¹⁶

Ein anderes ganz spezielles Werk, das von Seiten der Geographie sich volkskundlichen Stoffen zu nähern verstand und das auf Bemühungen der Wiener Schule der Anthropogeographie, wie sie Eugen Oberhummer vertrat, zurückgeht, ist die Dissertation und darauf folgende Publikation von Oskar Firbas, die 1907 unter dem Titel „Anthropogeographische Probleme aus dem Viertel unter dem Manhartsberge“ erschienen war.¹¹⁷ In dieser weiten Zusammenschau volkskundlicher und geographischer Themen und Methoden ging es darum, Ergebnisse „der physischen Anthropologie, der Mundartforschung, der Ortsnamenforschung, der Hausforschung, der Siedlungsforschung (...) und der Urgeschichte, der Geschichte und der als eigenen Disziplin noch nicht vorhandenen Soziologie heranzuziehen“.¹¹⁸ Uns interessiert in diesem Zusammenhang, welche Belege und Ergebnisse Firbas aus dem VB Holbrunn vorlegen konnte; hier sind z. B. 24 % eines reinen „blonderen Bevölkerungstyps“

Ungarn. Hg. vom österreichischen Ingenieur- u. Architektenverein. (Atlas. Mappenwerk). Wien, Dresden (1901–1906).

¹¹² Anton Dachler: Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Mit 3 Taf. u. 1 Kte. In: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, N. F., 31 (1897), S. 115–167; Ders.: Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Sdabdr. aus den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. Mit 3 Taf. u. einer Kte. Wien 1897; Oswald Menghin: Anton Dachler + . In: Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, X. Bd., 1919–1923, 21 (März–April 1922), Nr. 3/4, S. 18–20. Auch die Leistungen G. Bancalaris wären hier ausführlich zu würdigen; so z. B.: Franz Heger: Gustav Bancalari. Nekrologe. In: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXXI. Bd., Wien 1901, S. 71–79; Josef Schnattinger: Gustav Bancalaris Bedeutung als Hausforscher. Versuch einer nachträglichen Würdigung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 53 (1950), S. 68–76.

¹¹³ Schmidt 1966 (wie Anm. 104).

¹¹⁴ Schmidt 1966 (wie Anm. 1), S. 41; A. Dachler: Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. In: Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, IV. Jg. 17&18, Wien Mai–Juni 1905, S. 265–269; A. Dachler: Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. Wien 1905.

¹¹⁵ Schmidt 1966 (wie Anm. 114) ; Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 110.

¹¹⁶ Schmidt 1951 (wie Anm. 67), S. 115; Ders. 1966 (wie Anm. 1), S. 42 f.; Pusman 2008 (wie Anm. 108), S. 108.

¹¹⁷ Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 123; Oskar Firbas: Anthropogeographische Probleme aus dem Viertel unter dem Manhartsberge in Niederösterreich. M. 8 Ktn. u. 23 Textabb. Stuttgart 1907 (= Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, 16. Bd., H. 5); Anton Dachler hatte diese Publikation sowohl im Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, III. Bd., 6 (Juli–Sept. 1907), Nr. 19–21, S. 326–333 als auch in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (s. Anm. 121) kritisiert, worauf eine Polemik entstand (s. Anm. 122–123).

¹¹⁸ Schmidt 1966 (wie Anm. 1), S. 43 f.

festzustellen sowie 20 % eines „braunen Typus“, die übrige Bevölkerung erscheint als Mischtyp.¹¹⁹ Im weiteren Verlauf der Arbeit historisiert Firbas diese Ergebnisse und vergleicht sie mit der Entwicklung in ganz Niederösterreich. Hinsichtlich der Mundart formuliert er: „Unsere Mundart wird im ganzen Viertel unter dem Manhartsberg und in den benachbarten Bezirken Südmährens und des Waldviertels gesprochen“. Bezüglich der Ortsnamen im VB Hollabrunn lassen sich gegenüber benachbarten Weinviertler Regionen keine besonders auffälligen Eigenheiten feststellen. Bei den Siedlungen dominiert das Straßendorf, durchschnittlich zählt ein Dorf im Bezirk 77 Hausstellen; der Waldanteil des Bezirks ist als relativ gering einzustufen, die Anzahl der Wüstungen liegt im Vergleich zu den übrigen Bezirken im oberen Drittel. An Grundbesitzgröße dominiert zu 61,6 % der „Mittelgrundbesitz“, die Weingartenfläche erscheint mit nur 5,7 % vergleichsweise eher im unteren Bereich der Bezirksfläche zu liegen.

Im Teil „Vorgeschichte“ behandelt Firbas die Reste prähistorischer Bauten wie Leeberge, Hausberge und Erdställe;¹²⁰ im Abschnitt „Geschichte und Soziologie“ versucht er historische Fakten der Region zu erklären, ohne auf einzelne Kleinregionen näher einzugehen. Hinsichtlich der Bevölkerungsbewegung stellt er eine sinkende Tendenz fest, hingegen erscheint ein auffälliger Bevölkerungszuzug nicht nachweisbar.

Im Bezug zum Hollabrunner Bezirk sind die dem Buch beiliegenden Karten interessant: Die Verbreitung des „blonden“ Menschentypus erscheint relativ hoch (24 %), die Verbreitung des „braunen“ Typus wird eher niedrig (unter 21 %) eingeschätzt, die Körpergröße wirkt statistisch gesehen vergleichsweise als bedeutend und Firbas konstatiert, dass die „Rassenmischung“ nicht extrem hoch sei. Weiters: Dialektologisch liegt der Bezirk im Bereich der uimundart. Wüstungen werden aufgrund von Niederschlägen definiert, prähistorische Funde, Ortsnamen, die ing-Orte und die Bewohnerzahl von Dörfern und Orten präsentiert er vergleichsweise, ebenso die Siedlungsdichte des Bezirks und die Größe der Ortschaften. Übrigens erscheint im südlichen Bezirksbereich eine geringere Siedlungsdichte als im Norden, während im Norden eine höhere Häuseranzahl als im Süden festgestellt wird. Anton Dachlers Kritik¹²¹ der Arbeit von Firbas in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde rief wiederum eine Entgegnung von Oskar Firbas hervor,¹²² der darauf wiederum replizierte.¹²³

Der vorgenannte Autor Anton Dachler war sehr praxisnah orientiert und hatte sich vor allem um die Bauernhausforschung verdient gemacht. Er trieb diese im Besonderen publizistisch voran und erstellte eine umfassende Karte der Hausformentypen. Er fand wie erwähnt zwei Haupttypen heraus, die er vorschnell als „fränkisch“ und „bajuwarisch“ interpretierte und mit

¹¹⁹ Firbas 1907 (wie Anm. 117), S. 484–487.

¹²⁰ Vgl. dazu z. B. Lambert Karner: Künstliche Höhlen aus alter Zeit. Mit einem Vorworte von M. Much. Wien 1903, S. 62–64, Fig. 39–41, der einige Belege aus dem VB Hollabrunn aufzählt (Oberstinkenbrunn, Hollabrunn, Unterretzbach ...); s. dazu auch Ders.: Neue Beiträge zur Kenntnis der Erdställe in Niederösterreich. In: Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, IV. Bd., 1908&1909, VIII. Jg., Nr. 19–21, Wien Juli–Sept. 1909, S. 312–314; Oswald Menghin: Archäologische Bodendenkmale in Niederösterreich. (Tumuli, Ringwälle, Hausberge, Erdställe, Opfersteine.) In: Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, VII. Bd., 14 (Jänner 1915), Nr. 13, S. 195–203.

¹²¹ Zeitschrift für österreichische Volkskunde 13 (1907), S. 146 (s. dazu Anm. 117).

¹²² O. Firbas: Zu Anton Dachlers Kritik meiner Abhandlung: „Anthropogeographische Probleme aus dem Viertel unterm Manhartsberge.“ In: Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, III. Bd., 6 (Dez. 1907), Nr. 24, S. 375–377.

¹²³ A. Dachler: Zu vorstehender Entgegnung. In: Ebd., S. 377–379. Diese Diskussion hat primär nicht mit unserer hier mehr oder weniger ausschließlichen Beschäftigung mit dem VB Hollabrunn zu tun.

den frühdeutschen Volksgruppen in Zusammenhang brachte.¹²⁴ Überdies beschäftigte er sich inzwischen mit vielen weiteren komplexen volkskulturellen Themenstellungen näher, wonach er sich im „Verein für Landeskunde von Niederösterreich“ für eine ergänzende Erweiterung volkskundlicher Themenstellungen einsetzte. In diesem Zeitraum und schon zuvor waren übrigens einige Monographien zu speziellen Themen der niederösterreichischen Volkskunde erschienen,¹²⁵ was schließlich in einer landesweiten Befragungsaktion durch den Verein münden sollte, um eine moderne „systematische Erforschung der in Niederösterreich noch vorhandenen volkskundlichen Eigenheiten“ in die Wege zu leiten.¹²⁶ Diese Fragen wurden zwar 1909 im Vereinsorgan publiziert,¹²⁷ aber wie Karl Lechner später dazu darlegte, kam man darüber nicht hinaus; offensichtlich waren die Ergebnisse dieser Umfragen nicht genügend sichtbar geworden, sodass sie dann offiziell doch nicht weiter verfolgt werden konnten.¹²⁸ Es handelte sich bei dem Vorschlag um folgende Themengruppen:

A Dorf und Haus, B Arbeit, C Lebensweise, D Zierformen, E Öffentliche Denkmale, F Erdställe, Hauslöcher, Schlupfgänge, G Befestigungsanlagen. Jede dieser Gruppen enthielt noch detaillierte Fragestellungen, auf die hier im Einzelnen nicht näher eingegangen zu werden braucht. In der Einleitung zu diesen für die Volkskunde doch wesentlichen Fragestellungen wies Dachler auf die Entwicklung der Bauernhausforschung hin und er empfahl dringend und konsequentermaßen die Einbeziehung und Ergänzung von Fragen, um weitere Sachverhalte der „ländlichen Alltagskultur“ zu erheben, weil diese Fragen wichtige Bestandteile der vor allem bäuerlichen Kulturgeschichte seien. Das Verschwinden alter Zustände, die einem „einförmigen, charakterlosen Zustand“ weichen würden, sollte durch diese Umfrage zumindest festgehalten werden. Es ging also um die Erhebung von Lebensweisen – einer doch neueren, moderneren Sicht volkskultureller Betrachtung –, wobei Dachler noch zusätzlich feststellt: „Die Beschreibung der neueren städtischen Eigenschaften hat für die Volkskunde wenig Wert und es möge nur deren allmählicher Eintritt festgestellt werden. Die Fragen beziehen sich nur auf alte volkstümliche Gewohnheiten.“¹²⁹ Also hier einerseits die vorläufige Ablehnung der Beschäftigung mit der später so genannten „Stadtvolkskunde“ und andererseits eine deutlichen Hinwendung zur nachträglich so apostrophierten „Bauernvolkskunde“.

In einem bald darauf folgenden Bericht über diesen „Volkskundlichen Fragebogen“ schreibt Dachler, der sich offenbar als für die niederösterreichische Volkskunde Verantwortlicher fühlte, dass „bereits gute Erfolge zu verzeichnen“ sind und er bringt Proben von Beantwortungen desselben. In diesem Bericht werden freilich keine Belege aus dem VB Hollabrunn zitiert, aber es zeigt sich immerhin, dass etliche Antworten auf diese Fragebogenaktion eingegangen sind; freilich werden auch diese Mitteilungen zum Teil noch als „Anklänge an germanische Bräuche“ gedeutet.¹³⁰

¹²⁴ Schmidt 1966 (wie Anm. 1), S. 42.

¹²⁵ Beispielsweise erwähnt seien Anton Kerschbaumer: Wahrzeichen Niederösterreichs. Eine Studie. M. 61 Illustrationen. Wien 1899; Ders.: Wahrzeichen Niederösterreichs. Eine Studie. 2., durch die Gesellschaft der Geschichtsfreunde im Ö. T. – K. verm. u. erg. Aufl. M. 74 Illustrationen. Wien 1905.

¹²⁶ Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 147.

¹²⁷ A. Dachler: Fragebogen zur volkskundlichen Forschung in Niederösterreich. In: Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, VIII. Jg., Nr. 23, Wien Nov. 1909, S. 359–364.

¹²⁸ A. D(achler): Von unserem volkskundlichen Fragebogen. In: Ebd.: IX. Jg., Nr. 7–9, Wien Juli–Sept. 1910, S. 136–138.

¹²⁹ Dachler 1909 (wie Anm. 127), S. 359 f.

¹³⁰ Dachler 1910 (wie Anm. 128), S. 137 f.; M(ichael) Haberlandt: Anton Dachler +. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 27 (1921), S. 75.

Solche Aktivitäten, freilich mit gewissen Einschränkungen, die auf einem doch wahrscheinlich gut ausgebauten Korrespondenten- und Mitarbeiternetz fußen, hätten unseres Erachtens nach einigermaßen gute Voraussetzungen dafür bieten können, dass derartig vielfältige Fachthemen nach der 1911 erfolgten Gründung des NÖ Landesmuseums gezielt zur Ausführung hätten kommen können; Ansätze dafür schienen ja vorhanden gewesen zu sein. Allerdings waren solche von Dachler ins Auge gefassten, von einem überlegten Konzept getragenen Themenstellungen in den Augen anderer doch nicht so sehr gewünscht. Überdies waren möglicherweise die eher bescheidenen Inhalte der damaligen „Volkskultur“ zu dieser Zeit offiziell nicht so gefragt, um als hinreichend repräsentativer Aufgabenbereich für ein in Gründung begriffenes Natur- und Kulturwissenschaften umfassendes Niederösterreichisches Landesmuseum zu gelten, für das sich der Verein für Landeskunde damals besonders stark gemacht hatte. Das letztlich 1911 eröffnete Landesmuseum unter der Direktion von Max Vanca (1866–1947)¹³¹ konnte ja schon auf „bedeutende volkskundliche Sammler im Lande“ – Schmidt nennt Eugen Frischauf, Oswald Menghin und Alfred Walcher-Molthein – zurückgreifen und danach wurde die volkskundliche Präsentation des neuen Museums nun auch ausgerichtet. Obwohl namhafte Persönlichkeiten des Vereins für Landeskunde der volkskundlichen Forschung wohlwollend gesinnt waren, ist es zu diesem Zeitpunkt, als Dachler seine Umfrage umsetzen wollte, im Grunde genommen nicht gelungen, fachlich-inhaltlich und somit auch fachlich-wissenschaftlich voran zu kommen.¹³² Es mag sein, dass man damals eher ein repräsentativ konzipiertes, schaumäßig vorteilhafter zur Geltung kommendes „modernes“ Landesmuseum gestalten wollte, dessen z. T. bäuerliche und doch eher ländliche Inhalte man den wohl meist städtischen Besuchern doch (noch) nicht zumuten konnte. Die Sammlungskonzepte der oben genannten für die Volkskultur zuständigen Sammler – als volkskundliche Bestände galten vor allem solche, die in vielen Fällen formal als eine Besonderheit und ästhetisch beachtlich galten – haben dann, zumindest vorläufig, die fachliche Weiterentwicklung bestimmt und Dachlers Konzept, das auf eine moderne, quellen- und datenmäßig zu begründende Konzeption ausgerichtet war, konnte zu diesem Zeitpunkt eben nicht verwirklicht werden.

In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass es ein lokales Musealwesen ja schon seit Jahrzehnten gab; angefangen von der Gründung in Retz (1833) entstanden im Lauf von Jahrzehnten immer wieder museale Gründungen bis zum Beginn des 1. Weltkrieges. Sie waren vielfach als städtische Heimatmuseen zu qualifizieren und enthielten ausschließlich lokale historische Sachgüter, die wirtschaftlich-technisch gesehen oft keine Funktion mehr hatten und daher in diese Sammlungen gelangten. Manche dieser Museen waren gegründet worden, weil man richtigerweise erkannt hatte, dass der Antiquitätenhandel schon vieles erworben und aus der Region verbracht hatte und daher manches ältere Kulturgut gefährdet erschien. Das Hollabrunner Museum war 1903 entstanden.¹³³ Vor 1903 gab es hier schon private Sammlungen, unter anderem die Sammlung des Hollabrunner Uhrmachers Raimund Rupprecht, die seit den 1890er Jahren vor allem Bodenfunde aus dem Hollabrunner Bezirk enthielt.¹³⁴ 1911 kam die Sammlung Rupprecht in den Besitz der Stadt; untergebracht hat man

¹³¹ Lechner 1964, (wie Anm. 28), S. 138 f.

¹³² Schmidt 1966 (wie Anm. 1), S. 45 f.

¹³³ Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 130.

¹³⁴ Olaf Bockhorn, Hermann Steininger: Museen und Sammlungen in Niederösterreich. II. Viertel unter dem Manhartsberg. Mit einem Anhang von Wolfgang Hilger: Galerien im Viertel unter dem Manhartsberg. Hg.: Verband österreichischer Museen, Galerien, Schau- und Studiensammlungen, Museumsverband Schloß

sie zuerst in zwei Räumen des früheren Rathauses. Dass diese Hollabrunner Sammlung schon damals volkskundliche Bestände enthielt ist erwiesen; diese sind derzeit aber im Detail nicht näher bekannt. Das könnte man u. U. nur durch Einsicht in das Eingangsinventar des Museums feststellen.

1912 erschien ein Buch von Johann Peter (1858–1935), Lehrer in Haida (Nordböhmen);¹³⁵ es trug den Titel „Sitten und Bräuche im niederösterreichischen Weinlande“.¹³⁶ Peter war von 1882 bis 1896 als Schulleiter in Großmeiseldorf, VB Hollabrunn, tätig und hat sich oftmals schriftstellerisch mit der Region, dem Land und den Leuten beschäftigt. Sein Themenspektrum, hauptsächlich Jahres- und Lebensbrauchtümliches umfassend, war sehr weit gefasst. Das Buch zeigt uns das dörfliche Leben im Weinviertel der Achtziger- und Neunzigerjahre des 19. Jahrhunderts. Als beobachtender Zeitzeuge von außen – Peter stammte aus dem Böhmerwald – ist ihm trotz seiner mitunter gefühlvollen Äußerungen hier ein guter, sehr persönlicher Einblick in die früheren Lebensverhältnisse gelungen.¹³⁷ Seit Mitte der Achtzigerjahre bis zum Beginn des 1. Weltkrieges hatte er eifrig publiziert. L. Schmidt scheint seine Publikationen erst spät kennen gelernt zu haben, denn in der Wissenschaftsgeschichte der niederösterreichischen Volkskunde hat er Peter vorerst nicht erwähnt. Erst im zweiten Band seiner „Volkskunde von Niederösterreich“ beurteilt er ihn als „guten Schilderer“¹³⁸ – üblicher Weise hat Schmidt solche und ähnliche Persönlichkeiten einer (spät)romantischen, also seiner Meinung nach zu wenig sachlichen Schreibweise geziehen, daher auch weniger geschätzt und sie vor allem als nicht genug wissenschaftlich abqualifiziert.

Ein Faktum, das wohl auf den die Volkskultur des Weinviertels beschreibenden Literaten Johann Georg Frimberger (1851–1919) eher zutreffen mag, obzwar Johannes Twaroch meint, dieser habe die Sprechweise der Bauern und Handwerker höchst anschaulich getroffen.¹³⁹ Peters für unseren Bereich wohl sehr interessantes und aussagekräftiges Beispiel einer be-

Feldegg, 4742 Pram, in Zusammenarbeit mit der Akademischen Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde, 1010 Wien und dem Museologischen Institut, Pram. 2. verm. Aufl. Pram, Wien, Ried im Innkreis 1984, S. 52, Nr. 24; vgl. dazu auch H. Steininger, Geschichte und Entwicklung niederösterreichischer Museen und Sammlungen. In: Gottfried Fliedl, Roswitha Muttenthaler, Herbert Posch (Hg.): Museumsraum Museumszeit. Zur Geschichte des österreichischen Museums- und Ausstellungswesens. Wien 1992, S. 115–138.

¹³⁵ Mayröcker Franz: Von den Stillen im Lande. Pflichtschullehrer als Dichter, Schriftsteller und Komponisten. Wien 1968, S. 85 f.; Murray G. Hall, Gerhard Renner: Handbuch der Nachlässe und Sammlungen österreichischer Autoren. 2., neubearb. u. erw. Aufl. Wien, Köln, Weimar 1995 (= Literatur in der Geschichte. Geschichte in der Literatur, Bd. 23), S. 253 f.

¹³⁶ Johann Peter: Sitten und Bräuche im niederösterreichischen Weinlande. Budweis 1912. Reprint: Kulturbund Weinviertel. Mistelbach 1998; Ders.: Auswahl aus: „Im tiefen Keller“. Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinviertel. Das Büchlein: „Im tiefen Keller“ ist erstmals erschienen im Verlag Österreichische Verlagsanstalt Linz–Wien–Leipzig (zwischen 1897 und 1903). Großmeiseldorf, Horn 1998.

¹³⁷ Ders.: Tanne und Rebe. Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde und dem niederösterreichischen Weinlande. Wien 1897 (= Für Hütte und Palast, X. Bd.). Peter beschreibt die dörflich-ländliche Situation treffend; hingegen bespricht der Hollabrunner Emanuel Ritter die nicht sehr unähnliche Entwicklung in der Marktsiedlung Oberhollabrunn etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts rückblickend in seinem kleinen Werk: Ober-Hollabrunn vor 50 Jahren. Ein Kulturbild. Ober-Hollabrunn, 1914.

¹³⁸ L. Schmidt: Volkskunde von Niederösterreich, 2. Bd. m. 65 Abb. auf Taf. Horn 1972, S. 308.

¹³⁹ Johann Georg Frimberger: Weinländer. Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich. Linz, Wien, Leipzig 1901; Ders.: Is's g'fälli? Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Buchschmuck Marianne Frimberger. Linz, Wien, Leipzig 1902; Ders.: Landsleut'. Geschichten, Gestalten und Bilder aus dem niederösterreichischen Weinland. Linz, Wien, Leipzig 1903; Ders.: Landluft. Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinland. Bilder v. M. Frimberger. Wien, Prag 1918; Johannes Twaroch: Literatur aus Niederösterreich. Von Frau Ava bis Helmut Zenker. Ein Handbuch. St. Pölten, Wien 1984, S. 65.

achtlichen Sammlung volkskultureller Äußerungen aus dem Bezirk Hollabrunn, das man abgesehen vom zweifelsohne hohen belletristischen Wert als fast schon im Vorfeld einer ernsthaften „Laienforschung“ stehend qualifizieren könnte,¹⁴⁰ müsste man hinsichtlich der zahlreichen Details freilich sicher noch besser ordnen. Das würde den guten Überblick über alle diese interessanten Einzelheiten nicht nur sichtbar machen, sondern – und das wäre die Folge – dadurch könnten die Fakten und fachlichen Zusammenhänge besser und aussagekräftiger hervortreten. Erfreulicherweise hat der Weinviertler Kulturbund Peters „Sitten und Bräuche“ 1998 neu aufgelegt und damit einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das führt uns zeitlich zum Umbruch in Folge neuerer politischer Entwicklungen, wonach auf Grund des 1. Weltkrieges und der unmittelbar spürbaren wirtschaftlichen Nöte historisch-kulturelle Interessen nicht mehr primär gefördert wurden bzw. nicht mehr gefördert werden konnten. Als eine Art Bilanz der vorherigen Bemühungen und Entwicklungen um volkskulturelle Belange in wissenschaftlicher Hinsicht möchten wir hier aber jene vom Verein für Landeskunde von 1921-1925 geförderte 14-bändige Buchreihe „Heimatkunde von Niederösterreich“¹⁴¹ erwähnen, die um thematisch abgeschlossene Einzeldarstellungen bemüht war und welche die einzelnen Fachgebiete, dem jeweiligen Forschungsstand entsprechend, soweit wie möglich zusammenfassend präsentieren wollte. So kam neben verschiedenen landeskundlichen Themen auch die Volkskunde eigens zu Wort, und zwar erschien jene bereits 1914 geplante und dann in Folge der Umstände zurückgestellte „Heimatkunde von Niederösterreich“, darunter jener bedeutsame Band mit dem Titel „Volkskunde von Nieder=Oesterreich“ von Arthur Haberlandt (1889–1964) als Heft Nr. 12 dieser wohl primär für schulische Zwecke gedachten Reihe.¹⁴² In ihm versuchte Haberlandt – der Inhalt geht wahrscheinlich auf einen von ihm gehaltenen Vortrag zurück; abgesehen davon, dass dem Autor vom Verein und dem Verlag wahrscheinlich eine Reduktion des Inhaltes vorgegeben war – zumindest jene Bereiche einer niederösterreichischen Volkskunde übersichtlich darzustellen, die ihm besonders bedeutsam erschienen. Haberlandt fasst hier die wesentlichsten ethnographischen Daten zusammen und stützt sich dabei, ausgehend von den historischen Voraussetzungen, auf die bisher schon vorhandenen volkskundlichen Publikationen und die ihm bekannten musealen Bestände, wobei er schwerpunktmäßig folgende Themen behandelt: Volksgruppen, Sprachliches, Physiognomie, Wirtschaft, bäuerliches Arbeitsleben, Nahrung, Siedlungswesen, Gehöftformen, Baustoffe, Inneneinrichtungen, Hausrat, Gewerbsleben, Trachten, Brauchtum, Volksaberglaube, Volksmedizin, Motiv- und Wallfahrtswesen, Geistiges Leben mit Dichtung, Musik, Gesang, Tanz etc.

Hier schließt er gezeichnete Haus- und Gehöfttypen und eine Karte der Bauernhausformen von Anton Dachler an. Insbesondere die beigegebenen geographischen Darstellungen lassen das kulturelle Gefüge des Hollabrunner Bezirkes einigermaßen gut erkennen. Freilich, eine komplette ins Detail gehende Übersicht findet sich auch hier nicht, aber es kann diese Arbeit zu diesem Zeitpunkt mit Recht wohl als ein erster, zeitgemäßer Versuch einer Zusammenstellung einer aktuellen niederösterreichischen Volkskunde gelten, in der leider, wie Schmidt richtig bemerkt, weder Sage und Märchen noch Sitte und Brauch, trotz schon vorhandener Publikationen – etwa von Viktor von Geramb und die zahlreichen Liedaufzeichnungen in der

¹⁴⁰ Kaschuba 2003 (wie Anm. 2), S. 57.

¹⁴¹ Lechner 1964 (wie Anm. 28), S. 147, 159. Über weitere Aktivitäten des Vereines für Landeskunde (s. Anm. 38), S. 6–33.

¹⁴² Arthur Haberlandt: Volkskunde von Niederösterreich. Wien, Leipzig, Prag 1921 (= Heimatkunde von Nieder=Oesterreich, H. 12).

Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ – nicht genügend Berücksichtigung finden (konnten);¹⁴³ abgesehen von noch weiteren Spezialbereichen (z. B. Namenforschung, Kinderspielforschung usw.), die hier gleichfalls fehlen.

Alles in allem ist es das Ziel dieses unseres Versuchs einer sehr knappen fachhistorischen Zusammenstellung von Material aus dem VB Hollabrunn gewesen, eine erste sicher noch nicht vollständige Auflistung lokaler volkskundlicher Themen chronologisch vorzulegen. Es wird zunächst notwendig sein einerseits weitere volkskundliche Daten und andererseits zahlreich vorhandenes Material aus dem weiten Gebiet der Landeskunde, der Regionalforschung und der Heimatkunde nach Belegen aus dieser Region ergänzend zu suchen¹⁴⁴ und diese in kommende Darstellungen einzuarbeiten. Andererseits sollten später einmal in einer weiteren umfangreicheren Zusammenfassung die Entwicklungen der nächsten Jahrzehnte bis zur gegenwärtigen volkskulturellen Situation dargelegt werden.¹⁴⁵ Die Volkskulturforschung wird sich auch zukünftig praxisorientiert den Sammlungen von Quellen und deren wissenschaftlicher Bearbeitung widmen müssen und fachliche Entwicklungen auf lokaler Ebene weiter beobachten. Im Bezug auf die jüngere Vergangenheit hat sie dann (vielleicht) auch (oder wieder) die Chance als moderne Gesellschaftswissenschaft in Erscheinung zu treten.

¹⁴³ Schmidt 1966 (wie Anm. 1), S. 47.

¹⁴⁴ Hermann Steininger: Der Bezirk Hollabrunn – Literatur. In: Der Bezirk Hollabrunn. Alte Ansichten, Karten und Bücher. Eine Ausstellung aus den Sammlungen der NÖ Landesbibliothek. 1. April bis 8. Oktober 1993 im Foyer der NÖ Landesbibliothek Wien I, Teinfaltstraße 8. Wien 1993 (= Sonder- und Wechsellausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek, 11), S. 9–11.

¹⁴⁵ S. z. B. Karl Schrimpf: Oberhollabrunn in alter und neuer Zeit. Heimatgeschichtliche Bilder und Übersichten. Oberhollabrunn 1920, S. 21–27; Ludwig Koller: Heimatbuch des Bezirkes Hollabrunn. Hg. vom Bezirksschulrat Hollabrunn. I. T. Hollabrunn, Wien 1949; Heimatbuch des Bezirkes Hollabrunn. Hg. vom Bezirksschulrat Hollabrunn. II. T. v. einer Lehrerarbeitsgemeinschaft. Hollabrunn, Wien 1951; Franz Stockinger: Brauchtum. In: Bezirkskunde Hollabrunn. 150 Jahre Sparkasse Hollabrunn 1824–1974. Hg. v. d. Sparkasse Hollabrunn unter Mitarbeit v. Hedwig Fritz, Karl Kaubek (Wirtschafts- bzw. Sparkassen-Teil) u. Hans Maukner (Bezirkskunde-Teil). Hollabrunn, Wien 1974, S. 123 f., 2. Abb.; weitere volkskundliche Mitteilungen sind bis S. 134 aufgelistet und 8 Abb. ergänzen diesen Text. Weitere Literatur bei den Autoren.

BRAUCH UND VOLKSKUNST

ANDREA EULER

In Linz beginnt's ...

Die „Linzer Krippe“ von Maximilian Kosmata

Einleitung

Kurz vor Weihnachten 2011 erfuhr das neue Foyer des Linzer Schlossmuseums, das zum Jahr der Europäischen Kulturhauptstadt 2009 fertiggestellt worden war, eine auffallende Veränderung: Die riesige „Linzer Krippe“ aus Keramik erhielt einen gläsernen Kasten und gelangte nach langen Irrwegen innerhalb des vorangegangenen halben Jahrhunderts wieder an ihren eigentlichen Ausgangsort zurück. Denn schon in den 1960er Jahren hatte das eindrucksvolle Stadtmodell die Besucher des kurz zuvor eröffneten Schlossmuseums im Eingangsbereich begrüßt und ihnen die Orientierung erleichtert, nachdem diese den steilen Anstieg über die Hofgasse vom Hauptplatz oder über den Tummelplatz geschafft hatten und in das gewaltige Gebäude gelangt waren, ohne die historische Anlage zuvor sehen zu können.

Wir schreiben das Jahr 1960 und der Kurator der Volkskundeabteilung Franz C. Lipp – damals bloß Franz Lipp – stellt unter dem Titel „Weihnachtliche Kunst“ Objekte der Kunstgeschichtlichen Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums aus. Kernstück der Schau, die im Franzisco Carolinum in der Museumstraße – das Schlossmuseum öffnete erst 1963 – von 16. Dezember 1960 bis Maria Lichtmess 1961 gezeigt wurde, war die so genannte „Linzer Krippe“ von Maximilian Kosmata. Sie war kurz zuvor nach vier Jahren intensiver Arbeit fertiggestellt worden. Es sollten noch weitere vier Jahre vergehen, bis die aus etwa 100 Einzelteilen bestehende Keramikkippe mit der Inventarnummer F 8.451 ins Eigentum des Museums gelangte. Mit der Eingangsnummer 13/64 wird sie am 25. Februar 1964 als Neuzugang eingetragen. Die Ankaufsumme betrug 47.475 Schilling¹ und überstieg um ein Vielfaches jeden anderen Betrag, der in den Jahren davor und danach für Ankäufe der Volkskundeabteilung ausgegeben wurde. Selbst ein Prunkstück wie der „Jahreszeitschrank“ von Johann Baptist Wengler belief sich auf lediglich 15.000 Schilling. Allerdings erwarb man mit der 3,5 mal 2,2 m großen Krippe auch wahrlich ein Schwergewicht. Denn der bis dahin eher unbekannte Keramiker verarbeitete in 1.727² Stunden für die 125³ Figuren und die Aufbauten rund 2.000 kg Ton.

¹ Dieser Betrag entsprach ungefähr dem Jahreslohn eines Angestellten.

² Kosmata selbst gibt unterschiedliche Arbeitszeiten an, einmal 1.727, dann wieder 1.773 Stunden.

³ Tatsächlich befinden sich nur 87 Figuren auf der Krippe, selbst wenn man alle Köpfe von Gruppen und Ochs und Esel dazurechnet. Sollten Figuren verloren gegangen sein – was unwahrscheinlich ist –, dann jedenfalls vor 1966, als das erste Foto die aufgestellte Krippe dokumentierte (Otfried Kastner: Die weihnachtlichen Krippen in Linz und Umgebung. Hg. v. Stadtmuseum Linz. Wien, München 1966, S. 34).

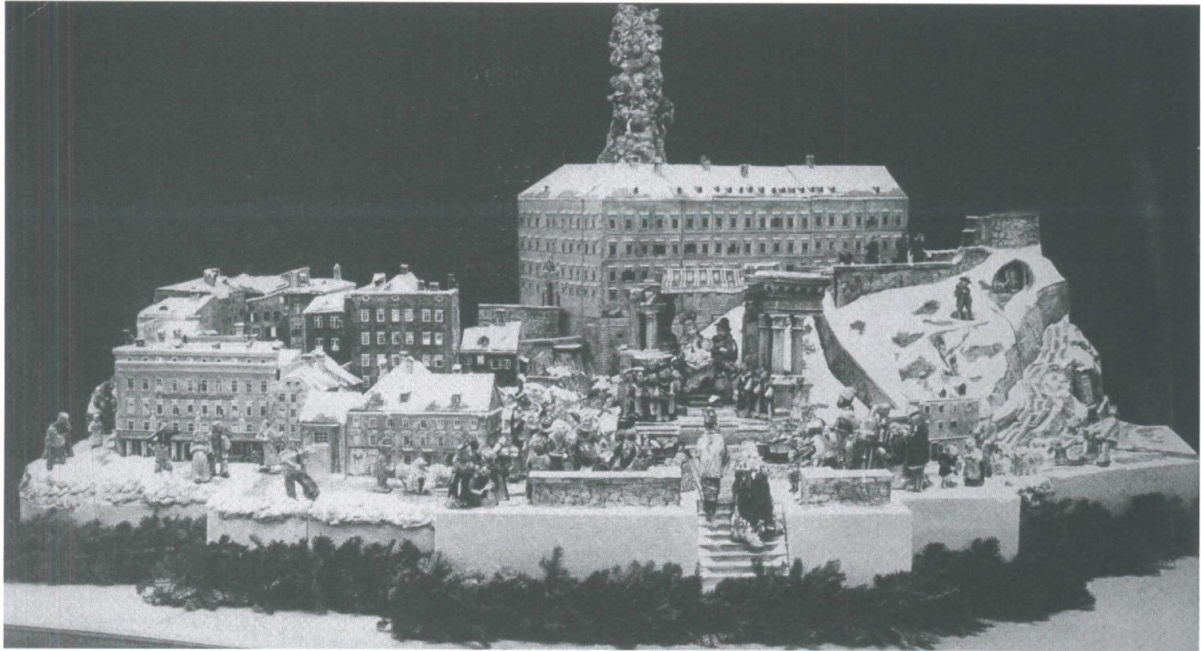


Abb. 1: Zu ersten Mal war die „Linz Krippe“ im Jahr 1960 ausgestellt.

Biografie

Maximilian Kosmata wurde am 15. Dezember 1915 im Haus Wiener Reichsstraße 31 geboren, jenem Haus, in dem seine Großmutter Maria als Hausmeisterin tätig war. Sie musste den Wünschen der zwölf Parteien im zweistöckigen Haus gerecht werden, bekam aber für das Putzen der Stiegen und das Reinigen des Gehsteigs doch nur wenig Geld. Allerdings konnte sie mit ihrem Mann, einem aus der Tschechoslowakei nach Linz gezogenen Binder, mietfrei in dem Haus wohnen. Dieser hatte bei der gefürchteten Respektsperson, als die Maria wahrgenommen wurde, genauso wenig zu reden wie später sein Sohn Franz, der Gitterstricker bei der Firma Bukowansky wurde. Sie war dagegen, dass ihr Sohn heiratete und seine junge Frau in die winzige Hausmeisterwohnung brachte. Es gab nur Küche und Zimmer – draußen am Gang waren das WC und die Bassena. Dennoch hielt die Großmutter sich für eine „besondere Hauswartin“, weil sie im ersten Stock und nicht in irgendeinem Kellerloch wohnte. Als dann 1915 Max geboren wurde und sein Geschrei die Nachtruhe Maria Kosmatas störte, kam es zu einem folgenschweren Streit. Die jungen Eltern gaben schweren Herzens den Säugling zu einer Ziehmutter.

Um das karge Familienaufkommen aufzubessern, verdingte sich die Mutter nicht nur als Hilfsarbeiterin in der Solo Zündholzfabrik, sondern ging auch auf den Friedhof „Blumenspritzen“ für Leute, denen die Gräberpflege zu mühsam war. So durfte der Zweijährige zwar wieder in die Wohnung zurück, verbrachte aber den Tag im Kinderhort der „Brucknerschwester“⁴, wo er gerne war, denn dort gab es mehr zu essen als zu Hause. Die Amerikaner hatten eine Hilfsaktion für hungernde Kinder gestartet und so bekamen die Kleinen nun sogar Kakao, eine bis dahin unbekannte Köstlichkeit, deren Duft Max sein Leben lang in Erinnerung blieb. Die herrschende Not der Nachkriegsjahre zwang die Mutter, als sie 1919 wieder schwanger wurde, um einen Viertelliter Milch bis Steyregg zu gehen. Als Franz geboren war,

⁴ Franziskanerinnen versorgten Kinder in der Brucknerschule.

wurde es in der Hausmeisterwohnung noch enger, doch nun hatte die Großmutter nichts mehr gegen den Nachwuchs einzuwenden. Sie musste wohl einsehen, dass ihre übergroße Härte die Schwiegertochter gebrochen hatte. Diese starb mit 27 Jahren an Brustkrebs.

Allerdings stellte Maria klar, dass sie wohl den Witwer und seine beiden Kinder versorgen, aber keine neue Schwiegertochter dulden würde. Also flüchtete der Vater nach der Arbeit ins Wirtshaus und ließ seinen Lohn dort, sodass die Großmutter nicht wusste, wovon sie die Buben ernähren und bekleiden sollte.

Max verbrachte seine Freizeit nach der Schule im Hort der Herz-Jesu-Pfarrkirche, wo sich der Pater des zehnjährigen Buben annahm und ihm zur Firmung Gebetbuch, Rosenkranz und die heiß ersehnte Uhr schenkte. Hätte ihn nach Ende der Bürgerschule jemand nach seinem Berufswunsch gefragt, vermutlich hätte er „Pfarrer oder Lehrer“ geantwortet. Aber es fragte ohnehin niemand, Hauptsache er brachte bald Geld nach Hause.

Auf Grund seiner gefälligen Zeichnungen beschäftigte man ihn in der Tonofenfabrik Schadler⁵ als Keramikerlehrling. Als billige Arbeitskraft musste Max putzen, Ton und Kohle abladen und kam natürlich auch mit dem giftigen Blei oder Zinn in Berührung. Er besuchte einen dreijährigen Abendkurs bei Paul Ikrath und entwickelte seine zeichnerischen Fähigkeiten weiter. Trotzdem wurde er nach der Gesellenprüfung wie alle anderen Hafnergesellen entlassen, denn die Wirtschaftslage war schlecht, die Arbeitslosigkeit hoch. So war Max Kosmata ab Herbst 1932 fünf Jahre lang auf Notstandsbeschäftigungen angewiesen, die von der Stadt Linz angeboten wurden, allerdings immer nur für eine begrenzte Zeit, damit daraus kein Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung abgeleitet werden konnte. So schickte man ihn zum Umstechen in den Stadtgarten beim Versorgungshaus oder teilte ihn einer Partie zu, die Strohsäcke stopfen musste, weil ein großes Sportfest geplant war, für das Notquartiere eingerichtet wurden. Dann wieder wurden Erdarbeiten für das erste Linzer Stadion unterhalb der Spatenbrotwerke angeordnet. Auch wenn er Sturzböden in einer Siedlung verlegte, gab es nie den vollen Lohn. Denn ein beschäftigungsloser Gelegenheitsarbeiter wurde auf 12 Schilling gedrückt, während ein Angestellter 50 Schilling in der Woche heimtrug.

Zum Glück war der Familie die Hausmeisterwohnung geblieben, wo sich die Situation aber unerfreulich zuspitzte. Bruder Franz hielt es daheim nicht mehr aus und war zu einem Freund in eine Kellerbehausung gezogen. Als die ewig nörgelnde Großmutter in ein Spital musste, ein Arzt von Auszehrung und nahem Tod sprach, der Vater außerdem kurzarbeiten musste und Angst um seinen Arbeitsplatz hatte, griff der erst 48-Jährige zu seinem Flaschenzug, einem Werkzeug zum Drahtziehen, und erhängte sich.

Die Hausmeisterwohnung blieb trotzdem in der Familie, denn die Hausfrau bot Max Kosmata an, die Hausmeisterei mit seiner Frau zu übernehmen. Also heiratete er Emma und überbrückte so die tristen Jahre der Arbeitslosigkeit. Emma besserte wie einst ihre Schwiegermutter das karge Budget auf, ging putzen, half als Garderobiere aus und verkaufte schließlich die keramischen Arbeiten ihres Mannes an Leute, die dafür Geld ausgeben konnten. Denn Herr Schadler hatte sich inzwischen wieder an seinen früheren Gesellen erinnert, der interessiert und eigenständig sein Wissen und Können erworben hatte, und holte ihn 1938 in die Ton-

⁵ Am Gelände Kaisergasse 20–21 stand die „Erste Linzer Tonöfen-Fabrik Karl Schadler“, die mit über 40 Arbeitern 1811 von Hafnermeister Bernhard Schadler gegründet worden war. Sie warb mit der Produktion von „Öfen, Kaminen, Zentralheizungen, Baukeramik, Fliesen und Pflaster“. Neben der Fabrik in der Kaisergasse 20, Keplergasse 21 verfügte die Firma über ein Musterlager am Graben 17.

ofenfabrik zurück. Dort blieb der Keramiker als Altgeselle bis zu seiner Pensionierung, in der er als Fremdenführer tätig wurde. 1991 verstarb Maximilian Kosmata im Alter von 76 Jahren.

Werke

Innerhalb der Familie haben sich etliche Keramiken erhalten, die einen breiten Querschnitt durch die Kunst darstellen. Denn Max Kosmata lässt sich auf keinen bestimmten Stil festlegen, er hat Verschiedenstes angefertigt, oftmals inspiriert von der großen Kunstgeschichte. So finden sich Arbeiten, die an Keramik aus der Hallstattzeit, an byzantinische Wandmalereien oder Mosaiken, an frühchristliche Steinreliefs und Totenmasken erinnern, neben den typischen Tierplastiken der 1950er Jahre, wie sie sowohl in der Linz Keramik als auch in Gmunden bei Schleiß hergestellt worden sind. Auch Masken, die den Säulen auf den Osterinseln oder asiatischen Holzmasken ähneln, sind anzutreffen. Weiters finden sich darunter Teller mit griechisch-orthodoxen Heiligen, Vasen mit bunt-goldenen Pharaonen, Schalen mit chinesischen Zeichen und Schüsseln, die mit an Picasso oder Modigliani erinnernden Köpfen oder traditionellen Fayencedekoren bemalt sind. Bei der Aufgabenstellung kannte Kosmata schier keine Grenze, versuchte sich an vollplastischen Heiligenfiguren (Sebastian und sitzender Apostel), einem Räuchermännchen, wie man es als Grödener Holzprodukt kennt, Engelsköpfen, einem Triptychon mit Halbreleiefflügeln und einer Madonna als Mittelstück, einem getrepten, aufwendig verzierten Schmuckkästchen, flach geritzten Passionsszenen und schließlich auch an historischen Ofenkacheln, deren traditionelle grüne Glasur durch eine kräftige bunte Bemalung ersetzt ist. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Kosmata sich allem angenommen hat, was ihn ansprach, was ihn faszinierte, und dass er es ebenfalls ausprobieren und produzieren wollte. Andererseits könnte er auch durch all jene Aufträge inspiriert worden sein, die Firmen für ihre Kundschaften zum Beispiel als Weihnachtsgeschenke in der Fabrik ausführen ließen.

Zumindest aus den noch erhaltenen Stücken aus Familienbesitz ließe sich niemals auf ein Werk wie die „Linzer Krippe“ schließen, wenngleich schwer einzuschätzen ist, aus welcher Zeit die jeweiligen Stücke stammen, die sich unterschiedlicher Wertschätzung erfreuen. Zu vermuten ist, dass Kosmata die meisten der kunstgewerblichen Keramiken mit Wurzeln „in aller Welt“ erst in fortgeschrittenerem Alter anfertigte, als er die Möglichkeit besaß, sich durch Bildbände, auf Reisen und in Ausstellungen und Museen entsprechende Anregungen zu holen. Manches stammt hingegen sicherlich aus der Entstehungszeit der Krippe, wie die Nippestiere und laut Erzählungen einer Kollegin das Räuchermännchen. Solche Arbeiten verkaufte Kosmata privat zu Weihnachten, was an jene Passage in der Biografie des Keramikers erinnert, die schildert, dass seine Ehefrau Emma immer wieder durch den Verkauf keramischer Arbeiten das Haushaltsbudget aufzubessern versuchte.

Die „Linzer Krippe“

Als größtes Projekt des Keramikers ist sicher die „Linzer Krippe“ anzusehen, die zwischen 1957 und 1960 hergestellt wurde. Allerdings reichen die Vorarbeiten weiter zurück. Denn in einem zweiseitigen Text über die Entstehung der Krippe erzählt Kosmata von der gerade überstandenen Kriegszeit, in der Armut herrschte, die Besatzungssoldaten regierten und die Schrecken des Krieges noch lange nicht überwunden waren. Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass der Linzer seine Geburt Christi in seine Heimatstadt verlegt und die Lebensum-

stände der Menschen einbezieht. So reisen Männer und Frauen an, um der „Kundmachung zur Volkszählung“⁶ eines amerikanischen Generals⁷ Folge zu leisten, so wie Maria und Josef sich unter Kaiser Augustus quer durchs Land nach Bethlehem begeben mussten.



Abb. 2: Ein amerikanischer General hat die „Kundmachung der Volkszählung“ an den „Kalvariwänden“ plakatieren lassen.



Abb. 3: Mitglieder der Astronomie Gesellschaft studieren den ungewöhnlichen Stern.

Diese Aufforderung ist auf eine Plakatwand über Werbungen für „Palmers-Strumpf...“ und „Auto...“ geklebt und im rechten Teil der Szene in die Felsen unterhalb des Schlosses eingefügt. Als direkte Anspielung an den Krieg kann man den Invaliden mit Krücken und nur einem Bein sehen. Alle Figuren tragen warme Kleidung, Schals, Mützen und Kopftücher im Stil der 1930er/1940er Jahre und Taschen, Rucksäcke oder Koffer. Sie streben der Stadt zu, in der Außergewöhnliches geschehen ist, was durch den „Engelschwall“⁸ über dem Linzer Schloss angekündigt wird. Dieser Stern veranlasst vier Mitglieder der Astronomie Gesellschaft⁹, ein Fernrohr aufzustellen, sich der ungewöhnlichen Erscheinung anzunehmen und Karten zu studieren. Daneben drängen sich Stadtbewohner und ein Geiger neben einer Grup-

⁶ „Ein jeder gehe in die Stadt seiner Väter, dass er sich aufschreiben lasse nach Gesetz und Recht, ob Mann, ob Frau. US General ...“

⁷ Die Unterschrift ist nicht zu entziffern. Es könnte Generalmajor Harry Collins gemeint sein, der am 3. Juni 1948 als Kommandant der USFA ein Diplom „Schirmherr von OÖ.“ erhält und Ehrenbürger von Linz wird.

⁸ So bezeichnete ihn Kosmata, während dieses durch einen Stern gekrönte Gewimmel von Engeln und Wolken in der Sekundärliteratur als Pestsäule vom Linzer Hauptplatz missverstanden wurde.

⁹ 1947 war die „Linzer Astronomie Gemeinschaft“ (heute 200 Mitglieder) zur Verbreitung astronomischer Kenntnisse gegründet worden.

pe von Musikern.¹⁰ Ein Dirigent im schwarzen Frack sorgt dafür, dass Dudelsack, Flöte, Pauke und Horn wohlklingende Melodien hervorbringen¹¹, um Maria, Josef und das Kind zu erfreuen, die sich als Mittelpunkt der gesamten Stadtszenerie in der Ruine eines römischen Tempels befinden. Ein wenig Schutz gegen den Schnee bildet ein Dach aus einem Teppich. Über das rechte reliefierte Gebälk läuft eine lateinische Inschrift, die neben dem Herstellungsort wohl auch einen Teil des Entstehungsdatums enthält.¹² Maria trägt entgegen ikonografischer Tradition ein dunkelrosa Kleid mit einem grünen Mantel und einen weißen Schleier über ihren blonden Haaren, während sich Josefs Kleidung mit dem braunen Wintermantel, dem roten Schal, dem schwarzen Hut und einer umgehängten, eingerollten Decke nicht wirklich von den zur Krippe strömenden Menschen unterscheidet. Die orangefarbene Babyrassel für das in eine Windel gewickelte Kind am Schoß Mariens fällt auf, denn außer einer reich bemalten, mit blau-weiß kariertem Bettzeug gefüllten Wiege¹³ fehlen mit ein paar wenigen Ausnahmen die Gaben, die üblicherweise Hirten und anderes Volk zur Krippe bringen. Ein Bub mit einem großen Hund hat vor sich einen Korb mit einer schwarzen Henne, wie man sie Wöchnerinnen zu schenken pflegte, und zu Füßen von Josef stehen ein Keramikkrug und eine -schüssel. Und die Heiligen Drei Könige und ihre beiden Lakaien tragen Gold, Myrrhe und Weihrauch zur Krippe. Ihre Gewänder erregen nicht nur wegen des großen Reichtums Aufmerksamkeit, auch die kräftigen Farben und die vielen goldenen Details faszinieren. So schmücken den Mantel des Balthasar weiße Rankenornamente und blaue Vögel, über dem Hermelinkragen des Melchior liegen breite goldene Ketten und der Umhang des schwarzhäutigen Königs Caspar besteht aus blau-goldenem Brokat. Auch der Weg, der die Weisen aus dem Morgenland bis zum Jesuskind führt, nachdem sie die restlichen Stufen vom Donauufer hinaufgestiegen sind¹⁴, ist von einem wertvollen blauen Teppich – Kosmata nannte ihn einen „Belutschistan“ – belegt, in dessen zarten Mustern die Wappen von Oberösterreich, der Stadt Linz und das Marienmonogramm eingeknüpft sind. Denn die hohen Gäste sollten von den Stadtvätern angemessen willkommen heißen werden. Die einzige Figur, deren Ausgestaltung Kosmata gleiches Augenmerk zuteil werden lässt, ist eine Japanerin, die in einem gestreiften Kimono mit dem prunkvollen blau-weißen Obi und den orangeroten Geti auf dem Boden kniet und sich tief verneigt. Vielleicht gehört sie zum Gefolge der Heiligen Könige, liegt doch ein Samtpolster mit Gold vor ihr.¹⁵

Zwischen den Gabenbringern und der Heiligen Familie befinden sich noch mehrere Gruppen dem kirchlichen Bereich zuzuordnender Figuren: links und rechts fünf beziehungsweise drei Mönche in braun-weißem beziehungsweise weiß-schwarzem Habit¹⁶, die die versteckten

¹⁰ Kosmata selbst war überaus musikalisch, lernte noch im fortgeschrittenen Alter Orgel und spielte mehrere andere Musikinstrumente wie z. B. Geige.

¹¹ Ab 1926 bildete die Magistratsmusik einen fixen Bestandteil des städtischen Kulturlebens, nachdem der Magistrat schon seit 1876 die aus der Kapelle der Linzer Schiffswerft hervorgegangene Musik auf Dauer einzubinden versucht hatte.

¹² LENTIA ANNO DOMINI MDCCCXCIX (Linz im Jahre 1909). Vermutlich fehlt noch ein L (50), womit man auf das tatsächliche Fertigstellungsdatum 1959 käme.

¹³ Diese war ein Geschenk der Stadtväter, schreibt Kosmata in seiner Geschichte.

¹⁴ Kosmata berichtet in seinem Text zur „Linzer Krippe“, sie seien von ihrem letzten Aufenthalt in Grein per Schiff angereist.

¹⁵ Über diese auffällige Figur, die eigentlich in keinem Zusammenhang mit den Königen steht, schweigt Kosmata.

¹⁶ Kosmata schreibt in seiner Geschichte: „Mönche eilten aus den benachbarten Klöstern und selbst der Bischof verließ seine Kirche, um den kleinen Gottmenschen ‚Jesus Christus‘ zu schauen und anzubeten. Schulschwestern brachten Linnen und beteten ...“

Ochs und Esel auf der linken Seite beinahe verdecken, davor zwei kniende Franziskanerinnen, deren Gesichter hinter den tiefen Schleiern verschwinden – wie sie Kosmata aus seiner Kinderzeit in der Brucknerschule kannte – und die einen Korb voll weißer Textilien bringen, zwei Paare (singender) Ministranten sowie drei kirchliche Würdenträger in weiß-goldenen Ornaten, darunter auch der Bischof von Linz, und ein weiterer Ministrant.

Direkt daneben tummeln sich nochmals Frauen, Kinder und Männer, einer trägt ein Akkordeon auf dem Rücken und ein weiterer ist umgeben von einer kleinen Herde von Schafen. Vielleicht gehört er zu jenen beiden Hirten, die auf dem Schlossberg ihren Unterstand haben. Oben auf der Terrasse des Schlosses salutieren Soldaten und schauen zum Tempel hinunter. Nicht zufällig stehen sie dort, denn zur Entstehungszeit der Krippe befand sich im Schloss noch eine Kaserne. Von den weiteren bei der Ankündigungstafel stehenden Menschen war schon die Rede, nicht jedoch von jenen, die sich noch weit entfernt von der Geburtsszene am Hofberg – auf der entgegengesetzten Seite – befinden. Dort wartet eine Frau ungeduldig, bis eine Decke über sie gebreitet wird, damit der Schlitten losfahren kann, zwei Frauen umarmen einander, ein Bub trägt seine Schultasche unter dem Arm und ein Bäckersbursche Gebäck, das er möglicherweise dem Jesuskind bringen möchte. Ein mit Paketen voll beladener Schlitten wird von zwei Männern vom Hofberg in die Donaulände gelenkt und vor dem Salzamt strebt ein Hirte mit seiner Schafherde zum Neugeborenen.



Abb. 4: Vor dem Salzamt macht sich ein Hirte mit seiner Schafherde auf den Weg zur Krippe.

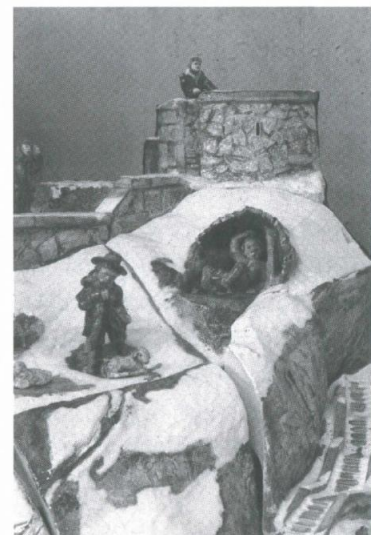


Abb. 5: Andere Schafhirten haben ihren Unterstand auf dem Schlossberg.

Dazwischen eingefügt ist eine Szene, die chronologisch vor der Geburt spielt: die Herbergsuche. Bezeichnenderweise weist der Wirt vom „Gasthof zum Rothen Krebs“ die schwangere Maria und den einen Koffer tragenden Josef ab. Auch der aus dem Schlaf gerissene Nachbar mit gestreiftem Morgenmantel und Schlafmütze will kein Quartier geben. Diese Darstellung fügt sich ebenso ins Geschehen ein wie eine andere, die gleicherweise aus der Chronologie fällt: die Flucht (nach Ägypten).



Abb. 6: Der Wirt vom „Gasthof zum Rothen Krebs“ weist die schwangere Maria und Josef ab.



Abb. 7: Josef und Maria mit dem Jesuskind flüchten auf dem Schlitten.

Am Ende der Wasserstiege zieht Josef einen Schlitten, auf dem Maria in demselben grauen Gewand mit rotem Tuch, wie sie es bei der Herbergsuche trägt, und mit dem eingewickelten Kind am Schoß sitzt. Vielleicht wählte Kosmata bewusst eine andere Kleidung, ein anderes Aussehen für die Heilige Familie im Zentrum, um bei den beiden Alltagsszenen nur Assoziationen zu den traditionellen Krippen aufkommen zu lassen. Denn auch die Größe der Figuren unterscheidet sich nicht von den benachbarten, während Maria, Josef und das Kind im Tempel deutlich größer sind. Kosmata bleibt bei seiner Schilderung generell recht nahe dem Alltag und verzichtet auch auf Engel – mit Ausnahme des Engelschwalls.

Folgerichtig wählt Kosmata für die Darstellung der Geburt Christi, die mitten im Winter stattfand, auch diese Jahreszeit und bedeckt daher die gesamte Szenerie mit einer dicken Schneeschicht, die nur an den Gehwegen teilweise Grasflächen und das Straßenpflaster durchschauen lässt. Diese weiße Auflage verbindet alle Häuser, Gebäude und Architekturteile zu einem einzigen großen Bild, in das die blassbunten Figuren eingefügt sind. So lenken die kräftigen Farbleckse mit den glänzenden Goldauflagen der Weisen aus dem Morgenland und im Engel-Wolken-Gekröse, die dichten Ornamente des Teppichs, die dekorativ verlegten Fliesen vor der Krippe und die roten Stufen zur Heiligen Familie den Blick dorthin, wo Kosmata ihn haben möchte: auf die Geburt Christi.

Altstadt

Dennoch macht nicht die Ansammlung von Figuren den Reiz der Krippe aus, sondern die Kulisse der Linzer Altstadt. Sie umfasst die Häuser am Hofberg vom so genannten „Apothekerhaus“ sanft abwärts bis zur Oberen Donaulände und dann vom Eckhaus, dem „Hotel zum rothen Krebs“, die Häuserzeile bis zur „Wasserstiege“, die zur Schweitzerhausgasse auf den Schlossberg und zum alles überragenden Schloss führt. Innerhalb dieses Gevierts bemüht sich Kosmata bis ins Detail, die Innenhofverbauungen, Erker, Dachvorsprünge und Schmuckelemente wiederzugeben.



Abb. 8: Häuserzeile am Hofberg.



Abb. 9: Rudolfstor des Schlosses.

„Hofberg“ ist keine Bezeichnung für einen Hügel, sondern für jenes kurze Gassenstück, das von der Oberen Donaulände zur Hofgasse führt und in dem aus der Einmündung von Altstadt, Hof- und Badgasse gebildeten kleinen Platz endet, der früher auf Grund der dort angebotenen Waren „Haar- oder Leinwandmarkt“ genannt wurde und einen Brunnen aufwies, der auch in Keramik dargestellt ist. Die mehrfach auftretende Bezeichnung „Hof“ bezieht sich auf die dieses Viertel dominierende Burg, den „Hof“. Laut Sachsperger¹⁷ war der Hofberg früher ein Holzprügelweg. In jedem Fall wurde der Abgang zur Donaulände durch das Obere Wassertor abgeschlossen, das schon im Mittelalter genannt wird. Es war mit einem Turm mit Zwiebelhelm überbaut und beherrschte bis 1843 alle Linz-Ansichten. So sorgfältig Kosmata bei seinen Studien ins Detail ging, hielt er sich ebenfalls streng an den Bestand, ohne attraktive historische Bauteile wie diesen Turm in seine Stadtdarstellung einzubauen. Denn im 20. Jahrhundert erinnerte bloß eine versetzte Gedenktafel mit einer Hochwassermarken vom August 1501 an das verschwundene Wassertor.

Das den „Haarplatz“ und Aufgang zum Schloss, also den Beginn der steil ansteigenden Hofgasse dominierende Gebäude besteht aus zwei ursprünglich spätgotischen Häusern, die durch einen runden turmartigen Eckerker ergänzt, barockisiert und mit einer reichen hochbarocken Fassadengliederung versehen wurden. Schließlich kam 1793 das schmale Nachbarhaus hinzu, das allerdings durch engere Fensterachsen und ein tiefer liegendes zusätzliches Geschoß auch heute noch deutlich als spätere Hinzufügung erkennbar bleibt. Kosmata hat bei seinem „Apothekerhaus“ wohl die geringeren Abstände der Fenster und die höhere Anzahl der Stockwerke berücksichtigt, aber nicht verstanden, wie dieser Wechsel in der Fassadengestaltung zu erklären ist, denn er setzt die ins untere Haus gehörende Tür auf halbe Höhe, also zwischen die beiden Gebäude. Trotzdem war ihm wichtig, jedes Detail wie zum Beispiel das reiche Portal, die unterschiedlich geschmückten geschweiften Verdachungen der Fenster oder die Geschäftsschilder¹⁸ zu wiederholen: Eine Inschrift verweist auf die Apotheke „Zum

¹⁷ C. Sachsperger: Abriss der baugeschichtlichen Entwicklung der Landeshauptstadt Linz an der Donau. Linz 1931, S. 3.

¹⁸ Friseur und Apotheke „Zum schwarzen Adler“.

schwarzen Adler“, die bereits für das 16. Jahrhundert nachweisbar ist und bis zu ihrer Übersiedlung auf die Landstraße im Jahr 1850 hier ihren Platz hatte. Noch bis zur Sanierung 2010 wies das über lange Zeit leerstehende Haus die auf der Krippe bestens getroffene blaue Färbung auf, die in beeindruckender Weise das „Sfumato“ einer Kalkfarbe wiederzugeben vermag.

Das folgende Haus liegt nochmals ein wenig tiefer und beherbergt seit 30 Jahren das Restaurant „Zum kleinen Griechen“. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts befanden sich das Gasthaus „Zum Goldenen Hirschen“ und eine Greißlerei in dem ebenfalls im Kern spätgotischen Haus mit einer Fassade von um 1800, das durch seine Ecklage die Vermutung aufkommen lässt, dass das Wassertor möglicherweise hier gestanden habe. Der Zugang zu dem wohnturmartigen schmalen Gebäude befindet sich bei Kosmata ostseitig, während sich der wohl historische Eingang über Treppen unter einem zweigeschoßigen Erker auf Konsolen und toskanischen Stützsäulen befand. Unter dem Erker lagern in der Krippe Säcke und Ballen, sodass der Zugang zu dem kleinen Gässchen kaum mehr möglich ist. Denn zwischen Hofberg 8 und 6 hat sich eine mittelalterliche „Reiche“ mit zahlreichen Schwibbögen erhalten, die im Hof von Hofberg 20 endet und vermutlich schon 1568 bestanden hat, als Bürgermeister Schick das Haus Nr. 6 verkaufte, in dem bis 1826 Lebzelter wirken sollten. Hofberg 8 wurde seit 1710 von Schneidern, Messerschmieden und Schwertfegern bewohnt. In der „Linzer Krippe“ beherbergt es nun das Geschäft „Obst Gemüse Wimmer“, zu dem wahrscheinlich auch der große Plutzer sowie die Säcke und Ballen vor dem Nachbarhaus gehören.

Wie genau Kosmata sich die gebaute Realität großteils zum Vorbild nahm, lässt sich hier anhand des einen, wegen des Eingangs in das Gässchen höher gerückten Fensters nachvollziehen. Außerdem fällt zum wiederholten Mal auf, wie abwechslungsreich er bei der Gestaltung der Fenster vorgeht: Manchmal lässt er einen Fensterflügel halb oder völlig offen, einmal befinden sich geraffte Vorhänge hinter den Scheiben, dann wieder verhindern dichte Gardinen das Eindringen von Tageslicht.

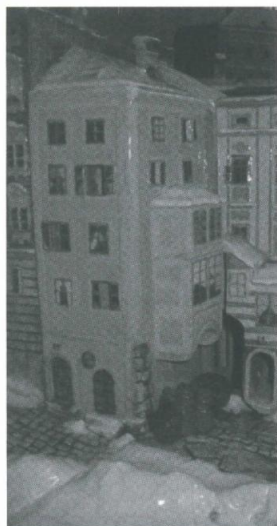


Abb. 10: Hofberg 8.

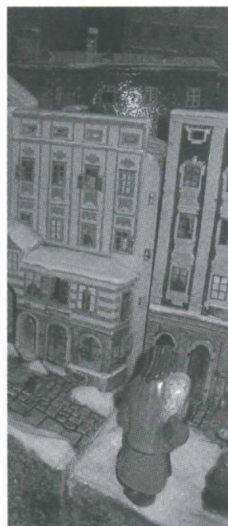


Abb. 11: Hofberg 6.

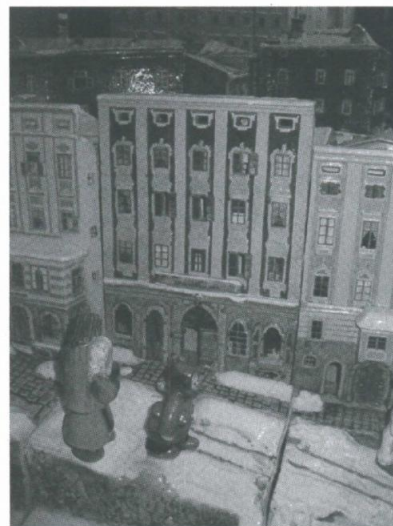


Abb. 12: Hofberg 4.

Das trifft auch für Hofberg 4 zu, ein bis ins Mittelalter zum Stift Nonnberg gehörendes Haus, das als Gasthaus 1650 „Zur weißen Gans“ und ab 1771 „Zum bairischen Hof“¹⁹ genannt wird. Den bis in die 1950er Jahre schlechten baulichen Zustand musste Kosmata nicht mehr festhalten, denn die Restaurierung der Fassade erfolgte 1957, als er noch mitten in der Arbeit war. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem tatsächlich beeindruckend gestalteten Renaissance-Portal, dessen Pfeilervorderflächen mit Rauten- und Scheibendekor in flach geschnittenem Relief verziert sind. Auch die charakteristische spätbarocke Fassadengliederung mit Riesenlisenen und den bahnenartig zusammengefassten Parapeten innerhalb der Fensterachsen über die drei Geschoße hinweg erfasst er treffsicher.

Wenn nun in der Häuserzeile am Hofberg fünf Fensterachsen folgen, so zählen diese bereits zum Renaissancegebäude Obere Donaulände 11, wo sich das Hotel „Rother Krebs“²⁰ über weitere zehn Achsen erstreckt. Die Grabendächer lassen mehrere ältere Vorgängerbauten vermuten. Kosmata wiederholt bei der Hofbergfassade die Gliederung durch Riesenlisenen und stuckierte Fensterparapete, wie sie bei den Nachbarhäusern besteht, obwohl nicht ganz klar ist, ob zur Entstehungszeit seiner Arbeit nicht auch hier bereits der gesamte Fassadenschmuck abgeschlagen worden war. An der Donauseite ist tatsächlich kaum mehr etwas von Faschen, Verdachungen oder Parapeten zu entdecken. Dafür prunkt dort der riesige Schriftzug „Gasthof“²¹ zum rothen Krebsen“, der auch auf historischen Aufnahmen dominiert. Die Vor-, Zu- und Umbauten – außer dem 1872 hinzugekommenen Vorbau mit Terrasse und Salon im ersten Obergeschoß – lassen sich schwer datieren und werden von Kosmata auch nicht für sein Stadtmodell übernommen. Bei ihm bleibt der Bau schlicht und ebenmäßig in seiner sich wiederholenden Gliederung. Lediglich das Erdgeschoß mit hohen Fenstertüren und braunen Fensterläden springt ein wenig vor und trägt eine Balustrade. Hingegen stellt der Keramiker das schmale, leicht vorspringende Nachbarhaus noch als dreiachsiges Handwerkerhaus²² mit Krüppelwalmdach und ovalen Luken im Giebelfeld dar. 1960 wurde die bereits 1644 als alte Postmeisterei erwähnte Liegenschaft zum Hotel dazugekauft und als zugehöriger Bauteil aufgestockt und modernisiert.

Beim folgenden Haus handelt es sich um die bedeutende ehemalige Kaiserliche Salzkammer, das Amts- und Wohnhaus des kaiserlichen Salzhandlers, dessen Geschichte bis zum 1456 erwähnten „Grashof“ zurückreicht. Die Baugeschichte des bestehenden Gebäudes, das um 1730 wesentliche Umbauten erfuhr, beginnt im 17. Jahrhundert.²³ Um 1844 dürfte ein älteres Holzgebäude durch einen Hoftrakt ersetzt worden sein. Der im Osten anschließende Torbau führt hier in einen großen Innenhof, tatsächlich aber ins Gebäude. An der Außenfassade fügte Kosmata liebevoll Reste von Plakaten für ein Sinfonie-Konzert und Ceres auf einer riesigen Werbetafel zusammen.

Die auffallende Höhe des Erdgeschoßes des Salzamts, wodurch die beiden Obergeschoße zusammengedrängt erscheinen, erklärt sich aus dem Raumbedarf der gewölbten ebenerdigen Lagerhallen. Kosmata wählt hier eine sich von der Realität unterscheidende Dachlösung. Statt der knapp unter dem Dach sitzenden Fenster wählt er einen größeren Abstand und ver-

¹⁹ Kosmata verkürzt auf seinem Hausschild auf „Gasthof Bairischem Hof“.

²⁰ Das Gasthaus existiert seit ca. 1680, als Gasthof „Zum rothen Krebs“ seit 1771.

²¹ Realiter stand „Hotel ...“, während Kosmata „Gasthof ...“ verwendet.

²² Von 1650 bis 1820 im Besitz von Riemern und Schnürmachern.

²³ Seit 2009 ist das Salzamt nicht nur mustergültig restauriert, sondern beherbergt nun einen Gastronomiebetrieb und im „Atelierhaus Salzamt“ europäische Künstler als Stipendiaten.

sieht das Gebäude und den Hof mit reichen Arkaden und verglasten Gängen, die sich zum Hauptgeschehen der Krippe öffnen. Daher verzichtet er gänzlich – weil er den Platz benötigt, um die Heiligen Drei Könige von der Donau über eine Stiege zur Krippe steigen zu lassen – auf den anschließenden Salzstadel an den „Calvariwand“²⁴, der als Wirtschaftsbau zum Salzamt gehört hat und genau wie dieses Teile der mittelalterlichen Stadtmauer integriert.

Abgesehen von diesen beiden Häuserzeilen füllt Kosmata auch den steilen Abhang des Schlossbergs Richtung Altstadt mit Häusern, ganz dem tatsächlichen Bestand entsprechend. Also stellt er entlang der Nordseite der Hofgasse²⁵, die vom Hauptplatz über den ehemaligen Haarmarkt zum Rudolfstor des Schlosses führt, weitere Altstadthäuser dar, deren Fassaden aber vom Betrachter der Krippe nicht eingesehen werden können. Nur die Rückseiten und das Gewirr von Innenhöfen der schmalen, oft aber besonders tiefen Altstadthäuser – teilweise mit Kaminen oder Gaupen und vor allem mit Schnee – füllen den verbleibenden Platz. Diese Häuserreihe überwindet einen beachtlichen Höhenunterschied, da sie von der Donau, also der unteren Handlungsebene, bis zum Rudolfstor und dem Niveau des Schlossbergs reicht. Zwei dieser Häuser sollen herausgegriffen werden, denn sie thronen beinahe schon über dem Salzamt. Eines weist tatsächlich in der Hofgasse drei und donauseitig sechs Geschoße auf und erhebt sich schon nahe der Bergkuppe. Gemeint ist das Freihaus Jörger, das zwar wenig Schmuck an der Fassade zeigt, dafür aber charakteristische querovale Luken in der Vorschussmauer. Es war schon 1493 von Kaiser Friedrich III. gekauft worden, dann aber wieder in den Besitz der Jörger gelangt, die ihren Stall durch den Bau des Salzamtes verloren hatten. Schließlich wurde es zu einem bürgerlichen Wohnhaus, woran sich bis heute nichts geändert hat. Kosmata wählte für dieses Haus ein dunkles Blau, sowie auch für die beiden eher unscheinbaren Gebäude links und rechts davon. Nach genauerem Studium der Grundrisse sind diese drei Häuser als Hofgasse 22 a – c anzusehen, also korrekterweise als ein zusammenhängendes Gebäude, was heute durch diverse Umbauten kaum mehr zu erkennen ist. Auch die bergab folgenden Rückfronten der Häuser in der Hofgasse entsprechen Fenster für Fenster, Vorsprung für Vorsprung und Innenhof für Innenhof dem gebauten Zustand, wie heute anhand von Flugaufnahmen ersichtlich ist. Zur Entstehungszeit der Studien muss diese Genauigkeit erheblichen Einsatz vonseiten des Keramikers erfordert haben.

Etwas abseits schmiegt sich ganz rechts ein einzelnes kleines Häuschen an die frühere Stadtmauer und in die Abhänge des Schlossbergs. Es handelt sich um ein typisches Vorstadthaus, dessen Bewohner ganz offensichtlich dem Baugewerbe zugerechnet wurden, denn davor liegt Schnee auf mehreren Ziegelstapeln, einem Schubkarren und einem umgedrehten Maurertrog.²⁶

²⁴ Zur Bauzeit bezeichnete man diesen Abschnitt der Oberen Donaulände noch als Kalvarienwände.

²⁵ Bis 1869 trug nur der Teil zwischen Hauptplatz und dem Straßenzug der Altstadt diese Bezeichnung. Das steile Straßenstück hieß 1391 Am Perig (Berg), 1644 Am Schloßberg, 1710 Hofberg, 1800 Schlossgasse und 1825 Schlossberggasse.

²⁶ Möglicherweise riss man das Haus im Rahmen des Baus des Römerbergtunnels in den Jahren 1958 bis 1962 ab.

Aufbau

Begonnen wurden die Arbeiten im Jahr 1957 mit einem intensiven Studium der Altstadt, Skizzen von Innenhöfen, Hausfassaden und baulichen Details. Auf diesen Ausflügen begleitete Max Kosmata oftmals sein jüngerer Sohn Wolfgang, der diese Sonntagsbeschäftigung gut in Erinnerung hat und noch etliche solcher Zeichnungen im Nachlass seines Vaters vermutet. Tatsächlich umgesetzt wurden zunächst alle Figuren, wobei damals wohl schon eine grobe Vorstellung von der gesamten Krippe existiert haben muss. Die geräumige Keramikmalerei der Firma Schadler teilte sich Kosmata mit einem weiblichen Lehrling. 1958 in die Tonwarenfabrik eingetreten, weiß diese Frau noch zu erzählen, wie sich der Raum sukzessive mit den vielen Figuren und Figurengruppen füllte und dass sogar unter ihrem Spind Keramikobjekte gelagert wurden. Erst nach Abschluss der in der Freizeit ausgeführten Arbeiten an den frei geformten Figuren begann die Herstellung der technisch aufwendigen, aber erstklassig ausgeführten Architekturteile, bei denen Kosmata auf seine Berufserfahrung in der Ofenfabrik zurückgreifen konnte.

Gebaut wurde der gesamte Schlossberg mit seinen zahlreichen Gebäuden nämlich in der Überschlagtechnik eines Kachelofens. Das heißt, es wurden Gipsformen hergestellt, also zum Beispiel die Hausfassaden in den weichen Gips graviert. Über dem groben folgte eine Schicht feinerer Ton, der dann mehrfach gebrannt und glasiert werden musste. Um die Krippe brennen zu können, entstanden einzelne Häuser, Stücke von Gehsteigen, freien Flächen, Mauern und Dächern, die nach dem Brennen und Glasieren mit ihren völlig unterschiedlichen Formen ineinander geschachtelt werden mussten, was beim Aufbau der Keramikblöcke immer wieder eine Herausforderung darstellte. Denn wie bei gewachsenen Altstadtbauten handelt es sich niemals um regelmäßige Formen, sondern verwinkelte, sich beinahe überlappende Bauteile, die nicht nach logischen Gesetzen angeordnet werden können und überdies auf nicht unbedingt gleich großen, stark durchbrochenen Kacheln aufgebaut sind. Dies bedeutet auch bei jeder neuerlichen Aufstellung der Krippe einige Probleme.

Im Museum

Wie erging es nun der „Linzer Krippe“, nachdem sie bei der Ausstellung „Weihnachtliche Kunst“ im Oberösterreichischen Landesmuseum zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt worden war? Max Kosmata scheint sie nach dieser Premiere wieder mitgenommen zu haben, denn erst im Februar 1964, also genau drei Jahre später, verkauft er sie an das Museum. Die Krippe wird im Foyer des neuen Schlossmuseums aufgebaut und bleibt dort in Raum 5 nach der Verlegung des Haupteingangs und Foyers in den 1970er Jahren, als der Arkadengang im Innenhof verglast wird. 1985 lässt der damals neue Direktor Wilfried Seipel zur Schaffung von Platz für Sonderausstellungen das Erdgeschoß ausräumen – damals waren hier die Archäologie sowie die Ur- und Frühgeschichte in einer ständigen Präsentation ausgestellt. Nun besinnt man sich auf die Zugehörigkeit der Keramikkippe zur Volkskundeabteilung und übersiedelt sie in den zweiten Stock, wo allerdings nicht genügend Platz im so genannten „Krippenraum“ vorhanden ist. Daher baut man sie vorerst in einem jener Schauräume auf, die nach der Umgestaltung der Schausammlung durch Gunter Dimt, den auf Franz Lipp folgenden Volkskundler, frei geworden sind. Allerdings kann sie auch dort nicht lange stehen bleiben, ein Lift wird im Schlossmuseum eingebaut, der „Krippenraum“ übersiedelt in den durch die Kosmata-Krippe belegten Saal und füllt diesen restlos, sodass die vielen schweren Einzelteile wieder einmal auseinandergenommen, verpackt und zwischengelagert

werden müssen. Zwischen 2000 und 2007 kann die „Linzer Krippe“ dann ein weiteres Mal ausgestellt werden: Sie markiert nun im Osttrakt den Eingang in den „neuen“ Krippenraum. Dann folgt der Beschluss, den Südflügel an das bestehende Schlossmuseum anzubauen und eine der zahlreichen Verbindungen zwischen Alt- und Neubau über jenen Gang zu führen, in dem die Krippe bislang bewundert werden kann. Also muss sie wegen des zu schaffenden Fluchtwegs neuerlich weichen, und das ziemlich rasch. Wieder wird alles verpackt und zwischengelagert. Danach dauert es neuerlich zwei Jahre, bis nach langen Überlegungen ein geeigneter Platz gefunden wird, damit die „Linzer Krippe“ das ganze Jahr über auf acht Quadratmetern staub- und zugriffsgeschützt besichtigt werden kann. Nach den oftmaligen Übersiedlungen, die sich nicht immer durch größte Sorgfalt ausgezeichnet haben, und einigen nach heutigem Forschungsstand nicht fachgerechten Reparaturen weisen die Keramikteile mittlerweile neben Verunreinigungen auch Sprünge, Absplitterungen, Verklebungen und Risse auf, die in einem mehrwöchigen Arbeitseinsatz²⁷ der Keramikrestauratorin Heike Rührig so weit gereinigt, gefestigt und geklebt werden konnten, dass einer nun endgültigen Aufstellung nichts mehr im Weg steht. Eine Ausschreibung für die notwendige Architektur, die Planungen, der Aufbau der Glaswände und die Installation der Beleuchtung erfolgen im Dezember 2011, und schließlich beginnt in der Woche vor Weihnachten der letzte Arbeitsschritt: die Verlagerung und das Übereinandertürmen der schweren Blöcke, das minutiöse, oftmals zu wiederholende Einpassen aller Keramikstücke und die Aufstellung der wenigen Figuren, die nicht fix mit ihrer Standfläche verbunden sind. Seit 23. Dezember 2011 begrüßt die „Linzer Krippe“ nun die Besucher des Schlossmuseums im Foyer – wie schon 1964.

Weiterführende Literatur

Der Hausmeisterbub von der Wiener Straße 31. In: Oberösterreichische Nachrichten. 3. November 1986, S. 9.

Kreczi, Hanns: Linz, Stadt an der Donau. Linz o. J. (1951).

Österreichische Kunsttopographie. Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. Die Altstadt. Hg. v. Institut für österreichische Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes in Zusammenarbeit mit der Kulturverwaltung der Stadt Linz. Wien 1977.

Lipp, Franz: Weihnachtliche Kunst im Oberösterreichischen Landesmuseum. In: OÖ. Kulturbericht. Hg. v. Institut für Landeskunde, Folge 26, 16. Dezember 1960 (Sonderdruck aus der Amtlichen Linzer Zeitung vom 16. Dezember 1960).

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Oberösterreichisches Landesmuseum.

Abb. 2–7, 9: Oberösterreichisches Landesmuseum (A. Bruckböck).

Abb. 8: Oberösterreichisches Landesmuseum (H. Rührig).

Abb. 10–12: Oberösterreichisches Landesmuseum (A. Euler).

²⁷ In einer Art „offenem Atelier“ konnte man bei den Restaurierungsmaßnahmen im ehemaligen Foyer zusehen, das zu einer provisorischen Werkstatt umgestaltet worden war.

HERLINDE MENARDI

Frauen in der Fasnacht

Fasnacht, Fasching, Karneval – diese Begriffe bezeichnen in verschiedenen Landschaften ähnliche oder nahezu gleiche Phänomene: die Zeit zwischen Dreikönig (Romedl, Maria Lichtmess) und dem Faschingsdienstag mit Maskenbrauch, Verstellung, Vermummung, Heischen, Rügen, Parodie, Tanzen, Hüpfen und Springen, Lärmen, Essen und Trinken, Geschlechterbeziehungen.

Bei der in den älteren Dokumenten erwähnten Fasnacht handelt es sich nicht um eine Besonderheit einzelner Ortschaften. Sie wurde mehr oder weniger im ganzen Land begangen und hat sich im Laufe der Zeit unterschiedlich entwickelt: Auf der einen Seite ist ein unbändiges Festhalten an diesen Vergnügungen (Bräuchen) über alle Zeiten und Verbote hinweg zu beobachten, auf der anderen befolgte Verbote. Diese finden sich vermehrt in der Gegenreformationszeit, vielfach aber im 18. Jahrhundert unter dem Einfluss der Jesuitenmission. Es gibt Gelübde, die Fasnacht nicht mehr zu begehen oder sie auch schon mit dem Unsinnigen Donnerstag enden zu lassen, die zum Teil heute noch eingehalten werden.

Kirchliche und weltliche Obrigkeiten haben der Fasnacht ihre Stempel aufgedrückt, auch Initiativpersonen, die sich Anregungen von außen holten.

Wie bei anderen öffentlichen Bereichen dürften die Männer die Fasnacht dominiert haben, aber sich die Frauen als abwesend vorzustellen, ist falsch. Sie treten auch als Akteurin in Erscheinung, nicht nur bei Tanzangelegenheiten, bei Heischebräuchen, Klosterstürmen, Pflug- und Blochziehen, Weiberzechen u. a. Hippolytus Guarinoni erwähnt bei Hochzeiten, die in der Regel zur Fasnachtszeit stattfinden, getrennte Weiber- und Männertische, wobei die Frauen zuerst bewirtet werden, daher auch schneller betrunken sind.¹

Männergemeinschaften (vor allem die unverheirateten, ausgemusterten Burschen, Zünfte, Handwerker) spielen als Brauchträger bis ins 20. Jahrhundert eine große Rolle, seltener Frauengruppen. Im Außerfern werden diese erwähnt, wobei zu untersuchen wäre, ob die Zeitwanderung – die periodische Auswanderung der männlichen Bevölkerung im westlichen Tirol – hier ihre Auswirkungen hatte.

Möchte man sich über Frauen in der Fasnacht informieren, so stößt man schnell auf Schwierigkeiten. Denn es findet sich kaum Literatur zu diesem Thema – die Fasnacht ist Männersache, so die bei uns gängige Meinung. Alle weiblichen Figuren bei den Umzügen werden von Männern dargestellt. Dabei behindert das heutige Bild der Fasnacht, die man fast ausschließlich mit den großen Umzügen in Verbindung bringt, die Sicht. Es galt nun so viel Notizen wie möglich zu finden, in denen Frauen beziehungsweise Mädchen im Zusammenhang mit der Fasnacht erwähnt werden.

Die Urkunden zur Fasnacht sind spärlich, Predigtliteratur, Rechnungsbücher der Städte, Märkte und Klöster, Protokollbücher, Kanzleibücher, landesfürstliche Erlässe, Verordnungen u. a. 1460 gewährt Sigmund der Münzreiche den Weibern von Hötting, denen von der Anbruggen und aus der Neustadt, welche am Aschermittwoch den Bloch zogen, eine Spende.²

¹ Hippolytus Guarinoni: Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts. Ingolstadt 1610, S. 778.

² Konrad Fischnaler: Innsbrucker Chronik. Band IV, Innsbruck 1930, S. 327.

Die heiratsfähigen Mädchen, denen es nicht gelungen war, im abgelaufenen Jahr beziehungsweise in der für Hochzeiten bevorzugten Zeit der Fasnacht unter die Haube zu kommen, wurden vor eine Pflugschar oder eine Egge gespannt. Dies war auch eine erotische Anspielung auf den „noch zu pflügenden Acker“. Die Erklärung untermauert eine Flugblattillustration von 1532 bei Hans Sachs „im Pflug werden getrieben, die Hausmaydt, welch sind überblieben, die Faßnacht nit hand Mender genumen“³. Auf einem Kupferstich aus Köln aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ziehen Männer und Frauen den Ploch.⁴ Die Parodie bezieht sich auf ein Handeln, das als Fehlverhalten verstanden wird.

Die Fasnacht war sicher die bevorzugte Zeit zum Heiraten. Margarethe Maultasch heiratete Marktgraf Ludwig von Brandenburg am Faschingssonntag, 10. Februar 1342.⁵

Weitere Belege zum Pflug- und Blochziehen stammen aus dem 16. Jahrhundert, die „übriggebliebenen Mayden“ sind auch ein Thema in den mittelalterlichen Fasnachtsspielen, die ihre besondere Tradition in Sterzing hatten.

Zur Parodie beziehungsweise zum Spott kommen oft Lösegeldzahlungen an die Frauen oder auch deren Bewirtung. Die soziale Wirklichkeit, die hinter den Darstellungen in der Fasnacht steht, war wohl oft nur für Eingeweihte verständlich. Die Umgangsformen zur damaligen Zeit waren grob, humane Rücksichten auf die Gefühle anderer Menschen kannte man nicht. Sexualleben und eheliche Gemeinschaft des gemeinen Mannes waren von einer starken Sinnlichkeit geprägt, während der Adel das tugendliche Leben „ein wenig besser verstand“, wie Hippolytus Guarinoni meint.⁶

1569 befiehlt die Regierung, dass das übliche „Plochziehen“ wegen des Verbots der Mummereien vor dem Aschermittwoch stattfinden solle. Dieser wird 1580 als Beginn der Fastenzeit noch einmal festgeschrieben, mit diesem Tag musste die Fasnacht beendet sein. Manche Nachricht zur Weiberfasnacht, zum Blochziehen oder zu Weiberzechen verdanken wir dem Umstand, dass nunmehr auf die Einhaltung des Faschingsendes genau geachtet wurde.

Eine Nachricht über ein Blochziehen in Ladis 1592 berichtet von Weibern, welche die Männer packten, ihnen Ketten anlegten und sie zur Zeche ins Wirtshaus führten, die sie dann übernehmen mussten.

In die Regierungszeit des Habsburger Herzogs Leopold fällt ein Akt aus dem Jahr 1631,⁷ eine dreiseitige Handschrift über ein Blochziehen in Telfs. Hierbei haben achtzehn Frauen einige Burschen gebeten beziehungsweise ihnen befohlen, das „Ploch“ aufzulegen, denen u. a. dafür eine Strafe auferlegt wurde. Die Frauen werden namentlich genannt, es handelt sich um Verheiratete, Ledige und Witwen. Es fällt auf, dass in den Urkunden meist von den Weibern die Rede ist, wie sich auch bei den nachfolgenden Dokumenten zeigt. Die genannte Urkunde, die auch den Stand angibt, bildet eine Ausnahme. Im 19. und 20. Jahrhundert kennen wir das Bloch- und Pflugziehen als Männerbrauch.

Die Klöster als grundherrliche Verbände bewirteten zur Fasnacht ihre Abgaben leistenden Untertanen, diese brauchmäßige Bewirtung konnte auch erzwungen werden. 1530 wird der Einbruch der Fasnachtsweiber in das Kloster Wilten erwähnt, eine letzte Nachricht darüber

³ Hans Sachs: Die hausmaid im pflug, 1532. In: Hans Sachs Werke, hg. von Adelbert Keller, Edmund Goetze, Band 24, ND Hildesheim 1964, S. 134.

⁴ Nils Arvid Bringeus: Volkstümliche Bilderkunde. München 1982, S. 126.

⁵ Franz Anton Sinnacher: Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol. Band V, Brixen 1827, S. 270.

⁶ Guarinoni 1610 (wie Anm. 1), S. 1304.

⁷ Tiroler Landesarchiv, Verfachbuch des Gerichtes Hörtenberg 1631.

stammt aus dem Jahr 1689. Der Sturm auf das Kloster Wilten 1539 endete im Klosterhof und Weinkeller, in anderen Urkunden wird vom Freudenzug der Innsbrucker in das Kloster Wilten gesprochen. 1546 wird „den Weibern aus Wilten so die Ketten fürgespannt“ und den Bürgermeister bei seiner Heimkehr „gefangen“ haben, ein Lösegeld von 3 Pfund gezahlt.⁸

Neben dem Klöster- wird auch das Widumsstürmen erwähnt – an dem sich Weiber und Männer beteiligten. Es war nicht auf die Fasnacht beschränkt, wenngleich es zu dieser Zeit am öftesten erwähnt wird. Es hat zum Beispiel in der Pfarre St. Pauls am Mittwoch nach Ostern und am Auffahrtstag nach der Non stattgefunden (in diesem Zusammenhang werden auch „Pflug- und Dienstmayden“ genannt).⁹

Matthias Mayer, Pfarrer in Going, der über den Tiroler Anteil der Erzdiözese Salzburg geforscht hat, erwähnt ein Weistum, das wohl aus dem 15. Jahrhundert, also aus vormaximilianischer Zeit stammt. „Zu Ellmau auf dem Widem“, worunter zwei zur Pfarre Söll gehörige Güter gemeint sind, wird zur Fasnacht auf beiden Höfen drei Tage ausgeschenkt, wenn die Nachbarn es begehren.¹⁰ Es geht hier um eine brauchmäßige Bewirtung, die eingefordert werden kann, nicht um ein Widumsstürmen im engeren Sinn.

Die „Widumsstürmerei“ scheint im Land ziemlich üblich gewesen zu sein, da im Vertrag zwischen dem Landesfürsten Maximilian dem Deutschmeister und dem Bischof von Brixen vom Jahre 1605 im Punkt 11 gefordert wird, den Unfug von nun an zu unterlassen, wie Franz Anton Sinnacher erwähnt.¹¹

„Es solle auch, was mit Stürmung der Pfarr Widumben, faßnacht Zeiten an etlichen orthen in disen Bistumb geübt, unnd den Pfarrern zuegemuethet würdt, alles dergleichen Unweesen und Müßbrauch ins khünftig ab: und eingestellt verbleiben.“

Weiberzechen fanden in den Rathhäusern (z. B. in Hall und Meran) am Kässonntag (Sonntag Invocavit) statt; sie wurden im 17. Jahrhundert wegen der strengen Einhaltung der Fastenzeit eingestellt oder verschoben.

Bei den Visitationen der Diözese Brixen 1602 und 1608 werden immer wieder die am Aschermittwoch stattfindenden Weiberfasnachten (baccanalien) bemängelt und ihre Abschaffung eingefordert.¹² Die Notizen stammen vor allem aus dem westlichen Tirol. In späteren Visitationsberichten ist davon nicht mehr die Rede, es wurde vielleicht auch nicht mehr nachgefragt.

In vielen Urkunden des 17. Jahrhunderts finden die Frauen in der Fasnacht nicht ausdrücklich Erwähnung. Aber das Tanzen, das nicht auf die Fasnacht beschränkt war, und für das es viele Anlässe gab, schließt wohl die Frauen mit ein, auch gehen Frauen alleine zum Tanz.

Hippolytus Guarinoni, der Haller Stiftsarzt aus Rovereto, erwähnt um 1600 in seinem Werk „Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts“ bei den Unterhaltungen den deutschen Tanz, einen wilden Rundtanz im Dauerkontakt mit dem Partner.¹³ Zur Zügellosigkeit trug noch wesentlich dazu bei, dass man sich fast immer betrunken zum Tanzen begab. Er hält diesem den italienischen Reigentanz entgegen, auch der Umgang mit dem Alkohol ist

⁸ Fischnaler 1930 (wie Anm. 2), S. 330.

⁹ Karl Atz, Adelgott Schatz: Der deutsche Anteil des Bistums Trient. Band II, Bozen 1904, S. 186.

¹⁰ Matthias Mayer: Das Tiroler Unterland. 10. Heft, Das Söllland, Going 1949, S. 128.

¹¹ Franz Anton Sinnacher: Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol. Band VIII, Brixen 1832, S. 61.

¹² Georg Tinkhauser, Ludwig Rapp: Topographisch=historisch=statistische Beschreibung der Diözese Brixen. Band III, Brixen 1886, S. 663 und Band IV, Brixen 1889, S. 143, 152.

¹³ Guarinoni 1610 (wie Anm. 1), S. 187, 194, 277.

bei der italienischsprachigen Bevölkerung ein anderer. Das stellt übrigens 200 Jahre später auch Joseph Rohrer in seinem Werk „Uiber die Tiroler“ fest.¹⁴ Es verwundert, dass Guarino die Fasnacht nicht als Anlass für Fressereien erwähnt, deren er siebzehn aufzählt.

Zur Zeit Maximilians des Deutschmeisters, eines strengen Gegenreformators Anfang des 17. Jahrhunderts, sieht man fasnächtliche Unterhaltungen mit Argwohn. Schon die alten Polizeiordnungen wenden sich gegen leichtfertiges Leben und Verschwendung, sie wollen christliche Zucht, Ehrbarkeit, des Landes Wohlstand und Wohlfahrt fördern. So betont es auch die für Tirol seit Ferdinand II. geltende Ordnung. Maximilian und seine Räte haben es an Eifer darin nicht fehlen und weitere Vorschriften folgen lassen.

Bei Türkengefahr wurden Maskeraden untersagt. Eine eigene Verordnung wendet sich gegen die Teufelsmasken. Es habe, so heißt es darin, bei den Bauern der Missstand eingerissen, dass sie sich zur Faschingszeit, namentlich noch am Aschermittwoch „in abscheulich erschrecklichen der bösen Geister Verkleidungen und Gesichter vergestalten und tobend herumlaufen“, ¹⁵ viel Unfug treiben und Kinder wie schwangere Weiber erschrecken und ihnen Krankheiten verursachen. Leichtfertigem Getriebe, wo immer es entdeckt wurde, trat Maximilian energisch entgegen.

Das 17. und 18. Jahrhundert ist geprägt von Verboten zur Fasnacht. Die Verbote betreffen jedoch auch andere Festlichkeiten, sie gehen weit über die Fasnacht hinaus. Türkengefahr, Pest und Unglücke, Abwendung göttlichen Zorns werden als Gründe für Verbote herangezogen.

Heimliche Aufzüge von einem Haus zum anderen waren einzudämmen, Winkelgänge – Winkelzusammenkünfte mit anstößigen und ärgerlichen Handlungen, die durch die Nacht begünstigt waren. Zur Eindämmung der letzten drei Fasnachtstage wird in vielen Pfarreien das vierzigstündige Gebet gestiftet. Diese Stiftungen sind im 18. und 19. Jahrhundert im ganzen Land zu finden, was dafür spricht, dass die Fasnacht entsprechend ausgelassen begangen wurde.

Die Jesuitenmission, mit der auch eine Moralisierung der Geschlechterbeziehungen einhergeht, tritt besonders gegen die Fasnacht an, die als etwas Teuflisches, Heidnisches verdammt wird. Das überflüssige, viehische Essen und Trinken, Fluchen und Gotteslästern, leichtfertige Tanzen und Springen, ungebührliches Antasten sind den Reformationsorden (Jesuiten, Franziskanern und Kapuzinern) ein Dorn im Auge. Fasnachtspredigten sind somit eine gute Quelle oder Berichte der Pflegsverweser an ihre Herrschaften. Pfarrarchive geben Aufschluss über Gelübde „der Fasnacht ewig abzutun“, dies geschah wohl auch unter dem Einfluss der Mission.

Der Jesuit Franz Hattler nennt sein 1899 erschienenes Werk „Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Jesuitenmission von 1719–1784“ einen Beitrag zur Geschichte der religiös sittlichen Cultur des Landes.¹⁶ Und die präsentiert sich zu Beginn der Mission in einem beklagenswerten Zustand, der sich nur langsam bessert.

Dazu einige Beispiele aus der Sicht der Geistlichkeit entsprechend drastisch geschildert:

Fürstbischof Ignaz Künigl klagte 1713–1720 mehrfach dem Papst, den er bat, ihn von der Bürde seines Amtes zu entlasten.

¹⁴ Joseph Rohrer: Uiber die Tiroler. Ein Beytrag zur Oesterreichischen Völkerkunde. Wien 1796, S. 100.

¹⁵ Josef Hirn: Erzherzog Maximilian der Deutschmeister. Band II, Innsbruck 1936, S. 29.

¹⁶ Franz Hattler: Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Jesuitenmission von 1719–1784. Innsbruck 1899.

„Das beklagenwerteste, am tiefsten eingefressene und verbreitetste Übel war die Zügellosigkeit der Jugend beiderlei Geschlechts. Nicht zufrieden zu einzelnen ihre Buhlschaften zu treiben, hatten sie sich vielfach in Vereine zusammengethan, um gemeinsam in Heustädeln und abgelegenen Schupfen bei nächtlichen Zusammenkünften den frevelhaften Ausschweifungen zu fröhnen.

Zu diesen nächtlichen Versammlungen gesellten sich häufige und ausgelassene Tänze nicht nur bei Hochzeiten, sondern sehr oft im Laufe des Jahres in den Faschingstagen, bei den Jahrmärkten, an den Tinzeltagen [...] wozu dann die jungen Leute in der Nachbarschaft sich zusammenfanden, Tage und Nächte lang sich dem unmäßigsten Trunke und wüsten Tänzen ergaben, die Ortschaft mit ihrem Lärm erfüllten [...] und dann erst noch beim nächtlichen Nachhausegehen die abscheulichsten Werke der Finsternis vollführten.“¹⁷

1743 findet eine Mission im Außerfern statt. Der Bericht erstattende Missionar beklagt, dass die Leute, die im Sommer häufig in die Fremde zogen, im Winter dann zu Hause die Zeit mit Tanzen, Spielen, Liebschaften verbrachten und viele unschuldige Seelen in ihre Netze zogen.

„Die Mädchen kamen in den Winterabenden mit ihrem Spinnrad in eigens angemieteten Häusern zusammen, wo sich dann auch die ausgelassenen jungen Burschen einfanden, und man nun während des Spinnens die halbe Nacht mit rohen schmutzigen Reden, Liedern und Späßen verbrachte. Was dann nach solcher Vorbereitung beim Heimgehen in dunkler Nacht geschehen, kann man sich leicht denken, da zudem sich niemand fand, der solchen Ausschweifungen irgendein Ziel setzte.“¹⁸

Ein Gesamtbild über alle Zustände des Landes gibt eine Schrift von Pater Angelus Catenati, welcher vom Jahr 1727 bis 1742, also volle fünfzehn Jahre Missionstätigkeit in Tirol ausgeübt hatte:

„Unter Pkt 2 ist zu erwägen, wie unwürdig des christlichen Namens, wie verderblich für diese Stadt Innsbruck, wie schädlich für das ganze Land das Beispiel sein muß, wenn man noch länger jene zügellose Freiheit und Wuth dulden würde, mit welchen Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, ja selbst den Kleinen in den Faschingstagen nicht nur bei Tag, sondern auch die ganze Nacht bis an den hellen Tag hin zu toben, in den Gassen und Wohnungen, zumal in den öffentlichen Gasthäusern herumzulaufen, nicht bloß in ungewohntem Gewande sondern sogar zum Spotte in der Kleidung von Ordensmännern und Ordensfrauen Possen zu treiben, alles mit Geschrei und Tumult zu erfüllen, und immer neue und dazu oft recht scandalöse Narrenkünfte zu ersinnen gestattet wird [...] Es wäre noch manches zu bemerken, aber um nicht lästig zu fallen, beschränke ich mich mit diesem wenigen, was ich Ihrer Exzellenz von den cursierenden Büchern, von der Zügellosigkeit der Faschingsveranstaltungen, von dem Verderben der Jugend in den Gasthäusern und bei Tänzen vorgetragen.“¹⁹

Manchmal griff die Mission: Das Volk strömte massenhaft zur Mission, die Bewohner entsagten dem Laster, drängten zu den Beichtstühlen, kamen zum 40-stündigen Gebet. Anderen Orts bietet sich bei der Rückkehr der Missionare nach etlichen (20) Jahren dasselbe Bild wie zuvor. „Was aber gemeine Mißstände, als Zechen unter dem Gottesdienste, nächtliches Tan-

¹⁷ Hattler 1899 (wie Anm. 16), S. 79.

¹⁸ Ebd., S. 85.

¹⁹ Ebd., S. 87–90.

zen und Muthwillen der Burschen betrifft, so ist es nach der Mission wie vor derselben. Allein an dem fehlt bessere Manneszucht.“²⁰

Es gab auch Orte, da kehrte sich z. B. der in der Folge der Mission gegründete Jünglingsbund (Schutzengelbund) in sein Gegenteil und die Mitgliedsbeiträge wurden nun im Gasthaus versoffen.

Die Mission hatte das Wohlwollen des Adels und auch des Militärstandes; so unterstützte z. B. im Bistum Trient Franz Graf Spaur die Mission. Erfuhr er von herrschenden Missbräuchen, so teilte er sie den Missionaren mit, damit sie dieselben in der Predigt nach Gebühr tadelten.

Auch im Spätjosefinismus gibt es Verordnungen, um die Vergnügungen einzudämmen, die z. T. auch nach den Freiheitskriegen noch Gültigkeit haben. Die Berichte der Kreishauptleute 1819 beziehungsweise Polizeikommissariate weisen auf Umstände hin,²¹ die schon im 17. und 18. Jahrhundert beklagt wurden: Bälle am ersten Fastensonntag, Nichteinhaltung des Aschermittwoch, Tanzvergnügungen trotz des 40-stündigen Gebetes mit Aussetzung des Allerheiligsten an den letzten drei Faschingstagen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es vermehrt Nachrichten über organisierte beziehungsweise inszenierte Umzüge, für die auch Anregungen von außen aufgenommen werden. So hat sich auch die heutige Form der Fasnachtumzüge im 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund der Romantik mit ihrer Begeisterung für alles Volkstümliche entwickelt. Die unterschiedliche Einstellung der Obrigkeit und der Geistlichkeit zu diesen Vergnügungen in der einen oder anderen Gegend hat zu unterschiedlichen Entwicklungen geführt. Hier wurden sie unter Auflagen gestattet, dort wollte man traurige Leute, wie z. B. Anton Falger in seiner Chronik vermerkt.

„Ein großes Vergnügen hatte der Lechthaler an großen Maskenzügen, deren früher oft mit 70-80 Masken waren [nur männliche Teilnehmer, sie sind auf einer Lithographie eines solchen Maskenzuges namentlich genannt], worauf man öfter viel verwendete, und sogar das Vergnügen wollt man uns jetzt nicht mehr gönnen, nur traurig und still solle auch der junge Mensch sein, tanzen und fröhlich sein (man möchte alles Vergnügen fast als ein Laster nennen) wurde nicht gerne gesehen [...] Und haben doch nie einen Menschen beleidigt.“²²

Beleidigend waren wohl die Aufführungen, die ledige Frauen zum Objekt des Spottes machten z. B. beim Egetmann oder Sterzinger Moosfahren.

Aus den Berichten des 19. Jahrhunderts zum Egetmann, die bereits publiziert wurden, greife ich Ignaz von Zingerle heraus.

„Am unsinnigen Pfinztag oder am Faschingsdienstag wird der Egerthansl aufgeführt. Die Burschen verfertigen aus Stroh und alten, lumpigen Kleidern einen großen Mann, der Egerthansl genannt wird, und tragen ihn auf einer eigens dafür gefertigten Tragbahre herum. Auf Plätzen und bei verschiedenen Häusern halten sie an und fragen den Strohmann um Neuigkeiten. Im Namen der Puppe antwortet ein Bursche und macht alle anstößigen Tagesgeschichten kund. Schließlich wird der Egerthansl einer alten, aber

²⁰ Hattler 1899 (wie Anm. 16), S. 71.

²¹ Nikolaus Grass: Die Bauernfeiertage Tirols im Zeitalter des Spätjosefinismus. In: Tiroler Heimat. Band XX, 1956, S. 44.

²² Anton Falger: Chronik des Lechtales. TLMF, FB 2709, 2710.

dennoch heiratlustigen Jungfrau als Bräutigam beschert und ob der Haustüre ihrer Wohnung unter lautem Gelächter aufgehängt. Dann ziehen die Burschen ins Wirthshaus zu Musik und Tanz und thun sich einen frohen Tag.“

Lediger Unwille und Unfruchtbarkeit waren Schreckbilder der heranwachsenden Jugend und wenig schmeichelhaft die Bezeichnungen für deren Vertreterinnen: lediger Fetzen, Bissgurn, altes Schait, alte Schachtel, altes Eisen. Ehelosigkeit wurde zu manchen Zeiten als Schande angesehen, in Liedern und Sprüchen zotenhaft gegeißelt. Ledige Männer waren nicht demselben Spott ausgesetzt. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass vor allem in 19. Jahrhundert mit der rigorosen „Ehekonsens-Politik“ den Nichtbesitzenden eine Hochzeit vielfach gar nicht gestattet wurde.

Die alten Jungfrauen werden in Spiel und Sage verbannt. In Tirol werden der Volksüberlieferung nach die alten Jungfrauen ins Sterzinger Moos gebracht; diese Moosfahrt bildete einen beliebten, meist dramatisch bewegten Auftritt bei Fasnachtsaufzügen. Burschen versuchten an Kleidungsstücke ortsbekannter alter Jungfrauen heranzukommen und statteten sich damit aus. Sie wurden mit einem „Gratten“ ins Sterzinger Moos gefahren. Diese Sterzinger Moosfahrt war besonders im Wipptal und im mittleren Inntal in der Fasnacht üblich. Hie und da sieht man sie noch in Zusammenhang mit der Weibermühle oder beim Larchziehen in Umhausen. Wie beim Blochziehen mögen früher auch bei den Sterzinger Moosfahrten Mädchen eingeholt worden sein, die – oft ungewollt – zu Akteurinnen wurden. Liedtexte weisen darauf hin, auch der recht deftige Ablauf eines Sterzinger Moos Fahrens in Prutz im Oberen Gericht zu Ende des 19. Jahrhunderts.²³

Die Volksüberlieferung kennt auch Verbannungsorte für ledige Burschen (unentwegte Junggesellen). Für diese gibt es in Alpbach als Pendant zum Sterzinger Mooslied das Steinbocklied. Den Junggesellen aber umgibt – anders wie bei den Mädchen – ein Hauch von Freiheit und Bewunderung.

„Sie trinken das frischeste Wossa
und steign viel höher als Gams
damit sie sich sicher entfernen
von den stinkatn Weiwaleit Gschwanz“²⁴

Die Ledigen werden auch bei der Buabahochzeit oder beim Larchziehen auf die Schaufel genommen.

Hinter der Altweibermühle, die bei Fasnachtsumzügen die Gelegenheit zu Verwandlungsspielen bietet, steht das Ideal jung zu sein, ein Phänomen, das in unserer heutigen Zeit mit all den Salben und Hormonpräparaten, Lifting Cremes etc. besonders ausgeprägt ist. Das Bestreben jung zu bleiben bzw. es wieder zu werden ist nicht erst heute aktuell. Malereien, Bilderbögen und Volksschauspiel zeigen, dass es alt und vielfältig ist.

²³ Franz Paul Piger: Faschingsbräuche in Prutz im Oberinntal. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 10 (1900), S. 83–84.

²⁴ Das Alpbacher Stoabock-G'song. In: Wolfgang Pfaundler, Johann Zellner: Alpbach. Kultur und Geschichte einer Tiroler Berggemeinde. Alpbach 1994, S. 506–508.



Abb. 1: Altweibermühle in Axams, 70-er Jahre.

Die älteste bekannte Darstellung einer Altweibermühle ist ein undatiertes holländisches Holzschnitt, wohl aus der Zeit um 1600; das älteste deutsche Blatt mit der Altweibermühle ist in Augsburg verlegt, um 1630. Das erste Auftreten der Altmännermühle als Pendant im selben Augsburger Verlag.²⁵ Johann Bolte fand ein 1814 in Tirol aufgezeichnetes Volksschauspiel. Meister Joss und sein Gesell Stackl haben eine wunderbare Mühle konstruiert, in der alte, verkrüppelte Weiber eine radikale Verjüngungskur durchmachen können. Kaum hatten sie diese bekannt gemacht, stellten sich vier Ehepaare ein, um ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Nur widerwillig gelingt es vier Männern ihre Frauen zur Mühle zu bringen, aber nach dem Mahlprozess ist die Situation eine ganze andere: Die verjüngten Frauen wollen die alten Männer nicht mehr. Erst als der Müller auch eine Mühle für die Männer bauen will, ist die Welt wieder in Ordnung.²⁶

Für das 19. Jahrhundert sind Fasnachtsspiele mit der Altweibermühle in verschiedenen Gegenden bezeugt. An einigen Orten scheint der Spielbrauch auf das Umführen einer Mühle und eine pantomimische Darstellung beschränkt worden zu sein.

Die Altweibermühle findet bei den Tiroler Fasnachtsumzügen großen Anklang. Vielleicht wird in Zukunft auch einmal eine Altmännermühle mitgeführt.

Wo sich ab dem 19. Jahrhundert die organisierten Umzüge durchgesetzt und weiter entwickelt haben, ist auch die rein männliche Teilnahme festgeschrieben, die sich vielerorts bis

²⁵ Bringeus 1982 (wie Anm. 4), S. 102–115, bes. S. 103, 107, 112.

heute durchzieht, obwohl die Gesellschaft sich geändert hat. Bei den großen Umzügen ist die Spontanität der Organisation mit präzise verteilten Rollen gewichen. Die Sicht des Zuschauers ist meist eine andere.

In den 50er- und 60er-Jahren war man offener gegenüber Neuerungen. Brauchpflege, Traditionspflege wird ab den 80er-Jahren großgeschrieben, sie steht einer Weiterentwicklung entgegen. Das gilt nicht nur für die Fasnacht, auch für andere Bereiche der Volkskultur. 1956 sind auf einem Thaurer Fasnachtswagen Frauen zu finden (Markgrafen von Thaur), 1965 sind Frauen und Männer initiativ bei der Wiederbelebung der Faschingsumzüge in Gosensaß, die es vor dem 1. Weltkrieg gegeben hat, bei späteren Wiedereinführungen (Tarrenz, Arzl, Wenss, 1986 z. B. auch Laatsch) betont man wieder die Fasnacht als Männerdomäne. In Patsch haben bereits 1958 die Frauen das Schellenschlagen wiederbelebt und konnten in der Zwischenzeit schon ihr 50jähriges Jubiläum feiern. Die Aufmachung gleicht jener der „schönen Masken“ in den Nachbardörfern, die Schellen halten sie mit beiden Händen am Rücken.

In Streiflichtern auf die größeren Fasnachten gilt mein Interesse den Frauen, ohne die es keine Fasnacht beziehungsweise keine Fasnachtsumzüge gäbe, sind sie doch wesentlich an der Herstellung der Kleider beteiligt. Die Rolle der Näherin und Ausstatterin ist den Frauen erst mit den schönen Umzügen zugefallen. Aber es gibt die Frauen auch sonst, doch fügt sich kein einheitliches Bild zusammen.

In Thaur gehen bei der maskierten Musikkapelle auch Frauen (Musikantinnen und Markentenderinnen) mit. In den 80er-Jahren übernahmen für kurze Zeit den Tanz des Altbäurischen Paares ein Bursch und ein Mädchen der Volkstanzgruppe, dies wurde wieder zurückgenommen. Heute wird die Frau wieder von einem Mann verkörpert.

Am Jugendwagen (Müller) dürfen Buben und Mädchen bis vierzehn Jahre mitmachen, auf den anderen Wägen gibt es nur Männer. Die Altweibermühle wird von Männern aufgeführt, auch in den Rollen der alten und verjüngten Frauen sind Männer zu bewundern. Das Publikum bleibt dabei unbehelligt. Verkleidete Frauen haben die Aufgabe der Kassiere und Schnapsverkäufer übernommen.

Ähnlich ist es in der Nachbargemeinde Absam: maskierte Musikkapelle mit Frauen, bei den Wagen bildet nur der Jugendwagen mit Buben und Mädchen bis vierzehn Jahre eine Ausnahme, Kassiere und Verkäufer der „Ratschkathl“ (Fasnachtszeitung) sind verkleidete Frauen. In Absam gibt es einen Weiberball als Maskenball. Da feiern die Frauen unter sich, mit dem Auftritt der Matscherer (um Mitternacht oder danach) dürfen auch Männer dazustoßen. Dabei kann es schon ziemlich rau zugehen, z. B. sollen Männer ausgezogen worden sein.

In Axams bildet das Bandengehen einen festen Bestandteil der Fasnacht. An Dienstag und Donnerstag, früher waren es auch Montage, ziehen ab 20 Uhr maskierte Gruppen mit einem Ziehorgelspieler in bestimmte Häuser, heute von Gasthaus zu Gasthaus. Dort werden drei Tänze mit den „Laningerschauern“ getanzt, die sich gern mit einem Schnapsl bedanken. Dann wird wieder weitergezogen und für die nächste Gruppe Platz gemacht. Um Mitternacht ist Schluss und es werden die Larven abgenommen. Man lässt das Bandengehen bei Essen und Trinken ausklingen, wobei es manchmal spät beziehungsweise früh werden kann.

Ab dem Zweiten Weltkrieg haben wegen Männermangels zum Teil Frauen das Bandengehen übernommen, ab den 80er-Jahren wurden es immer mehr Frauen; heute sind es fast 80 Prozent, das führt dazu, dass meist Frauen mit Frauen tanzen, zumal auch unter den „Schauern“ die Frauen in der Überzahl sind.



Abb. 2: Schellenschlagen, Frauengruppe Patsch 2007.



Abb. 3: Schellenschlagen, Frauengruppe Patsch 2007.

Im Hexenzelt schenken als Hexen verkleidete Frauen aus, die eine oder andere findet sich wohl auch unter den „Kögelehexen“. Niemals dürfen Frauen bei den Wampelern und Reitern sowie den Tuxern auftreten, bei den anderen Gruppen ist es möglich.

Die Müller auf der Altweibermühle holen sich die Frauen aus dem Publikum, von den einheimischen Mädchen erwartet und „gefürchtet“.

Auch in der Nachbargemeinde Grinzens, wo das Wampeler Reiten immer am Unsinnigen Donnerstag stattfindet, gilt: Wampeler, Reiter und Tuxer nur Männer, andere Gruppen auch mit Frauen.

In Sellrain findet am Unsinnigen ein nicht groß angekündigtes Wampeler Reiten für die Einheimischen statt. Dabei verbergen sich zumindest seit den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts unter den Tuxermasken auch Frauen.



Abb. 4: Frau in Tuxerkostüm mit Kind, Sellrain 1985.

Das Blochziehen in Fiss ist ebenfalls Männersache. Die Nacht davor wird der Bloch von „Nachtwächtern“ vor Schaden, Abschneiden etc. bewacht. Den Frauen traute man wohl eine Beschädigung des Blochs beziehungsweise ein Anschneiden der Deichsel nicht zu. Als dies vor einigen Jahren passierte, war der Schrecken groß.

In Nassereith ist das Umschlagen ein fester Bestandteil der Fasnacht, das – beginnend in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg – von den Frauen getragen wird. In der Nacht vor dem Fasnachtsumzug haben nach dem Schichtende der Kastner Textilfabrik um Mitternacht Frauen und Mädchen spontan begonnen, im Takt auf Blechdosen und Häfen, die sie aus der Fabrik mitgenommen hatten, einzuschlagen und auf den Postplatz zu ziehen. Die geschreckten Dorfbewohner schauten, was da los ist. Einige gesellten sich zu den Frauen am Postplatz. Auch heute sind es mehr Frauen, seit den 80er-Jahren leider auch vermehrt Touristen – man hört's am falschen Takt –, die „fetzig“ verkleidet am Umschlagen teilnehmen. Die Männer sind in der Minderzahl.



Abb. 5: Umschlagen Nassereith 1995.

Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es schon einmal ein Umschlagen, an das sich aber kaum jemand erinnert, dieses fand erst um 4 Uhr morgens statt.

Seit über vierzig Jahren arbeitet eine Frau als Larvenschnitzerin: Ein großer Teil der Nassereither Larven stammt von Irene Krismer geborene Höllrigl, Wirtin beim Gasthaus „Seabua“. Sie orientiert sich bei den „Schönen“ an den Kranewitter Larven, bei den Sacknern, Paarlen und Kannerlarven geht sie freier vor und lässt ihren Händen und ihrer Fantasie freien Lauf. In die Fasnacht gehen nur die Männer.

In Telfs pocht man sehr auf die Fasnacht als reine Männerdomäne. Bei der Musikkapelle werden die Marketenderinnen heute von „mädchenhaften“ Typen verkörpert, früher haben sich diese manchmal nicht einmal den Schnauzbart abrasiert. In Telfs hat jede Gruppe eine Gotl (Patin). Sie sind im Teilnehmerverzeichnis von 1955 erstmals angeführt. Es sind Mäzeninnen mit guter Kondition und großer Ausdauer. Oft gibt es am Ende einer „Nachtschicht“ beim Wagenbau beziehungsweise Proben noch etwas zu essen; als letzte kommt die Gotl ins Bett. Es ist aber eine Ehre, als Gotl mit der Kutsche zum Schleicherlaufen abgeholt zu werden und auf der „Gotlbank“ Platz zu nehmen.

Ohne Frauen gäbe es keine Fasnacht, vor allem ohne die nähenden im Hintergrund.

Die Frauen, die aktive Fasnachtler als Männer haben, müssen sich auch damit abfinden, dass der Mann spät nach Hause kommt („die nächsten sechs Wochen müssen sie uns abschreiben“) – auf diesen Umstand weisen auch verschiedene Sprüche beim Naz-Ausgraben hin.

Auch in Imst ist die Fasnacht reine Männersache. Nur am Faschingsdienstag beim Auskehren kann es vorkommen, dass beim Zurfen eine Zuschauerin den Besen einer Hexe ergreift und ihre Kräfte erprobt.

1984 interviewte Edith Weinlich, eine Wiener Volkskundlerin, die Frauen in Imst und publizierte ihr Ergebnis.²⁶ Ihr ging es um die Frage, ob Bräuche ein Mittel sind, herrschende Rollenzuschreibungen zu erlernen und dadurch zu untermauern.

²⁶ Edith Weinlich: Die Frauen schauen zu. Das Imster Schemenlaufen – ein Mittel zur Geschlechternormierung. In: Gaismair-Kalender. Hg. von der Michael-Gaismair-Gesellschaft. Innsbruck 1986, S. 73–76.

Das Herstellen der Kostüme liegt bei den Frauen und sie sind stolz, wenn die Männer schön aussehen. Dabei gibt es auch Konkurrenz und eine durchaus kritische Betrachtung der Männer durch die Frauen. Das Herrichten wird nicht als Belastung empfunden, sondern gern getan. Es ist auch schön, am Abend nicht vor dem Fernseher zu sitzen, sondern zu Nähgemeinschaften zusammenzukommen. Dabei wird auch viel gelacht, „frau“ freut sich geradezu auf die Abende. Die Frauen wissen aber, dass die Männer ohne sie nicht gehen könnten. Jedoch lernen immer weniger Mädchen nähen; auch das wird in Zukunft eine Rolle spielen.



Abb. 6: Ankleiden, Imst, 70-er Jahre.

1980 war der Tenor der Frauen, dass sich die Männer beim Tanz in der Maske und dem Lärmen, Spritzen, Ruaßln ausleben und auch abreagieren können. Für viele war selbstverständlich, dass nur die Männer gehen und nahezu undenkbar, dass Frauen mitmachen könnten. Heute glauben befragte Männer, dass immer mehr Frauen darauf brennen, mitzugehen. Bei der Musikkapelle könnte sich ein Wandel abzeichnen; die Musikantinnen dürfen – nach Diskussionen – jetzt an den Proben teilnehmen.

Bei der „Buabafasnacht“ würden einzelne Mädchen auch gerne mitgehen, das ändert sich oft mit der Pubertät. Die Mädchen wollen dann, und das gilt auch für die Frauen, am Straßenrand bemerkt werden. Die Ordnungsmasken, die mit Besen, Sack, Wasser, Mehl das Publikum zurückdrängen, tun dies besonders gerne bei bekannten Mädchen; es wird von diesen als Zeichen der Beliebtheit verstanden. Es wird auch beobachtet, wer besonders viel angespritzt wird oder den Sack bekommt.

Bei den Wiederbelebungen, deren es seit den 80er-Jahren etliche gibt (z. B. in Tarrenz, Arzl, Wennis), sind die Frauen meist weiterhin ausgeschlossen und da stellt sich die Frage: warum? Es war immer so, das ist Tradition – so die unbefriedigende Antwort. Es gibt heute Frauen in ehemaligen Männerdomänen wie Musikkapelle, Feuerwehr, Bergwacht, Sportschützen. Diese Tatsache müsste Bewegung in die Diskussion bringen.

Noch einmal möchte ich Patsch herausstreichen, wo die Frauen das Schellenschlagen wiederbelebt haben.

Maschgera im Außerfern, z. B. in Heiterwang (Zwischentoren), spielt sich heute vor allem in den Gasthäusern ab und da gehen auch die Frauen verkleidet hin. Ehemals gab es die Maschgerahäuser, in denen Mädchen und Musikanten, die zum Tanz aufspielten, zu finden sein mussten. Mit dem Gasthaus-Sterben im Ort hörte 2012 auch das Maschgera-Gehen auf. Nach einem Jahr Pause wurde der Brauch 2013 neu belebt. Bis Aschermittwoch werden die Maschgerer wieder jeden Dienstag und Freitag ihr Unwesen treiben.²⁷

Heute wird im Außerfern unter der Bezeichnung Gunglhos (Gunglhaus) zum Frauenkaffeekränzchen eingeladen. Bis vor Jahrzehnten waren es die Häuser, in denen sich die Fasnacht abspielte. Frauen und Mädchen versuchten das Haus unentdeckt aufzusuchen und die auflauernden Burschen auszutricksen. Wenn dennoch entdeckt, wurden sie mit viel Lärm in das Gunglhaus begleitet, wo sie mit Wein bewirtet werden mussten. Wurde das Gunglhaus unerkannt erreicht, vergnügte man sich zunächst mit Weibertratsch beim Handarbeiten, gegen 8 Uhr abends tauchten die Männer auf und dann ging es bis spät in die Nacht lustig zu. Von diesem Brauch hören wir bereits im Missionsbericht von 1743 (siehe S 8).

In Tramin habe ich am Vorabend zum Egetmann-Umzug Frauen in kleinen Gruppen, etwa als Hexen verkleidet, durch den Ort laufen sehen. Im Vorfeld des Egetmann-Umzuges finden die Frauen auch sonst Gelegenheit sich zu maskieren.

Das Verstecken hinter einer Maske, einer anderen Individualität ist für viele Frauen ein wesentliches Element des Späßes. Verborgensein unter einer Maske kann auch Mut machen, mehr zu tun und mehr zu sagen, unerkannt Leute zu ärgern.

Durch die Ausnahmesituation zur Fasnacht, verbunden mit Maskierung, überhöhtem Alkoholkonsum und Gedränge bei Veranstaltungen und in Lokalen, ist die individuelle Schamswelle erheblich herabgesetzt. In Deutschland gab es in Zusammenhang mit Frauen und Fasnacht eine Diskussion über sexistisches Verhalten, Lieder, Narrenhumor, Betatschen etc. Setzen wir uns auch mit diesen Fragen auseinander, schauen wir uns um und mischen wir uns ein.

Werden sich die Frauen in Tirol in den nächsten Jahren in die traditionellen Fasnachten einmischen?

In Ebensee in Oberösterreich haben sie es beim Glöcklerlauf zu Dreikönig 2010 probiert.²⁸ Von den einen beklatscht, von anderen ausgebuht, von männlichen Mitwirkenden zum Teil boykottiert, zum Teil toleriert, haben die Frauen sich nicht irritieren lassen und sind den Lauf zu Ende gelaufen. Die Frauenpaß wird auch im nächsten Jahr wieder mit dabei sein.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: © Wolfgang Pfaundler.

Abb. 2 und 3: © Karl Berger.

Abb. 4–6: © Wolfgang Pfaundler.

²⁷ Tiroler Tageszeitung, 10.1.2013, Nr. 10-IA, S. 31.

²⁸ Die weiß gekleideten Glöckler tragen Kuhglocken am Gürtel und auf dem Kopf riesige Kappen aus einem mit Karton überzogenen Holzgerüst, das auf den Schultern aufliegt. Herausgeschnittene, mit buntem Seidenpapier hinterlegte Motive zieren hohe Kronen, Türme, Sterne. Die Läufer treten in Passen auf, die von einem Vorläufer angeführt werden. Vor den Häusern werden im Gänsemarsch Figuren gelaufen (Achter, Kreise). Salzburger Nachrichten, 4.1.2010, 5.1.2010. Oberösterreichische Nachrichten, 7.1.2010.

ROSWITHA ORAČ-STIPPERGER

Silvester: ein „bewegliches Fest“? Übergangsriten und was daraus werden kann

Zur Arbeit an einem Volkskundemuseum zählt neben der Erschließung der Sammlung, neben wissenschaftlicher Projektarbeit und Ausstellungstätigkeit auch jenes unspektakuläre Tagesgeschäft, das sich mit einer Fülle unterschiedlicher Anfragen beschäftigt, die auf elektronischem oder telefonischem Weg aber auch persönlich vorgebracht werden und die entweder spontan zu beantworten sind oder entsprechende Rechercharbeiten nach sich ziehen. Die Identifizierung und inhaltliche Zuordnung unbekannter Objekte gehört hier ebenso dazu wie vielfältige Fragen zur immateriellen Kultur. Das Themenspektrum ist in mehr als dreißig Dienstjahren ein sehr breites geworden und hat sich im Laufe der Zeit auch immer wieder verändert. Seit einigen Jahren nun taucht kurz vor dem Jahreswechsel eine bestimmte Anfrage auffallend häufig auf: Vertreter lokaler und regionaler Printmedien, Rundfunkjournalisten aber auch interessierte Privatpersonen aus verschiedenen Regionen des Bundeslandes erkundigen sich nach den historischen Hintergründen und den wichtigsten Charakteristika eines angeblich „alt überlieferten“ steirischen Brauches: Bauernsilvester.

Will man Auskunft darüber geben, wird man vergeblich in der entsprechenden Fachliteratur nachschlagen. Vor allem im Hinblick auf den von den Fragenden häufig betonten Hinweis auf die lange Tradition des Brauches, irritiert dieser Umstand vorerst. Weder bei Viktor Geramb noch bei Sepp Walter und anderen Autoren, die sich mit Bräuchen im Jahres- oder Lebenskontext in der Steiermark beschäftigt haben, finden sich Hinweise auf Bauernsilvester. Grund genug, sich diesem gegenwärtig offensichtlich sehr beliebten und verbreiteten Phänomen anzunähern.

Dazu wurden Veranstaltungsankündigungen und -einladungen sowie Pressemeldungen in den Printmedien sowie Internetauftritte der vergangenen Jahre ausgewertet, die regionale Verbreitung innerhalb des Bundeslandes untersucht und Statements von Veranstaltern und Teilnehmern eingeholt und analysiert. Schon nach kurzer Recherche zeichnete sich ab, dass Begriff und Inhalt stark divergieren. Zwei Fakten stehen auf den ersten Blick in absolutem Widerspruch zur Bezeichnung: es wird nicht dann gefeiert, wenn das alte Jahr tatsächlich endet und das neue beginnt, also nicht am letzten Tag des alten Jahres, dem Silvestertag, sondern einen Tag davor, am 30. Dezember, und es feiern – bis auf wenige Ausnahmen – nicht Bauern, sondern Jugendliche und Erwachsene unterschiedlicher sozialer Herkunft im dörflichen und urbanen Raum. Als weiteres Paradoxon erscheint die Tatsache, dass die meisten solchen Feiern, obwohl sie als „alt überliefert“ oder „traditionell“ angekündigt und beschrieben werden, seit kaum mehr als einem Jahrzehnt, manche erst seit wenigen Jahren, bestehen.

Vieles erinnert an die Beobachtungen von Martin Scharfe, der Ähnliches am Beispiel des doch wesentlich älteren Brauches des Advent(s)kranzes aufzeigt. Auch hier sind rasch Feststellungen wie „uraltes Symbol“ oder „schon immer“ zur Hand und es werden vergangene

Generationen bemüht, die alles – nach Möglichkeit unverändert – so tradiert haben sollen.¹

Auf welche Tradition glaubt man sich beim Bauernsilvester berufen zu können? Unterschiedliche Deutungskonstrukte werden im Zusammenhang mit den heute üblichen Feiern ins Spiel gebracht. Die am meisten verbreitete Herleitung besagt, dass die bäuerlichen Dienstboten in den letzten Tagen des alten Jahres ihren Lohn erhalten und – vor Antritt einer neuen Arbeitsstelle mit Neujahr – Zeit und Geld zum Feiern gehabt hätten. Sie hätten dies unter Ihresgleichen getan und zwar einen Tag vor dem eigentlichen Jahreswechsel, also am 30. Dezember. Streng genommen müssten diese in Anlehnung an diese angebliche Tradition heute zelebrierten Feiern nicht Bauern-, sondern eher Dienstboten- oder Knechtsilvester heißen, denn es soll ausnahmslos ohne die „Herren“, also die Bauern gefeiert worden sein. Abgesehen von dem nicht allgemein üblichen Dienstwechseltermin zu Neujahr enthalten weder die volkskundliche Literatur – wie bereits zuvor erwähnt – noch regionale Stoffsammlungen² entsprechende Hinweise auf besondere Rituale bzw. Feiergewohnheiten bäuerlicher Arbeitskräfte zum Jahreswechsel oder speziell am 30. Dezember.

Der österreichische Volkskundeatlas befasst sich in seiner ersten Lieferung mit den ländlichen Dienstbotenterminen. Basierend auf einer Umfrage aus dem Jahr 1956 zeigen 2 Kartenblätter die regionale Verteilung der gebräuchlichsten Termine und Besonderheiten für Dienstbotenwechsel – Lichtmess (2.2.), Georgi (24.4.), Jakobi (25.7.), Michaeli (29.9.) oder Martini (11.11.) – daneben aber auch die in unserem Kontext relevanten Jahresendtermine – Stephanitag (26.12.), Johannestag (27.12.), den Unschuldigen-Kinder-Tag (28.12.) sowie den 1. Jänner. Der Beitrag im Kommentarband beleuchtet auch die staatlichen Einflüsse auf die Terminwahl und zitiert entsprechende Dienstbotenordnungen seit dem 16. Jh. Das Umfrageergebnis zeigt eine starke regionale Differenzierung und der Autor betont auch, dass die üblichen Dienstbotentermine mitunter nicht nur nach Landschaften, ja sogar von Dorf zu Dorf verschieden waren und dass Unterscheidungen nach der Art der Beschäftigung sowie nach dem Geschlecht der Bediensteten üblich waren.³

Die steirischen Belege liefern ein recht homogenes Bild. Als traditionelle Dienstbotentermine gelten in den ostösterreichischen Bundesländern die Wochen der Jahreswende (Weihnachten bis Dreikönig), explizit wird der Stephanitag für den kärntnerisch-steirischen Raum genannt. Der im Übrigen nicht großflächig geläufige Allerheiligentermin wird allerdings auch für das steirisch-kärntnerische Grenzgebiet erwähnt. Der 1. Jänner als Beginn eines neuen Arbeitsverhältnisses bäuerlicher Dienstboten hat sich bereits im späten 18. Jahrhundert durch obrigkeitliche Verordnung eingebürgert. Mit der „Dienstbotenordnung für das Gesinde auf dem offenen Land“ vom 29. September 1787 wurde der Neujahrstermin für Innerösterreich per Gesetz erstmalig festgeschrieben und hatte somit auch auf steirischem Boden Gültigkeit. Mit einer weiteren Verordnung wurde rund 100 Jahre später abermals der 1. Jänner als Beginn von Dienstverhältnissen für die Steiermark bestätigt.⁴

¹ Vgl. dazu: Hermann Bausinger: Der Adventskranz. Ein methodisches Beispiel. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970, S. 9–31 (mit Nachdrucken 1977 und 1991).

² Wie z. B. die 45bändige handschriftliche „Volkskunde“ des oberen Mur- und kärntnerischen Metnitztales, zwischen 1911 und 1927 verfasst vom St. Lambrecht Pater Romuald Pramberger, seit 1950 in der Sammlung des Volkskundemuseums am Universalmuseum Joanneum in Graz, Inv. Nr. 12.482/1–45.

³ Josef Piegler: Die ländlichen Dienstbotentermine. In: Österreichischer Volkskundeatlas 1. Lieferung (1959) Bl. 5 und 6, Kommentar S. 3.

⁴ Dienstbotenordnung vom 17.2.1885, LGBl. Nr. 8.

Die größte Dichte weist der Bauernsilvester derzeit im jüngst fusionierten Bezirk Murtal⁵ gefolgt von den Bezirken Murau⁶ und Leoben auf, weiters im Mürztal mit Ausläufern in die nördliche Oststeiermark.

In der ehemaligen Bezirkshauptstadt Judenburg, jetzt Bezirk Murtal, ist die Stadtmarketing GmbH derzeit für Bauernsilvester zuständig. Hier besteht seit wenigen Jahren eine Mischform aus einer Veranstaltung im Freien für alle und Einzelveranstaltungen in Lokalen. Der Abend des 30. Dezember ist zu einem Fest für alle Altersschichten geworden. Man öffnet dafür einige Stunden die Gastro-Stände des Christkindlmarktes wieder. Die Menschen treffen sich zunächst im Freien, bevor es dann bei „uriger Gastronomie“ – z. B. beim Sauschädelesen – in den Lokalen in der Stadt weitergeht. Trotz dieser betonten Urigkeit und der Berufung auf eine angebliche Überlieferung aus dem bäuerlichen Dienstbotenwesen ist trachtliche Kleidung beim Judenburger Bauernsilvester kein Thema.⁷ Die eigentliche Silvesterfeier am 31. Dezember entwickelt sich immer stärker zum reinen Familienfest und es besteht die Tendenz, dass Lokale am 31. eher geschlossen haben. Dafür wird am 30. Dezember unter der Bezeichnung Bauernsilvester ausgiebig und öffentlich gefeiert.⁸

In Weißkirchen, ebenfalls im Bezirk Murtal, zeichnen die Jungjäger für den Bauernsilvester verantwortlich, betonen in der Charakteristik der Feier deutlich den bäuerlichen Jahreswechsel und liefern online gleich eine Erklärung für den verfrühten Termin der Silvesterfeier: Demnach hätten die Bauern am 31. Dezember durch den Kirchgang, durch das „Weißen gehen“, – den Umgang mit Weihrauch und Weihwasser durch Haus und Stall, und durch das Belauschen des Viehs, das in der Silvesternacht sprechen kann – also durch wichtige Rituale und Überlieferungen zum Jahreswechsel schon in der Vergangenheit keine Zeit zum Feiern gehabt, daher habe sich der Bauernsilvester am Vortag etabliert. Im Vergleich zu anderen Orten und Brauchträgern besteht die junge Bauernsilvestertradition in Weißkirchen bereits relativ lange. Nach einer zweijährigen Unterbrechung wurde 2011 zum 10. Mal mit Live-Musik gefeiert.⁹

„Bauernsilvester hat in Knittelfeld Tradition“ – so titelt ein Bericht in der Zeitung der Landjugend Steiermark als Nachlese zum Bauernsilvester 2011.

„Die verrückte Burg in Spielberg veranstaltete am 30. Dezember in Zusammenarbeit mit der Landjugend Bezirk Knittelfeld den traditionellen Bauernsilvester. Die Vorbereitungen begannen schon am frühen Vormittag als die Burschen wieder den Almkaffee mit viel Liebe zubereiteten und die Verhackertbrote strichen, denn wie schon in den Vorjahren waren diese Arbeiten reine Männersache. Bei freiem Eintritt für LJ Mitglieder mit LJ Card durften wir uns wieder über sehr viele Gäste aus der Region freuen. „Die Heimatländer“ sorgten für großartige Stimmung und auch viele Partygäste fanden sich in der Burg ein, um mit uns gemeinsam bis in die frühen Morgenstunden zu feiern.“¹⁰

⁵ Bis Ende 2011 Bezirke Knittelfeld und Judenburg.

⁶ Für Auskünfte zum Bauernsilvester im Bezirk Murau danke ich Mag. Alfred Baltzer, Murau.

⁷ Anders z. B. im benachbarten Fohnsdorf: Dort wirbt das Cafe Engelhardt im Internet für sein Bauernsilvester mit dem Hinweis, wer trachtig gekleidet kommt, erhält 2 Gratisdrinks.

⁸ Frdl. Information durch Karoline Straner, Stadtmarketing GmbH Judenburg.

⁹ Vorschau in Kleine Zeitung online vom 18.12.2011.

¹⁰ lj land jugend steiermark 1 (2012), S. 34.

Hier tritt also die Landjugend des Bezirkes als Mitveranstalter in Erscheinung, wieder tauchen die Begriffe Tradition und traditionell auf, allerdings ohne nähere Referenz, mit Almkaffee und Verhackertbrot wird rustikales Flair vermittelt, ohne aber darauf zu verzichten, die Veranstaltung als Party zu bezeichnen.

Die Art der Medienberichterstattung im Zusammenhang mit Bauernsilvester trägt wesentlich zur Stabilisierung der Deutungskonstrukte und Herleitungen bei. Besonders die Online-Ausgabe der Kleinen Zeitung beruft sich konsequent auf die überlieferten Zusammenhänge zwischen den Feiergewohnheiten ländlicher Dienstboten in nicht näher definierten vergangenen Zeiten und regionaler Festkultur der Gegenwart. Den meisten Ankündigungen oder Nachlesen sind erklärende Ausführungen angeschlossen, die die aktuellen Veranstaltungsformen mit tradierten Ritualen begründen und Bauernsilvester als selbstverständlichen Brauchtermin darstellen. Gerne werden Personen zitiert, die über die Entstehungsgeschichte des Festes Auskunft geben. So liest man etwa in einem Online-Beitrag vom 29.12.2009:

Die Knittelfelder Bezirksbäuerin Bernadette Hartleb weiß: Am Bauernsilvester feiern die Bauern und danken für das abgelaufene Erntejahr.

In Neumarkt im Bezirk Murau wird der „traditionelle Bauernsilvester“ von der örtlichen Werbegemeinschaft, einem Zusammenschluss lokaler Wirtschaftstreibender, organisiert und findet am Hauptplatz statt. Heimische Vereine veranstalten Glücksspiele, für musikalische Umrahmung und Verköstigung ist ebenfalls gesorgt. Im Internetauftritt der Gemeinde wird der Bauernsilvester unter den wichtigen Veranstaltungsterminen im Jahr angeführt.

Aus Wenigzell berichtet etwa Manfred Niederl in der Kronenzeitung vom 30. Dezember 2011 auf der Volkskultur- und -musikseite „Aufg’spielt“:

Einem alten Brauch folgend wird viel musiziert und getanzt. Heut‘ ist auch schon Silvester.

Lange ist es her, dass Knechte und Mägde im neuen Jahr den Bauern wechselten, der ihnen Kost und Quartier geb. Das alte Jahr verabschiedeten sie bereits am 30. Dezember – und deshalb heißt dieser Tag Bauernsilvester. So wird heute zünftig gefeiert, unter anderem auf der 900 m hohen Bratl-Alm bei Wenigzell. „Der Brauch stammt aus der Obersteiermark“, erzählt Hüttenwirt Engelbert Teichert, „ich hab‘ ihn 2006 in den Osten gebracht“. Bei Most und Stelze – auf diese Kombination legt der Steirer besonderen Wert – spielen abwechselnd zwei Gruppen zum Tanz.¹¹

Der Hüttenwirt hat also nach eigenen Angaben für die Einführung des Bauernsilvesters in der betreffenden Region der Oststeiermark gesorgt. Dieser Brauchtransfer hat einen nahe liegenden Grund: Teichert ist gebürtiger Unzmarkter und Bauernsilvester war ihm aus dem Lokal seines Onkels in Judenburg „immer schon“ bekannt, obwohl er selber bis zu seiner Übersiedlung in die Oststeiermark nie daran teilgenommen hatte. Auch er nennt als historischen Hintergrund einen Zusammenhang mit dem bäuerlichen Dienstbotenwesen: In den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr sei das Ende eines Arbeitsverhältnisses und der Abschied vom Hof mit reichlichem Essen begangen worden. Gleichzeitig haben viele Knechte und Mägde eine neue Arbeitsstelle gesucht und am Neujahrtag bereits den neuen Posten angetreten.

Das reichliche Essen ist auch ein wichtiges Element im gegenwärtigen Bauernsilvester auf

¹¹ Kronenzeitung, Ausgabe Steiermark, vom 30.12.2011, S. 28.

der Bratl-alm. Deftige Fleischspeisen wie Stelze oder Schweinsbraten werden angeboten, dazu gibt es vorwiegend Most. Sekt spielt bei dieser vorgezogenen Silvesterfeier keine Rolle. Anders als bei den meisten Veranstaltungen dieser Art wird Eintritt verlangt. Für derzeit 5€ werden dem Gast musikalische Unterhaltung und verschiedene Spiele angeboten, bei denen man z. B. ein Gratisgetränk oder Ähnliches gewinnen kann. Die Spiele zielen darauf ab, die Gäste in Bewegung und untereinander in Kontakt zu bringen und so für eine lebendige Feierstimmung zu sorgen. Neben den Stammgästen des Lokals gibt es inzwischen auch schon Stammgäste speziell für den Bauernsilvester, sowohl Einheimische als auch Touristen, unter ihnen zahlreiche Wiener.¹²



Abb. 1: Einladung zu Christmasparty am 23.12. und Bauernsilvester am 30.12.2011 in der Bikerbar, St. Lorenzen bei Scheifling, Bezirk Murau.

Darüber hinaus finden sich Veranstaltungen gehäuft in der Weststeiermark im Großraum Köflach, im Raum Leibnitz sowie in Teilen der Oststeiermark („Vulkanland“). Beliebte Veranstaltungsorte sind Cafehäuser, Pubs und Diskotheken. Gerade auch bei Lokalen dieser Art wird häufig – fast stereotyp – die Besonderheit der Veranstaltung von Termin und Bezeich-

¹² Mitteilung von Herrn Engelbert Teichert.

nung her mit einem bewussten Anknüpfen an Überlieferungen aus der Lebenswelt der Bauern oder Dienstboten erklärt.

Ganz ohne Herleitung aus der bäuerlichen Tradition kommt eine Großveranstaltung im Lokal „Wind’n“ in Hof bei Kirchberg in der Oststeiermark aus, die seit 2008 Feierfreudige aus der Region bei Live-Musik – z. B. Rockabillyklängen der Fünfziger Jahre – am 30. Dezember zusammenführt. In einem Interview im Regionalfernsehen Vulkan-TV betont der Lokalbesitzer Martin Sohar selbstbewusst:

„Wir in Hof sind anders (...) wir feiern alles, was es so gibt einen Tag früher (...) Weihnachten nicht am 24. sondern am 23. und Silvester feiern wir natürlich auch einen Tag vorher.“¹³

Diese zeitversetzten Feiergewohnheiten sind im Zunehmen begriffen. Grund dafür ist die Möglichkeit und der aktuelle Trend, in Lokalen vorzufeiern, das eigentliche Fest dann aber doch im privaten Umfeld zu begehen.

Seit dem 30. Dezember 2009 wird auch in der Landeshauptstadt Graz Bauernsilvester gefeiert. In einem Festzelt am Mariahilferplatz bieten steirische Direktvermarkter landwirtschaftliche Produkte an, mit einem musikalischen Unterhaltungsprogramm und kulinarischem Angebot wird das Publikum in Feierlaune gebracht. Bereits 2011 berichtet die Kleine Zeitung vom „alljährlichen“ Bauernsilvester, scheint die Veranstaltung im dritten Jahr schon gut eingeführt zu sein. Veranstalter ist der Steirische Bauernbund durch dessen Trägerschaft die Nähe zum kolportierten bäuerlichen Ursprung auf den ersten Blick stärker gegeben scheint, als bei den gleichnamigen Partys in diversen Diskotheken und Pubs im Land. Doch auch hier handelt es sich um eine durchgeplante Veranstaltung, deren Initiatoren ebenso bekannt sind wie die Überlegungen, die der Einführung des Festes vorangingen: es sollte eine Imagekampagne für die Vielfalt und Qualität bäuerlicher Produkte im urbanen Umfeld sein, einen Impuls im Zeitraum zwischen Weihnachten und Neujahr setzen, in dem die Menschen eher zum Daheimbleiben als zum Fortgehen tendieren und letztlich wollte man mit dem Fest Bauernsilvester überliefertes, vergessenes Brauchtum – wenn auch nicht explizit beschrieben welches – wieder beleben. Moderiert wird der Grazer Bauernsilvester von Paul(i) Prattes vom ORF Steiermark, auch bekannt als der „Wetterpauli“. Als starker Medienpartner fungiert die Kleine Zeitung, die auch bei anderen Großveranstaltungen in Erscheinung tritt. Der Grazer Bauernsilvester ist Teil eines Triduum zu dem auch der Singlesilvester am 29.12., und der Silvesterlauf mit anschließender Silvesterparty am 31. Dezember zählen. Von einer kleinen Runde, bestehend aus dem Journalisten Rudi Hinterleitner, Paul Prattes und Entscheidungsträgern des Bauernbundes, wurde das Veranstaltungsformat 2009 für Graz entwickelt. Während Hinterleitner angibt, das Team habe im Vorfeld alte Aufzeichnungen studiert und sich intensiv mit den bäuerlichen Traditionen beschäftigt, schränkt Prattes ein, seine Quellen seien die im Internet kursierenden Erklärungen zum Stichwort gewesen. Die plausibelste Begründung – den Zusammenhang mit dem Wandern des bäuerlichen Gesindes – lasse er jedes Jahr auch in seine Moderation einfließen, legt aber Wert, keine monokausale Deutung zu liefern und betont daher, dass dies nicht zwingend der einzig denkbare Ursprung sei.¹⁴ Rudi Hinterleitner favorisiert hingegen folgende Herleitung, zu der er allerdings keine konkrete

¹³ Reportage auf Vulkan-TV vom 3.1.2012 über Bauernsilvester 2011 im Lokal „Wind’n“ in Hof bei Kirchberg. Gemeint sind Feiern im Lokal, nicht die persönlichen, familiären Festtermine.

¹⁴ Mündliche Auskunft durch Paul Prattes.

Quelle nennen konnte: Früher waren die Bauern sehr fromm, aber auch abergläubisch. So hieß es, dass in der Silvesternacht die Tiere im Stall sprechen konnten und über ihre Herren redeten. Um das nicht zu versäumen, verbrachten die Bauern diese Stunden in der Nähe der Tiere. So hatten sie gar keine Zeit und Gelegenheit Silvester zu feiern. Darum feierten sie einen Tag davor – den Bauernsilvester. Dieser Brauch sei in Vergessenheit geraten und werde durch die aktuellen Veranstaltungen wieder neu belebt.¹⁵

Ebenfalls am 30.12.2009 fand in der obersteirischen Bezirksstadt Leoben erstmals Bauernsilvester als öffentliche Veranstaltung auf dem Hauptplatz statt. 2011 wird im Programm neben bewusst rustikalen Elementen wie „Bradl-Musi“, und der Volkstanzgruppe „Steirerherzen“ auch ein DJ Mike genannt.¹⁶ In zahlreichen Lokalen des Bezirkes wird ebenfalls Bauernsilvester gefeiert – Tendenz steigend.

Von Leoben aus wird auch ein Internetauftritt betreut, in dem man ausführlich über Bauernsilvester nachlesen kann und fast den Eindruck gewinnen könnte, endlich die wahren Hintergründe für den durchwegs als „alt überliefert“ bezeichneten Brauch zu erfahren. Auf www.schwammerlturm.at wird die Frage gestellt: Warum heißt er so und warum wird er am 30. Dezember gefeiert? Als Erklärung für den ungewöhnlichen Termin folgt eine Geschichte, die sich vor 200 Jahren ereignet haben soll:

Es wird erzählt, dass einst ein Bauer aus Strallegg auf dem Rückweg von einem Gang nach Graz in ein Schneetreiben geriet und vom Weg abkam. Hierauf soll er ein kleines bärtiges Männchen getroffen haben, welches froh war, endlich nicht mehr allein zu sein. So wollte es den Bauern auch nicht weiterziehen lassen, sondern verlangte, dass er wenigstens Silvester mit dem Waldmännchen verbringen sollte. Der schlaue Bauer behauptete aber bereits am nächsten Tag, dem 30. Dezember, es sei Silvester, und konnte so am 31. Dezember, dem tatsächlichen Jahreswechsel, wieder mit seiner Familie feiern.

Als Quellenangabe wird die Homepage der Gemeinde Mürzzuschlag angegeben, allerdings mit dem Hinweis, dass diese Information inzwischen entfernt worden sei. Einzelne Elemente der Geschichte sind als Sagenmotive durchaus geläufig – etwa das Zusammentreffen mit dem unbekanntem Männlein, das Forderungen stellt, oder die Täuschung durch den schlaue Bauern. Dass sowohl dem Männchen, als auch dem Bauern vor 200 Jahren die Silvesterfeier ein solches Bedürfnis war, lässt Zweifel an der Authentizität der Geschichte aufkommen. So wie in der volkskundlichen Literatur Bauernsilvester nicht existiert wird in volkskundlichen Abhandlungen durchwegs betont, dass die heutigen Silvesterfeiern im agrarischen Kontext nicht üblich waren und eher bürgerlichen Ursprungs seien, der Silvestertag eher ein Übersiedlungstag war und Orakelbräuche eher in den Raunächten insgesamt und nicht speziell in der Silvesternacht üblich waren.¹⁷

¹⁵ Mündliche Auskunft durch Rudi Hinterleitner, dasselbe Motiv wird auch von den Jungjägern in Weißkirchen angeführt.

¹⁶ Kronenzeitung, Ausgabe Steiermark, vom 30.12.2011, S. 41.

¹⁷ Vgl. dazu Viktor Geramb: *Sitte und Brauch in Österreich*. Reprint, Graz 1987, S. 179. Sowie Sepp Walter: *Steirische Bräuche im Laufe des Jahres*. Trautenfels 1997, S. 34, 56f. Auch die Vorstellung, dass das Vieh in der Silvesternacht sprechen könne, wie z. B. von Rudi Hinterleitner, einem Initiator des Grazer Bauernsilvester, als zentrales Motiv genannt wurde, wird für die Raunächte insgesamt, dabei aber stärker für die Christnacht beschrieben.



Abb. 2: Plakat zum Mürzer Bauernsilvester 2007.



Abb. 3: Glücksschwein mit Steirerhut: Logo bzw. Maskottchen für den Mürzer Bauernsilvester.

Die Geschichte vom schlauen Bauern aus Strallegg bildet den Hintergrund zum Mürzer¹⁸ Bauernsilvester, der seit dem Jahr 2000 am Hauptplatz von Mürzzuschlag – bei zunehmendem Publikumsinteresse – gefeiert wird. Die damalige Koordinatorin des Stadtmarketing, der Gastronom Peter Felber und der Grafiker Michael Gletthofer entwickelten zum Jahreswechsel 1999/2000 das neue Veranstaltungsformat, für das in der Folge vier, heute drei Mürzzuschlager Wirte verantwortlich zeichneten. Nicht Traditionspflege, sondern wirtschaftliche Überlegungen waren der Beweggrund für diese Initiative. Zur Jahrtausendwende verlangten Musikgruppen bis zu doppelt so viel Honorar wie zu anderen Silvesterfeiern und man versuchte von Veranstalterseite diese Preisexplosion zu umgehen, indem der Termin um einen Tag vorverlegt wurde. Die kreative Runde empfand ihr Vorgehen als „bauernschlau“ und so war auch bald der Name „Bauernsilvester“ gefunden.¹⁹ Ein bis heute beibehaltenes Plakatsujet und ein Logo in Form eines Schweinchens mit Steirerhut, charakterisieren den Mürzer Bauernsilvester grafisch. Als Marketinggag ersann man dann noch gemeinsam die Sage vom schlauen Bauern. Da Peter Felber aus Strallegg stammt, wurde dieser Ort kurzerhand in die Geschichte eingebaut und diese auf die Homepage der Stadt Mürzzuschlag gestellt. Da es sich doch um eine kühne Erfindung handelte, der Mürzer Bauernsilvester von Jahr zu Jahr beliebter wurde und diese „sagenhafte“ Begründung nicht mehr benötigte, wurde die Geschichte inzwischen wieder von der Homepage entfernt, es bestand allerdings genügend Gelegenheit, diese Deutung zu übernehmen, wie es zum Beispiel auf der erwähnten Seite www.schwammerlturm.at erfolgt ist. 2010 wurde bereits das 10Jahre-Jubiläum gefeiert, mittlerweile treffen sich an jedem 30. Dezember zwischen 1000 und 1500 Menschen am Mürzzuschlager Stadtplatz und feiern bei Musik, Spanferkel, Sterz und saurer Suppe. Wohl wissend über die ganz pragmatische Entstehungsgeschichte dieses Festes und der erfundenen Sage, amüsiert es Peter Felber immer wieder, wenn Gäste glaubhaft ihre persönlichen Bauernsilvesterüberlieferungen schildern.

¹⁸ Mürzzuschlager.

¹⁹ Mündliche Auskunft von Peter Felber, Mürzzuschlag.

Zurzeit scheint Bauernsilvester ein steirisches Phänomen zu sein, sieht man von einzelnen Beispielen in benachbarten Bundesländern ab. Einige wenige Ankündigungen betreffen das Bundesland Kärnten (Gurk, Reichenfels, Villach), ein Einzelbeleg findet sich im niederösterreichischen Maria Enzersdorf, dort mit dem ergänzenden Hinweis „Tracht erwünscht“.

Wie aber ist die Ankündigung „Odenwälder Bauernsilvester“ einzuordnen? Ist dieser Festtypus etwa auch in der Bundesrepublik Deutschland verbreitet? Nein, hier scheinen nur auf den ersten Blick Parallelen mit dem „alt überlieferten“ steirischen Jahreswechselbrauch zu bestehen. Es handelt sich vielmehr um das Angebot eines deutschen Reisebüros, das aus der Gegend von Karlsruhe am 31. Dezember 2012 eine Tagesfahrt zu bäuerlichen Betrieben anbietet, bei der die Teilnehmer mit einem reichhaltigem Spezialitätenbuffet und Live-Musik verwöhnt werden.²⁰

Eine völlig andere Variante von Bauernsilvester ist im südoststeirischen Straden, genauer gesagt in Karbach bei Straden geläufig, wobei Ablauf und Handlung als Umzugsbrauch im Sinn der älteren Brauchforschung zu bezeichnen wären und auch die Trägerschaft in der angesprochenen bäuerlichen Tradition steht. Folgen wir einem Pressebericht:

Einzigartig ist, wie man in Karbach bei Straden den Bauernsilvester feiert. Hier ziehen die Dorfbewohner am 30. Dezember ab 13h von Haus zu Haus und auf dem Weinberg Rosenberg zu einigen Kellerstöckln, wo sie den Besitzern Glück und eine gute Weinernte für das nächste Jahr wünschen. In den Weinkellern werden sie mit den jungen Weinen des Jahres und mit Mehlspeisen bewirtet. Nach siebenstündigem Umzug findet im Weingut von Willi und Emma Frauwallner das krönende Bauernsilvesterabschlussfest statt, bei dem alle Teilnehmer mit einer speziellen Karbacher Eierspeise, in der Eier, Käse, Schinken und Tomaten verrührt werden, bewirtet werden. Dazu werden unterschiedliche Weine aus dem hauseigenen Keller und hausgemachte Anisbögerln serviert. „Mit diesem Bauernsilvester kann die Dorfgemeinschaft gemeinsam den Jahresabschluss feiern. Den Silvesterabend können die Teilnehmer dann zu Hause mit ihrer Familie verbringen. Wir verbinden mit dem Bauernsilvester auch einen gemeinsamen Silvesterspaziergang der Dorfbewohner durch unser Dorf“, erklärte die Organisatorin Melanie Hammer, die an jeden Teilnehmer einen aus einem speziellen Teig gebackenen Schweinekopf als Glücksbringer überreicht.²¹

Soweit die Zeitungsmeldung, die einen stimmigen Brauch zu schildern scheint, dem man durchaus eine bereits längere Tradition zutrauen würde. Doch auch hier fallen bei näherer Beschäftigung mit dem Geschehen bemerkenswerte Einzelheiten auf. Im Gespräch mit der Organisatorin und Initiatorin Melanie Hammer²² erfährt man die Motivation für das inzwischen geläufige Ritual: Zu Weihnachten wird (zu) viel gegessen und getrunken, dafür mangelt es an Bewegung. Die topografische Situation in Karbach mit den Wohnhäusern und Höfen im Tal, den Kellerstöckeln und Buschenschenken auf den umliegenden Hügeln, bot eine günstige Voraussetzung für die gewünschte körperliche Betätigung nach den kalorienreichen Feiertagen. Die Glückwünsche zum Neuen Jahr, die gebackenen Glücksbringer und andere Elemente waren nicht von Anfang an schon lückenlos dabei. Erst nach und nach entwickelte sich der nachweihnachtliche Verdauungsspaziergang zu einem detailreichen Übergangsritual.

²⁰ AVG-Reisen Karlsruhe, www.tst-online.de.

²¹ Kleine Zeitung online vom 31.12.2011.

²² Verehel. Krassnitzer-Hammer.

Der 30. Dezember wurde als Termin deshalb gewählt, da am eigentlichen Silvestertag viele Menschen doch mit den Vorbereitungen für ein familiäres Silvesterfeiern beschäftigt sind und so eine längere Wanderung und ein gemütliches Beisammensein ohne zeitliches Limit schwer möglich gewesen wären. Mehrere Familien engagieren sich inzwischen gemeinsam mit Melanie Hammer für den jungen Brauch. So entwickelte sich ein geselliger Spaziergang, an dem anfänglich nur einige wenige Personen teilnahmen im Lauf der vergangenen sieben Jahre zu einem kollektiven Ritual für den Großteil der Ortsbevölkerung – sei es als Besucher oder als Besuchte.

Besonders anzumerken ist, dass das gemeinsame Ziehen von Haus zu Haus, das Besuchen und Neujahrwünschen anfänglich keinen bestimmten Namen hatte. Die Initiative ging von Melanie Hammer aus, man verabredete sich im Bekanntenkreis bzw. in der Nachbarschaft und war dann unterwegs. Zum Namen „Bauernsilvester“ kam das Ganze durch eine bezeichnende Episode.



Abb. 4: Karbacher Bauernsilvester: DorfbewohnerInnen unterwegs von Haus zu Haus. Mit dabei – die gebakenen Glücksbringer.

Als die Gruppe bei einer örtlichen Buschenschank eintraf und Neujahr wünschte, erwiderte der Besitzer Anton Neubauer sinngemäß: „Ah, macht’s Ihr jetzt a an Bauernsilvester?!“ Den Gästen war der Begriff unbekannt, man fragte nach, was damit gemeint sei. Neubauer erklärte daraufhin in kurzen Zügen die immer wieder kolportierte Überlieferung aus dem bäuerlichen Dienstbotenwesen und da man sich im bäuerlichen Umfeld bewegte, entschloss man sich, diesen Vor-Silvesterspaziergang künftig so zu bezeichnen.²³

²³ Mündliche Auskunft durch Melanie Krassnitzer-Hammer, Karbach.



Abb. 5: Karbacher Bauernsilvester: geselliger Abschluss mit Eierspeis-Essen.

Für weite Teile des oberen Murtales lässt sich der Ursprung der heutigen gastronomischen Bauernsilvesterfeiern festmachen. Vom Groggerhof in Obdach nahm diese Veranstaltung ihren Ausgang. Angeregt durch die Tatsache, dass selbst ihre Stammgäste in der Weihnachtszeit kaum noch ausgingen und eher bei ihren Familien blieben, suchte die kreative Wirtin nach einer Möglichkeit, einen abendlichen Besuch in dem Traditionslokal auch für Einheimische wieder attraktiv zu machen. So lud Eva Ederer-Grogger, die heutige Seniorchefin des Hauses, in den frühen 1980er Jahren erstmals am 30. Dezember zu einem reichlichen Essen mit Gerichten aus der saisonalen Küche der Region, vorwiegend Fleischgerichten, wie sie nach den winterlichen Schlachtungen geläufig waren. Sie ließ sich dazu wieder von einer anderen Facette der bäuerlichen Überlieferung inspirieren, nämlich dass auf den Bauernhöfen am Tag vor dem Jahreswechsel für die scheidenden Dienstboten noch einmal groß aufgekocht worden sei. Alle anderen heute kursierenden Deutungskonstrukte waren ihr nicht bekannt.²⁴

Eine direkte Verbindung von Obdach führt nach Wien und erklärt somit das Vorkommen von Bauernsilvester in der Bundeshauptstadt. Unter den unzähligen Veranstaltungshinweisen und -nachlesen zum Thema Bauernsilvester im Internet finden sich aktuell nur zwei, die Wiener Lokale betreffen: In der *lazy dancebar bricks*, einem Musikclub in der Taborstraße, und im Orpheum wird Bauernsilvester gefeiert. Was auf den ersten Blick erstaunt, klärt sich auf, sobald man die Herkunft des Lokalbesitzers des *bricks*, Gottfried Pertot, kennt: Er stammt aus Obdach, hat in seiner Jugend Bauernsilvester im Groggerhof als Fixpunkt im Jahresge-

²⁴ Frdl. Information durch Eva Ederer-Grogger, Obdach.

schehen erlebt und nach Wien exportiert. Seit nunmehr 12 Jahren bietet er diese Form des Silvesterfeierns am 30. Dezember in seinem Lokal für das Wiener – ganz und gar nicht bäuerliche – Publikum an. Silvesterdekoration und Gratisgulasch zu vorgerückter Stunde sind Merkmale der Feier, es gibt keinen Dresscode, auch nicht in Richtung trachtlicher Kleidung. Und wenn es in Wien – laut Internetnotiz – z. B. 2010 ein „poppiges“ Bauernsilvester mit Alf Poier im Orpheum in der Steigenteschgasse gegeben hat, so scheint sich dieser Export aus der Steiermark durch den erwähnten Interpreten zu erklären: Alf Poier stammt aus dem Kerngebiet des steirischen Bauernsilvester, aus dem oberen Murtal. Doch es besteht noch ein weiterer Zusammenhang. Poier ist mit dem Besitzer des Musikclubs *bricks* gut bekannt, übernahm dessen Veranstaltungsformat vor rund vier Jahren und adaptierte es für das Wiener Orpheum. Während anfänglich noch galt: wer in Dirndl oder Lederhose kam, erhielt einen Gratisdrink, gibt es inzwischen keine Kleidungsempfehlung und auch keine Freigetränke mehr. Geboten wird jeweils das aktuelle Programm von Alf Poier, in den ersten Jahren trat er in unterschiedlicher Besetzung auf. Aus Sicht der Veranstalter ist der Bauernsilvester eine angenehme Gelegenheit, selbst in Feierlaune zu kommen, da am folgenden Abend, zu Silvester, ohnedies wieder die obligate Arbeit ansteht.²⁵

„Ich war die Erste weit und breit“ betont Christine Martinelli, Betreiberin des gleichnamigen Landcafé in Semriach, nördlich von Graz, auf die Frage, seit wann in ihrem Lokal Bauernsilvester gefeiert wird. Bereits 2005 hat sie das erstmals veranstaltet. Den Tipp dazu bekam sie von Kollegen aus Langenwang im Mürztal, einer Region, in der Bauernsilvester zu jener Zeit bereits geläufig war. Das Musikprogramm umfasst zu Beginn Volksmusik, zu vorgerückter Stunde legt ein DJ auf. Damit soll dem Geschmack des älteren und jungen Publikums gleichermaßen entsprochen werden. Auch sie ist – wie der Großteil der Veranstalter und Gäste – überzeugt, „dass es den Brauch früherer Zeiten am Land gegeben hat“ und sieht im Termin eine Chance, den Jahreswechsel privat feiern zu können und den Gästen doch ein attraktives Silvesterprogramm zu bieten.²⁶ Am 31. Dezember schließt das Lokal bereits am Nachmittag. Geht man davon aus, dass mittlerweile der Begriff Bauernsilvester zum Synonym für öffentliches Vorfeiern der Jahreswende am 30. Dezember geworden ist, so bildet das Lokal in Semriach eine Ausnahme. Bauernsilvester wird dort nach Weihnachten und vor dem 31. Dezember gefeiert und so bewegten sich die Termine in den vergangenen Jahren zwischen dem 26. und 30. Dezember. 2012 ist die Veranstaltung für den 29.12. auf der Homepage des Lokals angekündigt.

Dass der Bauernsilvester noch nicht das gesamte Bundesland erfasst hat und die Jahr für Jahr neu hinzukommenden Veranstaltungen beim ersten Mal auch auf Unverständnis stoßen können, zeigt ein Interneteintrag aus der Bezirksstadt Liezen aus dem Jahr 2010:

„Langsam füllt sich das Liezener Szenelokal. Es ist der 30.12.2010 kurz vor 22 Uhr Ortszeit. Das Kino-Cafe hat ja schon vieles erlebt, aber das? (...) Aber na ja, es ist ja Bauernsilvester und der gehört schließlich gebührend gefeiert. (...) Auf Eileens Frage: Was ist eigentlich ein Bauernsilvester? herrscht fragendes Schweigen. (...) Doch wir von BLO24.at sind ihrer Frage nachgegangen und fanden verschiedene Erklärungen zu diesem mysteriösen Feiertag.“²⁷

²⁵ Frdl. Information durch Gottfried Pertot, Wien, sowie telefonische Auskunft aus dem Orpheum Wien.

²⁶ Mündliche Auskunft von Christine Martinelli, Semriach.

²⁷ Eintrag vom Freitag, 31. Dezember 2010 um 11:12 Uhr auf www.BLO24.at.

Es folgen unter anderem die Wiedergabe der Geschichte vom schlaun Bauern aus Strallegg und ein Hinweis auf den Zusammenhang mit dem Dienstwechsel der Knechte und Mägde in früheren Zeiten.

Ob als „alt überliefert“ empfunden oder als schrilles Gegenwartsritual zelebriert, Bauernsilvester erlebt zurzeit in der Steiermark eine jährlich steigende Verbreitung. Das Internet spielt dabei die Rolle des zeitgemäßen Informationsmediums in dem allerdings Inhalte unreflektiert übernommen und transportiert werden. Trotz oder gerade wegen der vielen krausen Herleitungen, des ungezwungenen Umgangs mit geglaubter Tradition, vertrauter Handlungsmuster und kreativer Neuentwicklungen bietet es ein spannendes volkskundliches Beobachtungsfeld.

Exkurs Brausilvester

Während Bauernsilvester noch im unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang mit Ende und Anfang des Kalenderjahres steht, bedient sich ein anderes Ritual nur des Begriffes Silvester als Synonym für einen allgemeinen Übergang, für eine Abschluss- und Beginnssituation: Brausilvester.

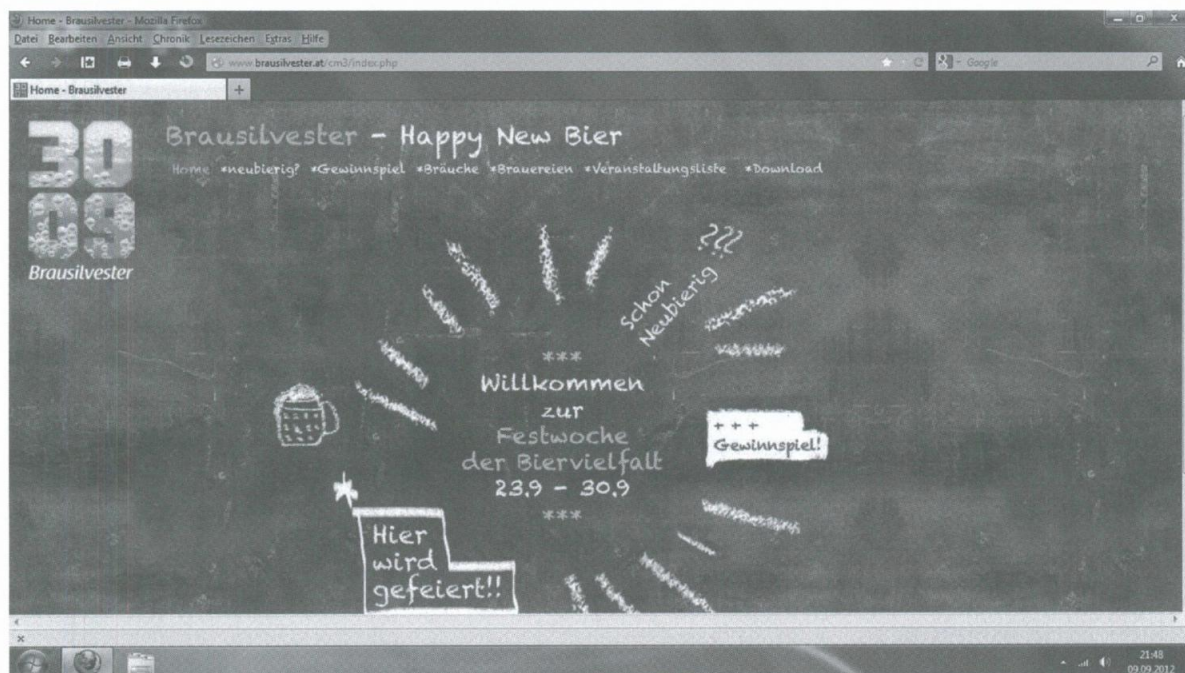


Abb. 6: Screenshot der Brausilvester-Homepage www.brausilvester.at.

Eine eigene Homepage²⁸ wirbt für dieses Fest, das einzelne Übereinstimmungen mit den Silvesterfeiern in der letzten Nacht des alten Jahres aufweist, im Übrigen aber noch weiter von diesen Ritualen entfernt ist als der bisher geschilderte Bauernsilvester. Auch der Brausilvester markiert einen Übergang, einen Neubeginn, allerdings nicht zum Wechsel des Kalenderjahres. Brausilvester wird am 30. September begangen. Hier muss man keine eventuellen Kalenderreformen befragen, denn es geht nicht um den Übergang im Kalenderjahr. Mit dem Brausilvester wird ein neues Wirtschaftsjahr der Brauer eingeleitet. Begründet wird auch

²⁸ www.brausilvester.at.

diese offensichtlich junge Veranstaltungsform mit bis ins Mittelalter zurückreichender Tradition, es wird angemerkt, dass man „seit jeher“ Brausilvester gefeiert habe. Was bis ins Mittelalter belegbar ist, ist die Tatsache, dass das Bierbrauen nur im Winterhalbjahr zwischen Michaeli (29.9.) und Georgi (23.4.) erlaubt, in der warmen Jahreszeit wegen fehlender Kühlungsmöglichkeiten nicht gestattet war. Dass der Auftakt des neuen Wirtschaftsjahres festlich und gesellig begangen wurde, ist überliefert,²⁹ nicht allerdings der Terminus Brausilvester für diesen Anlass.

Dass diese Neuschöpfung, die seit rund vier Jahren von der Gesellschaft für Öffentlichkeitsarbeit der österreichischen Brauwirtschaft intensiv beworben wird, zweifellos von Marketinginteressen der Brauereien getragen wird, ist die eine Seite. Dass aber eine entsprechende Akzeptanz unter den Mitfeiernden, die aus der Branche, aber auch aus Kundenkreisen, sprich aus der Schar der Biertrinker und der Gastronomie kommen, vorhanden zu sein scheint, mag daran liegen, dass im Brausilvester vertraute Elemente bekannter Übergangsrituale nur modifiziert wurden, dass vieles an Silvesterfeiern zum tatsächlichen Neubeginn des Kalenderjahres erinnert, auch wenn sich alles drei Monate früher abspielt und einen anderen Hintergrund hat. So zeigt ein Video im Internet etwa eine als Rauchfangkehrer – in diesem Kontext also Glücksbringer – verkleidete Person, man schmiedet Vorsätze für das neue Brau- bzw. Bierjahr und wünscht einander „Happy New Bier“ oder „Prosit Neubier“. Wie stark hier versucht wird, etwas aktiv zu entwickeln und zu gestalten, sieht man auch an dem eigenen Menüpunkt „Bräuche“, mit dem Button „Brauch hinzufügen“. Dort ist zu lesen:

Brausilvester steht wieder vor der Tür. Um dieses Fest gebührend zu feiern, brauchen wir Deinen Brauch! Welche Rituale sollen also jährlich an diesem erfrischenden Feiertag stattfinden? Ob Bierfassrollen oder Hopfenstrauch-schmücken: schick uns deine originellsten und witzigsten Ideen für einen Brausilvester-Brauch und gewinne einen USB Stick in Flaschenöffnerform (...). Einsendeschluss 7. Oktober 2012

Das Echo auf diese Einladung originelle und witzige „Bräuche“ vorzuschlagen, hält sich allerdings in Grenzen, eher werden Anregungen für Vorsätze für das neue Bierjahr eingesandt. Im Verständnis der Initiatoren des Brausilvesters trägt das Fest auch Züge von Erntedank, startet man doch mit den frisch geernteten Rohstoffen in die neue Brausaison. Außer von den österreichischen Brauereien wird Biersilvester auch im benachbarten Bayern in ähnlicher Form begangen.³⁰

Exkurs Bienensilvester®

Der urheberrechtlich geschützte (!) Begriff bezeichnet die Feier eines Überganges, ebenfalls ohne zeitlichen Zusammenhang mit dem Silvestertag, dem 31. Dezember. Auf der Mariazeller Bürgeralpe findet bereits zum wiederholten Mal ein groß angelegter Informations- und Aktionstag namens Bienensilvester statt, organisiert von der Plattform Imkerinnen Österreich und dem Imkerverein Mariazell. Diesen Festen gingen ähnliche Veranstaltungen in Wien voraus, die von verschiedenen österreichischen Imkerorganisationen und dem Umweltdachverband gemeinsam getragen wurden. Der Termin für den Mariazeller Bienensilvester variiert von Mitte September bis Anfang Oktober, konkret waren es bisher Tage zwischen dem

²⁹ Auch der Ursprung der Oktoberfeste ist in diesem Kontext zu sehen.

³⁰ Mündliche Mitteilung durch Annemarie Lautermüller, Gesellschaft für Öffentlichkeitsarbeit der österreichischen Brauwirtschaft.

12. September und 6. Oktober. Bei diesem Anlass handelt es sich wieder um eine markante Übergangssituation, den Jahreswechsel im Bienenjahr. Einerseits der Saisonabschluss mit dem Blick auf die Honigernte des vergangenen Sommers, andererseits der Wechsel im Bienenvolk von den kurzlebigen Sommerbienen mit einer Lebensdauer von rund sechs Wochen zu den langlebigen Winterbienen mit einer durchschnittlichen Lebensdauer von fünf bis sechs Monaten. Bienensilvester ist gleichzeitig Auftaktveranstaltung für das jeweilige Jahresthema. Mit Blick auf den Ertrag der vergangenen Saison fließen auch hier Elemente des Erntedankes in die festliche Gestaltung des Tages mit ein.³¹

Sowohl Brau- als auch Bienensilvester konfrontieren uns mit der bemerkenswerten Praxis, die Bezeichnung für ein eindeutig definiertes Übergangsritual auf andere zu übertragen, von denen nur einzelne Elemente übereinstimmen. Voraussetzung dafür, dass dies funktionieren kann, ist das Wissen um das Ursprungsritual. Silvester feiern meint in unserem Kulturkreis die Jahreswende festlich zu begehen, Altes zu verabschieden und Neues zu beginnen. Im Zentrum der Handlungen steht der Jahreswechsel und nicht das namensgebende Heiligenfest. Und doch ist durch den Ablauf des Kalenderjahres und die Zuordnung des Kalenderheiligen auf den 31. Dezember kein Abweichungsspielraum gegeben. Die diversen Deutungskonstrukte für den Bauernsilvester rechtfertigen den Tag unmittelbar vor dem Silvestertag als Brauchtermin. Bei Brau- und Bienensilvester hingegen wird jedoch der Begriff völlig aus dem zeitlichen Kontext genommen und der Bezug reduziert sich auf die Übergangs- und Neubeginnsituation. Wenn sich diese aktuelle Entwicklung fortsetzt, wird dann vielleicht schon bald der Schulbeginn „Schülersilvester“ heißen?

Abb. 7: Plakat zum Mariazeller Bienensilvester® 2011.



Abbildungsnachweise

Abb. 1: www.bikerbar.at.

Abb. 2 und 3: © Michael Gletthofer.

Abb. 4 und 5: Foto Johann Schleich.

Abb. 6: www.brausilvester.at.

Abb. 7: Plakat zum Mariazeller Bienensilvester® 2011.

³¹ Mündliche Information durch Heidrun Singer, www.carnica-singer.at.

ARBEITER UND HANDWERKER

SEPP GMASZ

Der Saliterhof in Neusiedl am See Eine Industriearbeitersiedlung aus dem frühen 18. Jahrhundert?

Am westlichen Stadtrand von Neusiedl am See liegt eine geschlossene Wohnsiedlung, die sich trotz ihrer lokalhistorischen Bedeutsamkeit den großen touristischen Besucherströmen entzieht und auch für nicht wenige Einheimische bis heute eine Art Terra incognita darstellt. Seinerzeit schon als unterprivilegierte „Holdensiedlung“ außerhalb der Marktmauern angelegt, trägt der Saliterhof bis in die Gegenwart das Stigma gesellschaftlichen Außenseitertums, minderwertiger Wohnqualität, von Armut und Gefangenheit in einer Welt mit wenig Perspektiven auf eine bessere.

Eine im Dezember 2011 vom Autor spontan durchgeführte Befragung von rund 100 Neusiedler Personen nach gedanklichen Assoziationen mit dem Begriff „Saliterhof“ erbrachte überwiegend Begriffe wie: Armut, Hilfsarbeiter, primitive Häuser, verschworene Gemeinschaft, Stehlen.

In den vergangenen drei bis vier Jahrzehnten ist es im Saliterhof zu markanten baulichen Veränderungen gekommen, so dass sich die ursprüngliche Anlage nur noch in wenigen Bau-resten erkennen lässt. Lediglich ein einziges Haus stand bis vor kurzem noch in seinem „Urzustand“. Dieses Haus war Gegenstand einer historischen Bauforschung, die das Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege der TU Wien im Wintersemester 2011/12 als Teil eines Studienprojektes zur historischen Bauforschung von Neusiedl am See durchführte.¹

Die Initiative zu diesem Projekt ging vom Stadtarchiv Neusiedl aus. Als dessen Leiter hat es der Autor dieses Beitrages übernommen, historische, volkskundliche und soziologische Aspekte zur Geschichte des Saliterhofes aus archivalischen Quellen und Befragungen von Gewährspersonen einzubringen. Sein Interesse an historischer Volkskunde ist nicht zuletzt dem Adressaten der Festschrift gedankt, der einst als Dissertationsbetreuer sehr wesentlich die Begeisterung für historische Alltagsforschung mitgeprägt hat.

Ursprung der Siedlung

Der Namen Saliterhof rührt von einem Salpeterwerk her, das sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auf diesem Ort nachweisen lässt. Der Begriff „Saliter“ ist durch Umlautung aus dem schon in der mittelalterlichen Alchemie gebrauchten „sal nitri“ entstanden. Kaliumnitrat (KNO_3) oder Salpeter war über Jahrhunderte das wichtigste Rohprodukt für die Herstellung von Schwarzpulver. Es wurde aus der Vermengung von stickstoffreichen organischen Abfällen – vorwiegend Urin getränkte Mauern und zusammengetretener Mist („Pocht“) von Kuhställen – mit Pottasche gewonnen. Die aus Dung und Erde angelegten Haufen („Saliterberge“ oder „Pyramiden“) wurden nach ein bis zwei Jahren mit Wasser ausgelaugt. Aus der Rohlauge gewann man in der Siederei den reinen Kalisalpeter.

Die Salpeterwerke unterstanden einem königlichen Regal, die Besitzer von Salitereien („Sali-

¹ Erste Ergebnisse der Bauforschung zum Saliterhof liegen in einer Expertise vor, die Gerold Eßer gemeinsam mit Gerhard A. Stadler und Sepp Gmasz als Grundlage für eine Revitalisierung des Hauses Nr. 17 im Dezember 2011 verfasste. Unveröffentlichtes Manuskript.

terherren“) mussten vertragliche Vereinbarungen mit dem K.K. Feld- und Hauptzeugamt eingehen und ihren Rohsalpeter ausschließlich an die landesfürstlichen Zeughäuser verkaufen. Dabei scheint dem Heideboden (die Landschaft östlich des Neusiedlersees etwa bis Ungarisch Altenburg/Mosonmagyaróvár) unter den Ländern der Österreichisch-Ungarischen Monarchie eine hervorragende Bedeutung zugekommen zu sein. In einem königlichen Patent aus der Zeit Maria Theresias werden drei Qualitätskategorien von Salpeter angeführt: Neben dem „doppelt geläuterten österreichisch, mährisch und hungarischen“ Salpeter ist der „doppelt geläuterte vom Haydboden“ eigens und am höchsten ausgepreist und dürfte somit auch die höchste Qualität besessen haben.²

Auf die Dichte der Salitereien im nördlichen Burgenland hat erstmals Harald Prickler aufmerksam gemacht.³ Als frühestes bekanntes Salpeterwerk ist dabei die Neusiedler Saliterei des Jakob Permanstetter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts genannt. Sie lag „vor dem Obern Thor“ auf der westlichen Seite des Marktes; es gab aber gleichzeitig auch eine „Saliterhütte unter dem Markt liegend“. Diese wurde nach dem Tod des letzten Saliterherren Anton Putz (1801) wegen Unwirtschaftlichkeit geschlossen, der gesamte Grund fiel an die Herrschaft Ungarisch Altenburg zurück, welche in der Folge drei Wohnhäuser auf dem Areal errichten ließ.⁴



Abb. 1: Häuserzeile im Saliterhof, 1982 noch mit einheitlicher Baustruktur. Rechts vorne Haus Nr. 17.

Unser Interesse gilt der Oberen Saliterei, deren Geschichte zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine ganz außergewöhnliche Entwicklung genommen hat, nämlich mit der Errichtung eines „Saliterschlossls“ und einer angeschlossenen Wohn- bzw. Arbeitersiedlung. Dazu noch eine quellenkundliche Anmerkung: Da die Salitereien ihre Geschäfte direkt mit

² ÖStA, HKA Oberste Justiz 151, AM 151.3, Patent vom 23.10.1773.

³ Harald Prickler: Zur Geschichte der Salpetererzeugung im burgenländisch-westungarischen Raum. In: Burgenländische Heimatblätter 31 (1969), H. 1, S. 19–42.

⁴ Vgl. dazu Johannes Franck: Der Neusiedler Saliterhof. In: Neusiedler Jahrbuch, Bd. 2, 1999, S. 19–34; ebenso Sepp Gmasz: Die Saliterhöfe (ein Nachtrag). In: Neusiedler Jahrbuch, Bd. 3, 2000, S. 63–67.

der landesfürstlichen Obrigkeit abwickelten, scheinen sie in den Beständen des an sich reichlich bestückten Neusiedler Stadtarchivs nur peripher auf. Die Hauptquellen liegen im Komitatsarchiv Mosonmagyaróvár und im Wiener Hofkammerarchiv/Österreichisches Staatsarchiv.

Einen entscheidenden Hinweis auf den Ursprung der Hofanlage konnte der Historiker Franz Hillinger mit der Publizierung eines Inspektionsberichtes aus dem Jahr 1718 liefern.⁵ Anlässlich der Übernahme der beiden Märkte Neusiedl am See und Jois durch die „Ministerial Banco Deputation“, einer Finanzdienststelle am Wiener Hof, erhielt deren Mitarbeiter Gregor Wilhelm Kirchner den Auftrag zu einer ökonomisch-statistischen Beschreibung der beiden Orte; gewiss mit der Absicht, Evaluierungen in bestimmten Abgabeleistungen erzielen zu können.

Die entsprechenden Stellen aus diesem Bericht seien wörtlich und in originaler Orthographie zitiert. Zur neuen Saliterhofanlage merkt Kirchner an:

„Was aber am meisten Petram Scandali verursacht, ist daß von dem gleich außer des Marckhts-Fleckhen aufgeführte hoch ansehtliche Gebäu, welches den umbpreyß nach dem Kaiserl. Neugebäu, oder besser zu expliciren, dem bey Wiselburg durch den verstorbenen Herrn Baron Thiglio angestifften und sogenannten dörrfl Königsberg gleich siehet, welches /: ohne die vor Ihn aufgebaute stattliche Wohnung :/ in 34 paar Inwohner Häusel mit aller Zugehör bestehet, und dise 34 haben widerumb sovill Neben-Inleuth, geniesset von jedem paar 8 fl zum Jährl. Zinns.

Gleich daran hat Er auch eine Ochsen Mühl auf 2 Gäng, mit mehr den 5 tausend Gulden Unkosten aufgebaut.“

Das im Zitat erwähnte, von einem Baron Tilly auferbaute, „*Dörfel Königsberg*“ ließ sich bisher noch nicht identifizieren; vermutlich handelt es sich dem Umriss („*umbpreyß*“) nach um eine Meierhofsiedlung in der Nähe von Wieselburg/Moson. Für das ansehnliche Herrschaftsgebäude und die „*34 paar Inwohner Häusel*“ wurden nach Meinung Kirchners zu wenig Abgaben an die Grundherrschaft entrichtet („*Petram Scandali*“).

Als Erbauer nennt Kirchner Johann Franz Bernhard Herdegen v. Culm, Kaiserlicher Rat und Buchhalterei-Rat der Hofkammer in Wien. Er war der Neffe von Johann Gottfried v. Herdegen, der von 1696-1701 als Administrator von Neusiedl und Jois und von 1695 bis 97 sogar als Marktrichter in Neusiedl am See tätig war. Dieser ältere Herdegen dürfte nach dem Türkensturm von 1683 die Gelegenheit genützt haben, mehrere Brandstätten günstig zu erwerben und sie gewinnbringend weiter zu verkaufen. Darauf deuten die Hauskaufprotokolle im Neusiedler Stadtarchiv hin. Ähnlich spekulative Absichten könnte man dem Neffen unterstellen. Er kaufte zum Beispiel am 30.7.1708 ein Halblehenhaus („*Stögbauerisches Haus*“) um 1042 Gulden, das er ein halbes Jahr später um 1.200 fl (Gulden) weiter verkaufte.⁶ Ähnlich verfuhr er mit zwei anderen Häusern, bis wir ihn 1710 als Besitzer eines der fünf „*Esterházy-schen Häuser*“, des so genannten Palatinischen Hofes, finden. Diese fünf Bürgerhäuser unterstanden nicht der Herrschaft Ungarisch Altenburg, sondern gehörten mit all den obligaten Steuerabgaben zur Domäne Esterházy in Eisenstadt.

Da über den genauen Zeitpunkt der Errichtung des Saliterschlossls und der dazu gehörenden Holdenhäuser keine primären Belege vorhanden sind, sei auf ein Detail aus dem Vertrag verwiesen, den Herdegen am 22.2.1709 mit den Käufern seines „*Stögbauerischen*“ Hauses

⁵ Franz Hillinger: Der Markt Neusiedl im Jahr 1718. In: Neusiedler Jahrbuch, Bd. 12, 2010, S. 46–60.

⁶ Angaben aus den Hauskaufprotokollen des Neusiedler Stadtarchivs, Sign. G1–5.

abgeschlossen hat. Es handelt sich dabei um den Glasermeister Andre Altmann und den Zimmerer Caspar Vätterl, die sich das Halblehen nunmehr als Halbwirtschaft (jeweils ein Viertelhehen) teilen. Der Zimmerer Vätterl zahlt 1712 einen vereinbarten Schuldenanteil an Herdegen bar zurück. 1713 jedoch scheint im Hauskaufprotokoll die Eintragung auf, dass Vätterl die Jahresrate an Herdegen „mit Zimmermannsarbeit in dem Saliter Schlössl“ abgolt hat. Das ist die erste explizite Erwähnung dieses Bauwerks. Bedenkt man, dass der Taglohn zu dieser Zeit bei 20 Kreuzer lag (1 Gulden/fl = 60 Kreuzer), dann deutet die Gesamtsumme von 42 fl Arbeitsleistung auf einen Großauftrag hin. Als solcher ist der Dachstuhl im neuen Saliterschloss vorstellbar. Wie noch weitere Indizien zeigen werden, können wir für das Jahr 1713 zumindest den Baubeginn des Saliterschlosses und der Hofanlage annehmen.

Das Saliterschloss und die Anlage des Saliterhofes

In Ermangelung von Bauplänen sind wir auf zeitgenössische Sekundärquellen angewiesen. Ein Bericht des Administrators der Herrschaft Ungarisch Altenburg vom März 1728 enthält folgende architektonischen Hinweise zur Anlage:⁷

„... daß unter der Pfand-Inhabung der P. P. Societatis der verstorbene Hof Cr. Buechhalterey-Rättrat Herr Herdegen von Culm zweifels ohne mit derenselben consens außer der Wohnung des Saliter-Sieders einen großen in quadro formirten Hof mit einen auf einer seithen zwey gaden hohen Stöckhl und Thurn, auf denen übrigen drey seithen zu lauter Zünß-Heußln zuegerichten Wohnungen, wie auch eine besondern durchaus mit gueten Zeug ausgeführte und mit Züegln gedeckhte oxen Mühl erbauet, und vor den gebäu einen schenen mit Mauern umbfangenen garten angeleged hat.“

Im Kern besteht die Anlage also aus einem einstöckigen Herrschaftsgebäude („Schloss“) mit Turm, dem großen Hof, der von zwei Zeilen „Zünß-Heußln“ eingefasst ist, einer gemauerten Ochsen-Mühle und einem mit Mauern umfangenen Garten.

Eine weit ausführlichere Beschreibung enthält ein undatierter Bericht „Beyläuffige Beschreibung und Anschlag des sogenannten Salitter-Schlosses und zu diesen Hoff angehörigen Wirtschaft bey Neusiedl am Hungerischen See“, der vermutlich aus dem Jahr 1734 stammt. Damals war Frau Jacobina Theresia von Schropp Besitzerin des Saliterhofes. Sie soll eine Summe von 4.000 fl in das Anwesen investiert haben, wie in dem Bericht behauptet wird:⁸

Erstlichen gleich außerhalb jetzgedachten kayserlichen Marckhts Neusiedl bey dem oberen oder Wienerthor liegt vorgedachts Schloß umb und umb ganz frey, in der Mittem mit einem Thurn geziert, darauf ein Schlaguhr und Glocken befindlich. Auf einer Seite vor dem Hof oder Schloß gegen Wien zue praesentiret sich zum Prospect ein angenehmer Zwerglbaum-, item Blumen- und Sparglgarten mit in quadro durchaus neu aufgeführter Mauer wohl verwahrt, und guten Röhr-Brunn, auch anderen Erforderlichkeiten genügend versehen, daher eine Herrschaft oder Inwohner aus allen Fenstern, ja wohl auch von der Tafel, zu Lust sehen mag. Von der anderen Seite gegen Ost-Südwärts liegt im Prospect nebst dem innerlichen Hof (worinnen gleichfalls in quadro und zwar anfänglich mehrgedachtes Schloß mit einem guten Brunn, dann recht und linker Hand in schöner Reyh der bey 30 seyenden Holden oder Sölner ihre Wohnun-

⁷ Hillinger 2010 (wie Anm. 5).

⁸ Esterházy Familienarchiv im Staatsarchiv Budapest, Rep.15, Fasc. G, Nr.220.

gen, am untersten aber der Stadl, item Pferd- und andere Viehstall seynd, inmitten des Hofs hingegen ein unlängst gemauerter Schill-Krotten-Teuch mit einem Tauben- und zwey anderen Geflügelschlägen sauber befriedetes Höfel sich befinden thuet) ligt zu sonderbarer Plaisir der ganze Neusiedler oder Hungerische See, wie nicht weniger die zu dieser Würtschafft gehörigen Obstbaum-, Kuchl und Krautgärten in Prospect.

Diese – möglicherweise aus Verkaufsabsichten etwas geschönte – Darstellung eines prächtigen barocken Landgutes enthält noch eine Beschreibung der Saliterei sowie des benachbarten großen Getreidestadls. Tatsächlich bekommt der Saliterhof 1734 in einer Frau von Perneck (auch Wernegg) eine neue Besitzerin.⁹

Eine erste graphische Ansicht des Saliterschlossls ist auf einem Gemälde des Barockmalers Johann Christian Brand zu entdecken. In der um 1760 im Auftrag des Grafen Harrach gemalten „Ansicht der Neusiedlersees“ ist am linken unteren Bildrand der Markt Neusiedl am See festgehalten. Das stattliche Saliterschlossl mit Glockenturm ist klar am rechten Rand der Siedlung zu erkennen, ansatzweise dahinter auch einzelne Häuser der Holdensiedlung.¹⁰



Abb. 2: J. Chr. Brand: Detail aus „Ansicht vom Neusiedlersee“ mit einer Stadtansicht von Neusiedl am See.

Schließlich können wir uns noch aus einem weiteren Dokument aus dem Jahr 1767 ein Bild von der Anlage machen. Es handelt sich um ein Inventar, das nach dem Tod des Saliterherrn Franz Joseph á Sole am 30.4.1767 erstellt wurde. Diese „Abmittlung“ listet detailreich sämtliche Einrichtungsgegenstände, Kleidung, Schmuck und sogar jedes vorgefundene Bild mit seinem Motiv auf. Außerdem nennt das Inventar 22 Wohneinheiten für die Holden, jeweils mit Küche „samentlich mit Schindl gedeckt, jedoch sehr baufällig.“¹¹

Die Geschichte des Schlossls im 19. Jahrhundert ist mangels archivalischer Quellen kaum dokumentierbar. Nach 1800, mit der Einstellung des Saliterbetriebes, fiel der Hof in den Besitz der Herrschaft Ungarisch Altenburg zurück. Vermutlich diente das Schlossl den Herrschaftsverwaltern oder hohen Beamten als Wohnsitz, ehe es an Privatpersonen verkauft wur-

⁹ Burgenländisches Landesarchiv, Maschinschriftl. Transkription der Indizes der Akten „Altes Bancale“ aus dem Österr. Hofkammerarchiv.

¹⁰ Vgl. Sepp Gmasz (Red.): 800 Jahre Neusiedl am See. Eine Stadtchronik. Neusiedl am See 2011, S. 35.

¹¹ Bgl. Landesarchiv, Mikrofilm Urbar et Consc.Fasc.154.

de. Der letzte private Besitzer war der Neusiedler Sparkassenkassier Eugen Wolf, der hier einige Jahrzehnte mit seiner Familie bis 1936 wohnte. In diesem Jahr kaufte die Gemeinde das Haus um 12.000.- Schilling, um daraus ein Armenwohnhaus zu machen.¹² Im Jahr 1988 wurde das Haus abgetragen. Der einstige Garten ging schon in den fünfziger Jahren in den Besitz der Bezirkshauptmannschaft über, die ihn heute zum Teil als Parkplatz benützt.

Die Holdenhäuser im Saliterhof

Der Inspektionsbericht von 1718 spricht im Zusammenhang mit dem Bau des Saliterschlossls auch von der Errichtung von „34 paar Inwohner Häusel mit aller Zugehör“.¹³ Darunter ist zu verstehen, dass jedes Haus für zwei Parteien gedacht war, wobei mit „zugehör“ vermutlich die gemeinsame Küche und der Dachboden gemeint ist. Die Beschreibung von 1734 wird etwas anschaulicher in der Anordnung der Häuser, wo „recht und linker Hand in schöner Reyh der bey 30 seyenden Holden oder Sölner ihre Wohnungen“ haben.

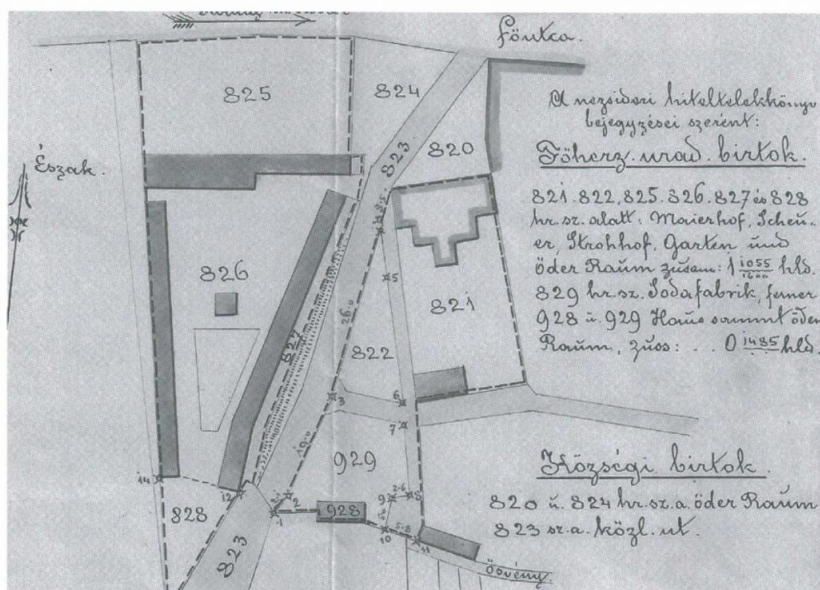


Abb. 3: Skizze des Neusiedler Saliterhofes, 1889.

Eine für das Grundbuch erstellte Skizze von 1889 vermittelt eine Vorstellung von der keilförmigen Anlage des Hofes, der hier als „Maierhof“ bezeichnet ist.¹⁴ Die schräge Zeile auf der Ostseite ist durch den Straßenverlauf vorgegeben. Das sogenannte Schlössl bildet die nördliche Begrenzung. Das daran angrenzende schmälere Gebäude war vermutlich das frühere Haus des Saliterers, es wurde 1713 ebenfalls in Holdenwohnungen umgewandelt. Oberhalb des Schlössls, als Nr. 825 eingetragen, schließt der Garten an. Jenseits der Straße sieht man den mächtigen Kreuzstadl, der als herrschaftlicher Zehentstadl diente. Charakteristisch für eine zweckbestimmte geschlossene Wohnanlage ist die Umfassung des gesamten Hofkomplexes mit einer hohen Steinmauer.

¹² Tagebuch des Bürgermeisters Josef Kast, Privatbesitz.

¹³ Hillinger 2010 (siehe Anm. 5).

¹⁴ Neusiedler Stadtarchiv, Akten Saliterei.

Was war nun der Anlass für die Errichtung des Hofes? Ein Kontext mit dem Saliterwerk liegt nahe, war doch der Erbauer des Schlossls auch Saliterherr. Aber benötigte eine Saliterei dieser Größe überhaupt so viele Arbeiter, oder waren die Inwohner der Holdenhäuser zur Heranziehung für andere Tätigkeiten vorgesehen? Dazu ist es nötig, das Spektrum der archivalischen Quellen zu erweitern.

Ende des 17. Jahrhunderts entstanden in mehreren Gemeinden am Westufer des Neusiedlersees „Neuhäusl“-Siedlungen. In St. Georgen bei Eisenstadt erlaubte 1676 Fürst Paul Esterházy die Errichtung von „13 kleinen Heußl ohne dazue gehörigenn Grundt“.¹⁵ Nach Ablauf von 2 Freijahren mussten die Esterházy'schen Holden 6 fl jährlich an das Rentamt Eisenstadt entrichten. In Neusiedl am See waren mit den Saliterholden 8 fl Jahreszins pro Wohnung vereinbart.¹⁶

Die vorgegebene Größe für die St. Georgner Neuhäusl wird mit 7 Klafter/Cl x 3,5 Cl (13,25 mal 6,63 Meter) angegeben. Das entspricht fast genau der gleichen Größe wie sie die Neusiedler Saliterhof-Häuser aufweisen! Im Zuge der Bauforschung entstand folgender Riss des Hauses Saliterhof 17.¹⁷

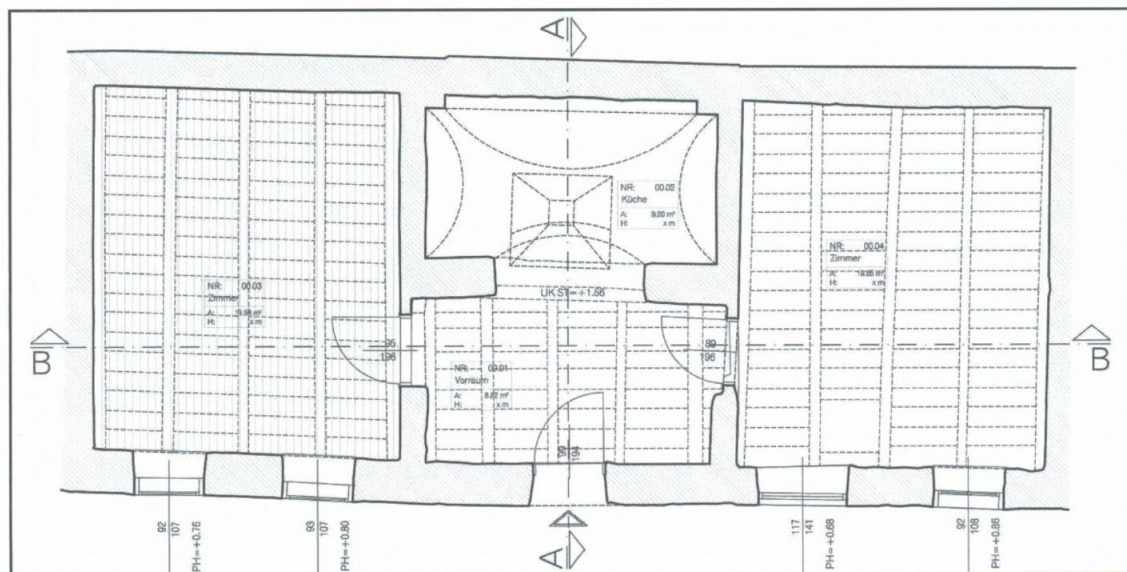


Abb. 4: Grundriss des Hauses Saliterhof 17.

Ähnliche Kleinhäuser-Kolonien wie in St. Georgen bildeten sich um 1700 in Oggau und Purbach. Harald Prickler vermutet die Entstehung solcher Siedlungen in Zusammenhang mit dem Ausbau der Gemeinde-Weinwirtschaften durch den Erwerb von Edelhöfen.¹⁸ Die sprunghaft angewachsenen Weinflächen im Gemeindebesitz erforderten eine entsprechend hohe Zahl an Arbeitskräften. In Neusiedl am See waren z. B. im Jahr 1634 allein 93 „Hauer“ nur für die Gemeindeweingärten tätig. Dabei handelte es sich in der Regel um auswärtige Lohnarbeiter, vorwiegend aus der Steiermark, Kärnten sowie aus Nieder- und Oberöster-

¹⁵ Harald Prickler: Die St. Georgner „Neuhäusl“. In: Burgenländische Heimatblätter 59 (1997), H. 3, S. 128–136.

¹⁶ Hillinger 2010 (wie Anm. 5).

¹⁷ Skizzen aus dem Projekt „Historische Bauforschung in Neusiedl am See“ der TU Wien, Nov.2011.

¹⁸ Prickler 1997 (wie Anm. 15).

reich. Insgesamt kann für die Neusiedler Weinriede ein jährlicher Bedarf von etwa 1.800 Hauern errechnet werden. Das ergibt eine fast unvorstellbare Zahl an saisonalen Arbeitsmigranten allein im Weinbaugebiet um den Neusiedlersee.¹⁹

Die Errichtung von Kleinhaus-Siedlungen in Zusammenhang mit der boomenden Weinwirtschaft könnte dazu gedient haben, das Arbeitskraftpotential an den Ort zu binden, um so etwaigen Abwerbungen oder Abwanderungen von Saisonarbeitern entgegen zu wirken.

Der Saliterhof wäre damit seiner eigentlichen Bestimmung nach eher ein landwirtschaftlicher Gutshof, denn eine „Industriearbeitersiedlung“.²⁰ Für diese Annahme spricht auch der relativ geringe Bedarf an Arbeitskräften in einem Saliterwerk. Ein durchschnittliches Werk mit zwei Siedekesseln benötigte neben dem Salitermeister vier Knechte mit etwa 40 Wochen Arbeitszeit.²¹ Diese Angaben lassen sich auch durch die zweite Saliterei in Neusiedl bestätigen, wo wir neben dem Saliterherrn im Schnitt vier bis sechs Inwohner finden.

Wenn noch einmal an die Immobiliengeschäfte des Hofstifters Johann Franz Bernhard Herdegen von Culm erinnert werden darf, könnte man auch daran denken, dass er die Holdensiedlung als ein auf längere Sicht angelegtes Zinshausprojekt anlegen ließ. Immerhin brachten die „34 paar Inleut“ einen jährlichen Mietzins von 240 fl. Dabei ist unklar, ob nicht auch von den im Bericht genannten „Neben-Inleuth“ eine Abgabe eingehoben wurde. Der Ertrag aus dem Zins lag damit höher als der Reingewinn aus der Salitersiederei, die bei einem 2-Kessel-Betrieb nicht mehr als 200 fl einbrachte.

Ein „*Perg Buch des Marckht Neysidel am Hungarischen See*“, in dem sämtliche Verkäufe und der Tausch von Weingärten und Ackergründen eingetragen ist, stützt die These vom landwirtschaftlich orientierten Herrngut.²² Johann Franz Bernhard Herdegen, der schon im Besitz eines Esterházy'schen Lehens mit entsprechenden landwirtschaftlichen Gründen war, begann 1709 neben seinen Immobiliengeschäften auch mit dem Ankauf von Weingärten und Ackergründen. 1709 erwarb er 16 Pfund Weingärten und 2 Äcker, 1710 einen Weingarten und 2 Joch Acker, im Jahr 1712 kamen 26 Pfund Weingärten und 5 Joch Äcker, denen im folgenden Jahr noch einmal 2 Joch und 6 Pfund Weingärten folgten. Insgesamt investierte er dafür 1.051 fl.

Am 5.3.1713 kaufte er um 280 fl vom Dreißigsteinnehmer (d.i. der königl. Mautner) Franz Pongrátz zwei Gärten „*neben dem Saliter Garten*“, zu dem im Dezember ein weiterer Garten durch Tausch hinzukam. Damit lag das Areal für einen stattlichen „Gutshof“ vor, mit dessen baulicher Realisierung Herdegen umgehend begonnen haben dürfte. Bei den Inwohnern seiner Holdensiedlung handelte es sich vermutlich zu einem geringen Teil um Saliterknechte, überwiegend dürften diese als Landarbeiter im Herdegenschen Großgrundbesitz zum Einsatz gekommen sein. Der Bedarf ist vorhanden, denn das Jahrespensum eines einzelnen Hauern umfasst zu dieser Zeit zwei bis drei Pfund Weingartenfläche, vom ersten Fastenhauen bis zur Lese gerechnet. Für die intensive Weinwirtschaft spricht auch, dass das Schlössl einen

¹⁹ Sepp Gmasz: Weinbau vom Mittelalter bis zur Grundentlastung (1848). In: Neusiedler Jahrbuch, Bd. 10, 2007, S. 53–80.

²⁰ Vgl. zu frühen herrschaftlichen Gutsbetrieben Iván M. Balassa: Die Wohnungen der Gutshofknechte. In: Olaf Bockhorn, Wolfgang Slapansky (Hg.): Gutshofknechte und Saisonarbeit im Pannonischen Raum, Wien 1990, S. 83–95.

²¹ Sepp Gmasz: „...was massen wir arme Unterthanen allhier in Frau Kürchen leider also miserie der Zeit leben mießen...“. Diss. an der Uni Wien, Wien 1993, S. 84.

²² Neusiedler Stadtarchiv, Sign. J4, Bergbuch 1709–1754.

„schönen, großen und in derselben ganzen Revier seinesgleichen nicht habenden Keller“ besaß.²³

Als am 18.3.1719 Johann Ludwig von Prete, Regent der Kais. Hofpfarre von St. Michael, die Nachfolge von Herdegen antrat, übernahm er auch dessen 129 Pfund Weingärten um einen Preis von 1.080 fl.

Schon nach vier Jahren, am 3.5.1723, gab Prete seinen Besitz laut Bergbuch an die „gnetige Frau Jacobina“ weiter, in der wir jene Frau von Schropp zu sehen haben, unter der die oben zitierte Beschreibung des Schloßls erfolgte. Mit einem weiteren Besitzerwechsel zu Franz Joseph á Sole, der schon wenige Wochen nach der Übernahme im April 1767 starb, kam es zur Aufsplitterung des „Saliterischen Dominikalgrundes“. Die Herrschaft Ungarisch Altenburg verkaufte die Weingärten und Äcker an einzelne Bauern aus Neusiedl und Gols. Damit dürften aber auch die Holden des Saliterhofes ihre „angestammten“ Arbeitsmöglichkeiten verloren haben.

Gleichzeitig trat für sie eine Änderung in den Robotleistungen in Kraft: Wie die Inwohner im Markt, hatten auch die Saliterhöfler bestimmte Robotdienste für die Gemeinde zu erbringen. Als behauste Inwohner waren ihnen jährlich 18 Tage „Handrobot“ vorgeschrieben. Hauptsächlich wurden sie dabei von der Gemeinde zum Brieftragen in umliegende Ortschaften eingesetzt.

Mit der Übernahme des Saliterhofes in die Administration der Herrschaft Ungarisch Altenburg um 1780 reklamierte die Herrschaft eigenmächtig die Robotleistungen für sich. 1782 erging eine diesbezügliche Anordnung an die Marktgemeinde Neusiedl: „...daß die in dem nunmehr Herrschaftlichen, vorhin gewesten a Salayschen Salnitterhoff zu Neusidl am See in 25 Holden Wohnungen befindlichen Holden und Inwohner in Zukunft zur Herrschaftlichen Roboth, wo es die Nothwendigkeit erfordert, gezogen werden wollen, denn zum unterthänigen Markt Neusidl am See.“²⁴ Als Abgeltung für die Akquirierung der Robot bot die Herrschaft dem Markt Neusiedl jährlich 500 Mandl Stroh aus dem Hft. Zehent Stadl.

Dieses Gebot der Robotleistungen blieb bis Ende der 1930er-Jahre aufrecht! 10 Tage pro Jahr musste jedes Haus eine Arbeitskraft im Auftrag der Erzherzog Friedrichschen Güterdirektion als Rechtsnachfolger der ehemaligen Ungarisch Altenburger Herrschaftsgüter stellen. Vorwiegend betraf die 10-Tages-Robot Arbeiten in den Erzherzog Friedrichschen Weingärten in Neusiedl am See und Jois. Diese Regelung wurde erst obsolet, als sich die Saliterhöfler nach und nach – meist in den dreißiger Jahren – durch den Kauf ihrer Häuser endgültig aus der grundherrlichen Abhängigkeit lösten.

Zur Demographie des Saliterhofes

Eine erste Namensliste der Saliterhof Inwohner finden wir in einer Steuerliste („Taxa“) von 1736.²⁵ Hier sind 21 Familien aufgezählt, zusätzlich eine Witwe und mit dem Namen Christina vermutlich eine Magd als Wohnungsinhaberin.

Die Taxa von 1777 enthält 17 Inquillini namentlich, allerdings gleichen sich nur drei Familien mit der Namensliste von 1736. Diese große Fluktuation ist auch festzustellen im Vergleich mit der Konskription von 1788, die 20 Inwohner nennt.

²³ Esterházy Familienarchiv (wie Anm. 8), Bericht von 1734.

²⁴ Prashbuch. Private Hauschronik im Besitz von Paula Prash, S. 139f.

²⁵ Komitatsarchiv Moson, Taxa 1736, Sign. IV.A.502.b/16. Unter diesem Bestand auch die folgenden Steuerlisten.

Die zu dieser Zeit vergleichsweise geringe Zahl an Inwohnern könnte darauf hindeuten, dass manche Familien ein ganzes Haus mit zwei Wohneinheiten belegten. Die Inventare aus dieser Zeit spiegeln keineswegs den Eindruck prekärer Lebensverhältnisse wider. Im Gegenteil, fast alle Familien besaßen kleinere Weingärten, durchschnittlich 5 bis 10 Pfund (lb, für Librum), manche hielten sich sogar eine Melkkuh oder besaßen einen kleinen Hausgarten. Beim Mobiliar sind nicht selten ein Himmelbett, eine Hänguhr oder ein Teppich genannt, was als Ausdruck eines zumindest durchschnittlichen Lebensstandards gewertet werden kann. In fast allen Häusern fanden sich mehrere, allerdings nicht kostbare, Bilder als Wand schmuck. Einen ähnlichen Eindruck von Mittelklassequalität ergibt ein Blick auf die nachgelassenen Kleidungsstücke. Als Beispiel seien die Textilien aus dem Nachlass der Magdalena Zechmeister angeführt, die 1791 als Frau des Lorenz Zechmeister im Saliterhof starb:²⁶

<i>1 Kattunfarbenen Weiberrock</i>	<i>3 fl</i>	
<i>1 Silberfarbenen dto</i>	<i>2</i>	
<i>1 grüngestreiften Rock</i>	<i>1</i>	<i>45 kr</i>
<i>1 übertragenen dto</i>	<i>1</i>	
<i>1 übertragenes Pelzl</i>	<i>1</i>	<i>30</i>
<i>1 schwarzsamete Haubn</i>	<i>1</i>	
<i>1 rotsamete</i>		<i>30</i>
<i>1 alt weiß leinerne</i>		<i>10</i>
<i>1 Tischtuch mit rote Borten</i>		<i>36</i>
<i>4 ordinari Leintücher</i>	<i>1</i>	<i>51</i>
<i>2 Handtücher</i>		<i>12</i>
<i>7 neue Hembder a 1.30</i>	<i>10</i>	<i>30</i>
<i>2 Kottunene Halstüchl</i>		<i>40</i>
<i>1 seidenes dto</i>		<i>40</i>

Jakob Vollnhofer verstarb 1803 im Saliterhof, eine Witwe und drei Kinder aus erster Ehe hinterlassend. Sein Vermögen umfasste 10 lb Weingarten zu 100 fl, eine Melkkuh zu 20 fl und folgenden Kleiderbestand:

<i>1 übertragener Pelz</i>	<i>6 fl</i>	
<i>1 dto Rock</i>	<i>7</i>	
<i>1 dto Beinkleid</i>	<i>2</i>	
<i>1 blaues Ermel leibl</i>	<i>4</i>	
<i>2 Par übertragene Zischmen</i>	<i>5</i>	<i>45 kr</i>
<i>1 Budlhaube, 1 Hut</i>	<i>2</i>	<i>30</i>
<i>5 ord. Hembden a 45 kr</i>	<i>3</i>	<i>45</i>
<i>11 verschiedene Bilder, 1 Lampe</i>	<i>2</i>	<i>30</i>

Im Jahr 1815 werden „in domo Salnitrii“ 31 Inwohner gezählt. Einige der genannten Namen bleiben bis in die jüngste Geschichte herein geläufig: Nusser, Göschl, Gumatz, Schaffrian oder Ochs. Eine unfassbare Katastrophe brachte die Cholera-Epidemie des Jahres 1831. Die Seuche brach Ende August im Saliterhof aus und forderte innerhalb von 4 Wochen 50 Todesopfer allein im Saliterhof. Unter den Verstorbenen waren nur 14 Kinder unter 15 Jahre

²⁶ Stadtarchiv Neusiedl, Abmittlungsbücher, Sign.F (1662–1853).

alt, alle übrigen waren Erwachsene.²⁷ Der Grund für die verheerende Ausbreitung der Seuche lag vermutlich in den beengten Wohnverhältnissen und in dem von den Holden benützten und verseuchten Gemeinschaftsbrunnen.

Die unzureichenden hygienischen Bedingungen spiegeln sich auch in den Geburts- und Sterbematriken der Pfarre Neusiedl am See. Von 1871 bis 1884 wurden im Saliterhof 87 Kinder geboren. Davon wurden 52 Kinder nicht älter als zwei Jahre. Das ergibt eine Kindersterblichkeit von 60,4 %.²⁸

Schon um die Jahrhundertwende stellte sich die Statistik der Kindersterblichkeit infolge der Fortschritte in der Geburtsmedizin ganz anders dar. Im Zeitraum von 1895 bis 1908 kamen im Saliterhof 89 Kinder auf die Welt, davon starben nur 14 Kinder innerhalb von zwei Jahren, was einer Kindersterblichkeit von 6,36 % entspricht.

Diese Entwicklung zur Großfamilie führte zu einer radikalen Veränderung im Sozialgefüge der Salitersiedlung. Die kleinen Wohneinheiten, ursprünglich für vier- bis fünfköpfige Familien gedacht, mussten nun Familien mit bis zu zehn Kinder aufnehmen. Die Gliederung des exakt 19,58 m² großen Wohnraumes war vor allem durch die Situierung der elementarsten Möbel wie Betten, Esstisch und Sessel bestimmt. Im Winter musste auch noch Platz für einen Aufsatzofen geschaffen werden. Die aus einer solchen Wohnsituation sich ergebende psychische Belastung für das innerfamiliäre Zusammenleben lässt sich unschwer errahnen. Unweigerlich führte das auch zu Störungen des Makro-Klimas der Siedlergemeinschaft. Dazu kamen die widrigen Zeitumstände – Erster Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise –, die eine Entwicklung verstärkten, welche die ohnehin schon Not leidenden Familien in existentielle Ausweglosigkeit trieben. Die illegale Beschaffung von Nahrungsmitteln, das Stehlen von Gemüse und Feldfrüchten, das Wildern mit Fallen gehörten zur täglichen Überlebensstrategie. Manche Bauern im Ort zeigten dafür Verständnis, andere suchten die widerrechtlichen Aneignungen mit drastischen Mitteln zu verhindern. Einige der von Jugendlichen begangenen Delikte kamen auch zur polizeilichen Ahndung.²⁹ Die Öffentlichkeit sah den Saliterhof als Outlaw-Zone, die tunlichst gemieden wurde.³⁰ Die soziale Kluft zwischen der Bauernschaft und den Arbeitern aus dem Saliterhof drückt ein aus dieser Zeit kolportierter Spruch eines Bauern aus: „I wird do mei Kind nit an Häusler gebn!“

Armut und fehlende Lebensperspektiven prägten das Dasein auch während der Zeit der russischen Besatzung. Mit der wirtschaftlichen Besserstellung ab den sechziger Jahren setzte eine Welle der Abwanderung aus dem Saliterhof ein. Wer nicht schon vorher in Wien einen Job als Hausmeister oder in ähnlichen Positionen gefunden hatte, dem bot sich nun durch die Stadtgemeinde eine günstige Gelegenheit, sich auf der Sandgstätten der Wienerstraße oder auf dem Goldberg ein Haus zu bauen. Die Stadt bot hier Grundstücke zu einem Quadratmeterpreis von 1.- ÖS an. Der Goldberg und die Wienerstraße wurden so zu einer Exilsiedlung

²⁷ Wolfgang Knabl, Stefan Lang: 1831 – Cholera in Neusiedl am See. In: Neusiedler Jahrbuch, Bd. 3, 2000, S. 51–62.

²⁸ Matrikenbücher der Pfarre Neusiedl am See, Archiv der Stadtpfarre.

²⁹ In einem Polizeiakt des Jahres 1959 findet sich dazu folgende Notiz: „Die arbeitslosen N.N. verabredeten sich gemeinsam Einbruchsdiebstähle zu begehen, um mit dem Erlös der Beute ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.“ Neusiedler Polizeiarchiv.

³⁰ „Die Insassen verfluchen es, die Dorfleute machen einen weiten Bogen herum.“ Dieses Zitat zur öffentlichen Wahrnehmung von Meierhofsiedlungen in Westungarn aus János Gerse: Ergänzende Angaben zur Geschichte der Meierhöfe des Komitats Vas und der in den Domänen beschäftigten Gutsarbeiter. In: Bockhorn, Slapansky 1990 (wie Anm. 20), S. 76.

mehrerer Familien aus dem Saliterhof. In die von ihnen verkauften Häuser zogen neue Besitzer ein. Zum Großteil wurden die alten Holdenhäuser in den einstigen Hofzeilen umgebaut oder man errichtete an ihrer Stelle neue und größere Wohnhäuser sowie Geschäftslokale. Damit hat sich das äußere Erscheinungsbild des Saliterhofes grundlegend gewandelt. Von den gleichsam angestammten Familien leben heute nur noch sechs im Saliterhof.



Abb. 5: „Gartl“ des Hauses Nr. 17 um 1960.

Zwei Einzelbiografien fürs Ganze

Die älteste heute lebende Gewährsfrau aus dem Saliterhof ist Maria Novak, geborene Masak, Jahrgang 1919. Sie lebte mit den Eltern und fünf Geschwistern zu acht in einem Zimmer. Der Vater war Hilfsmaurer und Tagelöhner. Die Küche teilten sie mit der Familie Janovsky, welche in der anderen Hälfte des Hauses wohnte. Allerdings war die offene Rauchküche im Winter nicht benutzbar, weil die Eingangstüre des Hauses nur aus Brettern zusammen genagelt war und keinen Schutz gegen die Kälte bot. Die Waschgelegenheit in der schöneren Jahreszeit war für alle der nahe Ganslsee, wo die Bauern ihre Pferde säuberten. Das Klo stand im Hof. Es gab für jede Häuserzeile, also für etwa 30 Familien, insgesamt vier gezimmerte Latrinenklos.

Maria Novak besuchte die Volksschule im Kloster, wo sie in der vorletzten Reihe sitzen musste, obwohl sie eine der besten Schülerinnen war. Weil der Vater sich die Schulbücher nicht leisten konnte, ist sie mit der sechsten Klasse „ausgeblieben“. Mit 13 Jahren begann sie als Weingartenarbeiterin bei der Familie Edthofer. Um 5.00 Uhr früh war Treffpunkt für die jungen Arbeiterinnen, dann ging es zu Fuß in die Weingärten, um 8.00 Uhr abends verließen sie das Haus ihres Arbeitgebers. Als Neunzehnjährige verliebte sie sich in einen Soldaten aus Donnerskirchen, den sie im Jänner 1939 heiratete, um „endlich aus dem Saliterhof heraus zu

kommen.“ Ihr Mann wurde aber sofort bei Kriegsausbruch eingezogen. Innerhalb der nächsten Jahre gebar sie drei Kinder, ehe ihr Mann 1945 im Raum Dresden fiel.

Mit ihrem zweiten Mann lebte sie etwa 30 Jahre lang als Inwohner in der Oberen Hauptstraße, ehe sie sich ein Haus in der Goldbergstraße erbauten. Mit Stolz erzählt sie, dass sich auch alle ihre Geschwister, obwohl sie nur Hilfsarbeiter gewesen wären, ein eigenes Haus bauen konnten.

Ludwig Depauly wurde 1934 im Saliterhof geboren. Er lebte mit acht Geschwistern und den Eltern in einem Raum, wobei noch ein weiteres Kind bald nach der Geburt gestorben war. Das Zimmer hatte einen Bretterboden, die Einrichtung bestand aus vier Betten, einem Tisch mit drei Sesseln, einer Petroleumlampe und einem Aufsatzofen, der im Winter aus der Küche ins Zimmer geholt wurde. Vater schlief mit den fünf jüngsten Kindern in einem Doppelbett, die zwei ältesten Schwestern und Brüder teilten sich jeweils ein Bett, die Mutter – nach einem Schlaganfall halbseitig gelähmt – hatte ein eigenes Bett.

Der Vater arbeitete am Schießplatz in Bruck/Leitha, brachte aber selten das Geld nach Hause, weil er alles verspielte. Oft gab es zu Hause Gewaltausbrüche mit Schlägen für die Kinder und auch für die Mutter.

Zum Frühstück gab es meist Einbrennsuppe mit hartem Brot. Zu Mittag Erdäpfelzuspeis, Bohnensterz, gebackenen Reis; sonntags manchmal Hendl oder Hasen aus dem eigenen Stall und selten auch Rindfleisch. Aber Fleisch war nur für den Vater da, die anderen mussten sich mit der Suppe begnügen. Wie jede Familie im Saliterhof hielten sich auch die Depauly neben Hühnern und Hasen eine Geiß für die Milch.

Die Kinder gingen regelmäßig stehlen: Paradeiser, Weintrauben, Kirschen und Gemüse. Sie hatten schon eigene Steige durch die Gärten, aber oft lauerten ihnen Bauern auf und sie bekamen Schläge.

Als Buben fingen sie Stieglitze, die sie in Käfigen vor den Häusern hielten. Dazu sammelten sie Mistelzweige und verkochten die Beeren zu einer klebrigen Masse. Damit beschmierten sie die Ruten, die dann im Dornengebüsch verästelt wurden. Sie fingen auch Krähen, aus denen die Mutter eine „Kranersuppe“ machte. Nach der 6. Klasse Volksschule ging er zu Bauern arbeiten, wo er wenigstens das Essen hatte.

Zu Weihnachten gab es einen Christbaum mit ca. 1 m Länge, der wegen Platzmangels an die Decke gehängt wurde. Geschmückt war der Baum mit in Stanniolpapier gewickelten Nüssen. Wie seine Geschwister wollte Ludwig Depauly so früh wie möglich aus dem Saliterhof weg. Er ging als Mechaniker nach Vorarlberg, wo er heiratete. Nach dem Tod der Mutter (1957) verkauften die Geschwister das Haus, um ihr mit dem Geld einen Grabstein setzen zu können.

Ort des Gedächtnisses

Von den um 1980 noch relativ einheitlich gegliederten Häuserzeilen sind heute nur noch zwei „halbe“ Häuser in ihrem aus der Bauzeit vermuteten Originalzustand übrig geblieben. Sie befinden sich in einem desolaten Zustand und sollten nach den Vorstellungen der heutigen Anrainer längst abgerissen werden. Durch die Forschungsarbeiten und die vielen Gespräche mit den einstigen Saliterhofbewohnern ist aber ein Erinnerungsprozess in Gang gekommen, der vielfach zum Wunsch nach Erhalt wenigstens einer der überkommenen Holdenwohnungen geführt hat. Dieses Haus könnte ein Ort des Gedächtnisses sein, in dem sie ihre eigene Geschichte und die ihrer Vorfahren wieder finden. Die Region Neusiedlersee wurde 2001 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erhoben. Der Saliterhof repräsentiert die

Lebenswelt einer sozialen Gruppe, die dieses kulturelle Erbe von unten mitgeprägt hat und der kaum noch öffentliche Denkmäler gesetzt wurden. Ein kleiner Raum des Erinnerns, vielleicht auch als Ausdruck einer späten Solidarität und Wiedergutmachung.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Sepp Gmasz, Foto 1982.

Abb. 2: Sepp Gmasz, Original-Gemälde im Privatbesitz.

Abb. 3: Neusiedler Stadtarchiv.

Abb. 4: TU Wien.

Abb. 5: Neusiedler Stadtarchiv.

WOLFGANG GÜRTLER

Zur Geschichte des Wagnerhandwerks im heutigen Burgenland vom 17. bis ins 19. Jahrhundert

Der Jubilar hat bereits 1965/66 im Zuge der Feldforschung in Wolfau den Bereich „Transport- und Anbaugeräte“ gewählt¹ und diesen auch, allerdings für eine ganze Region, in seiner Dissertation abgehandelt². Die Begeisterung für das heutige Burgenland führte dazu, dass er sein Wissen über Arbeit, Haus und Gerät in diesem jungen Bundesland auch in seiner Habilitationsschrift³ darlegte. Doch auch danach publizierte er immer wieder Beiträge zur „geistigen“ und materiellen Kultur dieser Region⁴. Deshalb hoffe ich, dass ihn dieser kleine Beitrag, der seine beiden Interessensgebiete gleichzeitig behandelt, interessiert.

Im hier behandelten Raum sind Wagner als Berufsbezeichnung bzw. zur näheren Bestimmung bei Personen mit gleichem Vornamen, somit als Vorläufer der Familiennamen, etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts schriftlich erwähnt. So kommt Wagner zumindest als Name 1438 in einer Teilungsurkunde der Herrschaft Schlaining vor⁵; ein „Georig“ (Georg), der vermutlich wirklich Wagner gewesen war, ist im Urbar von 1500 in der Stadt Eisenstadt verzeichnet⁶.

Bis zum Beginn der Neuzeit wohnten und arbeiteten die Handwerker in den Städten, wo auch die jeweilige Zunft ihren Sitz hatte. Da es in Westungarn (und damit auch im heutigen Burgenland), wie im gesamten Königreich Ungarn, kaum Städte gab (ab 1462 Schlaining, verlor das Stadtrecht jedoch bald wieder, seit 1373 Eisenstadt und seit 1681 Rust; Güssing wird 1676 ebenfalls als Stadt bezeichnet; siehe weiter unten), waren die in diesem Raum, meist in Siedlungen mit dem Marktrecht („Markt“), ansässigen Handwerker Mitglieder in städtischen Zünften. Die im Komitat Ödenburg/Sopron Wohnhaften meist in Wien oder Wiener Neustadt, später auch in Preßburg/Bratislava oder Ödenburg/Sopron; die im Komitat Eisenburg/Vas lebenden Professionisten in Steinamanger/Szombathely (Stadtrecht 1407). Etwa ab dem Beginn des 17. Jahrhunderts erhielten auch in Märkten ansässige Handwerker Hand-

¹ Olaf Bockhorn: Transport- und Anbaugeräte. In: Burgenländisches Landesmuseum (Hg.): Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. Durchgeführt mit Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von Károly Gaál. Eisenstadt 1969 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland Bd. 42), S. 382–415.

² Ders.: Die Fahrzeuge im Mühlviertel – Geräte- und Wirtschaftsformänderung. Wien 1971 (Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der philosophischen Fakultät Wien).

³ Ders.: Arbeit – Haus – Gerät im Burgenland: Untersuchungen zur bäuerlichen Kultur. Wien 1984 (Habilitationsschrift an der philosophischen Fakultät der Universität Wien).

⁴ Zuletzt etwa: Zwischen Magie und Empirie: Tiermedizin im Seewinkel. In: Veronika Plöckinger-Walenta und Gerhard J. Winkler (Hg.): Alltag und Handwerk im pannonischen Raum [...] Festschrift für Wolfgang Gürtler. Eisenstadt 2011 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 118), S. 41–59. Siehe weitere Beiträge in der Bibliographie in diesem Band.

⁵ Harald Prickler: Schlaining im Mittelalter. In: Stadtgemeinde Stadtschlaining (Hg.): Stadtgemeinde Stadtschlaining. Festschrift zur Stadterhebung der Stadtgemeinde Stadtschlaining am 1. Oktober 1991 mit den Ortsteilen: Altschlaining, Drumling, Goberling, Neumarkt im Tauchental und Stadtschlaining. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage, Stadtschlaining 2006, S. 37.

⁶ Harald Prickler: Eisenstadt im Überblick – ein historisches Mosaik. In: Harald Prickler und Johann Seedoch (Hg.): Eisenstadt. Bausteine zu seiner Geschichte. Eisenstadt 1998, S. 23.

werksordnungen, anfangs meist noch vom Landesherrn, später auch vom Besitzer einer Herrschaft ausgestellt.

Dies waren im nördlichen und mittleren Burgenland, daran sei erinnert, seit 1445 die Habsburger, nachdem Herzog Albrecht VI., der Bruder Friedrichs III., Eisenstadt und Hornstein erobert hatte; Friedrich III. hatte zuvor die Herrschaften Forchtenstein, Landsee und Kobersdorf von den Grafen von Forchtenstein als Pfand an sich gebracht⁷. Dieser „status quo“ wurde im Friedensvertrag von Preßburg 1491 bestätigt⁸. „Staatsrechtlich“ blieben diese Herrschaften weiter Teil des Königreiches Ungarn; sie wurden jedoch von der Niederösterreichischen Kammer verwaltet. Dies führte dazu, dass sie im Bewusstsein der Zeitgenossen als nicht zu Ungarn, sondern als zu „Österreich unter der Enns“ betrachtet wurden. So steht etwa in der Handwerksordnung („Ordnung Und Handwerks Artichel“) der Hufschmiede für die Herrschaft Kobersdorf aus dem Jahr 1614⁹, diese gelte für die „Meyster und Gesellen Des Ehrsamem Hueffschmid Handwerchs In der Herrschafft Kobilstorff In Osterreich under der Enß“ [!].

1622 musste Kaiser Ferdinand II. die Herrschaften Forchtenstein und Eisenstadt an Graf Nikolaus Esterházy im Tausch gegen dessen Herrschaft Munkács verpfänden, jedoch ohne die Stadt Eisenstadt¹⁰. Als absehbar wurde, dass Nikolaus Esterházy die Herrschaft kaufen würde, erwirkten die um ihre Privilegien fürchtenden Bürger durch die Bezahlung von 16.000 Gulden und der unentgeltlichen Lieferung von 3000 Eimern Wein an den Kaiserhof am 26.10.1648 die Erhebung der Stadt Eisenstadt zur königlichen Freistadt, gerade noch rechtzeitig, denn noch vor Jahresende wurde Nikolaus zum Eigentümer der Herrschaft¹¹.

Bereits 1626 gelang es Nikolaus Esterházy, die Herrschaften Forchtenstein und Kobersdorf „wieder Ungarn eingliedern zu lassen“¹²; und „am Generallandtag von Preßburg des Jahres 1647 und mit den nachfolgenden, wieder in Eisenstadt geführten Verhandlungen unterstellte man noch im September desselben Jahres fast ganz Westungarn einer uneingeschränkten ungarischen Souveränität“¹³. Damit verschwindet allmählich der Einfluss der Zünfte des Erzherzogtums unter der Enns (vor allem Wien und Wiener Neustadt, mit Ausnahme derjenigen, deren Wirkungsbereich sich ausdrücklich auch auf Ungarn erstreckte, wie etwa die der Wiener Wagnerzunft und die der Maurer- und Steinmetzen) und es beginnt eine Periode, in welcher die Grundherrn Zunftgründungen genehmigen und Handwerksordnungen erlassen.

Zwar konnten die Schmiede, gelegentlich auch Hufschmiede genannt, und ebenso die Wagner grundsätzlich auch alleine Waren produzieren; die Wagner jedoch können ihr wichtigstes Erzeugnis, den Wagen (der deshalb auch zu ihrer Berufsbezeichnung führte), nicht ohne die Mithilfe der Schmiede anfertigen. Deshalb gab es neben Zünften für Schmiede und solchen für Wagner auch Zünfte, in welchen beide vereinigt waren. Vor allem im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, als zumindest einige Wagner auch „Luxusfahrzeuge“, wie etwa Kut-

⁷ Prickler 1998 (wie Anm. 6), S. 20.

⁸ Ebd., S. 21.

⁹ Győr-Moson-Sopron Megye Soproni Levéltár [Komitat Győr-Moson-Sopron, Soproner Archiv], IX.1.5.d.a. Dazu: Gerald Schlag: „Aus Trümmern geboren ...“. Burgenland 1918–1921. Eisenstadt 2001 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 106), S. 20–21.

¹⁰ Prickler 1998 (wie Anm. 6), S. 44.

¹¹ Prickler 1998 (wie Anm. 6), S. 46.

¹² Prickler 1998 (wie Anm. 6), S. 44.

¹³ Schlag 2001 (wie Anm. 9), S. 25.

schen, herstellten, entstanden dann Zünfte, in welchen auch noch Sattlermeister, also 3 Professionen, gemeinsam Mitglieder waren.

Orientiert man sich an der frühesten überlieferten Jahreszahl, dann stammt der älteste mir bekannte Nachweis von „zünftigen“ Wagnermeistern im heutigen Burgenland aus dem Jahr 1593. In diesem Jahr erhalten, so der entsprechende Eintrag im „Quellenmaterial-Kataster“, die Wagner in der Herrschaft Bernstein eine Handwerksordnung. Das Original, das im 2. Weltkrieg vernichtet wurde, befand sich im Ungarischen Nationalmuseum¹⁴.

Allerdings ist nicht auszuschließen, dass die entsprechende Zunft in der (damals „grundherrschaftlichen“) Stadt Eisenstadt eventuell früher entstand. Ein entsprechender Hinweis findet sich in der Handwerksordnung der städtischen (bürgerlichen) Hufschmiede, die „Richter und Rath“ am 12.09.1602 bestätigt haben. In dieser wird die Notwendigkeit der Errichtung dieser Zunft damit begründet, „weiln N. die Maister des Wagner Handtwerchs“ mit welchen sie eine gemeinsame Zunft gehabt hatten, „von Ihnen außgesetzt“¹⁵. Diese gemeinsame Zunft muss daher vorher existiert haben. Nachdem dann die beiden Zünfte über 100 Jahre nebeneinander existiert hatten, bekamen sie am 26.05.1736 von „Richter und Rath“ der königlichen Freistadt die Genehmigung, nunmehr wieder in einer gemeinsamen Organisation vereint zu sein. Für die „Artikel“ verwendeten sie eine Ordnung, welche die Wagner laut ihrer Aussage 1650 [!] von Kaiser Leopold I. erhalten hatten¹⁶. (Zur Erinnerung: geb. 1640, gest. 1705; König von Ungarn 1655, römisch-deutscher Kaiser seit Juli 1658; es dürfte ein Schreibfehler sein. Ottó Domonkos¹⁷ gibt die Jahreszahl mit 1655 an).

Vermutlich 1629 (oder 1628) genehmigte Graf Nikolaus Esterházy (noch als Pfandinhaber) den Schmieden und Wagnern der Herrschaft Eisenstadt eine Handwerksordnung. Diese kenne ich leider nicht; ihre Existenz ergibt sich jedoch aus der am 10.08.1629 genehmigten Gesellenordnung, welche die ihnen „vorhin“ erteilte Meisterordnung ergänzt¹⁸. Diese enthält auch einige Hinweise auf spezielles Handwerksbrauchtum. So findet sich im Artikel 3 der Hinweis, dass die Gesellen dem neu gewählten „Vatter“ bei der ersten Zusammenkunft des Jahres (Sonntag nach Jahresbeginn) ein Geschenk überbringen („das geschenckh und Huefeisen Nach altem Gebrauch tragen“). Artikel 5 schreibt vor, dass ein „frembder Gesell Schmid oder Wagner“ [...] der „Zuor nit in der Zech gearbeith hat“, für „die Brauth“ acht Pfening „zu erlegen“ hat. Artikel 14 geht auf ein Aufnahmeitual ein, das aus einem freigesprochenen Lehrling erst einen Gesellen machte. Dieser bestimmt Folgendes: Es soll kein Schmied „Bey Offner Laad sitzen, er habe sein Gesellen Namen, Waß aber die Wagner gesellen belangen thuet, Wirt kainer gezwungen daß er sich waschen Lassen soll, er thue es dann gern umb ihm selbs, und solle Ihnen gleichwohl bey Offner Laad Zu sitzen erlaubt sein, das geschicht umb der Ursach wüllen, daß Inn disen Landen nicht der Brauch ist, daß sich die Wagner Gesellen Waschen Lassen“. Leider habe ich in der einschlägigen Literatur darüber keine Erklärung gefunden. Zum kontrollierten Umgang mit Alkohol verpflichtete der Artikel 16, denn „Wann

¹⁴ István Éri, Lajos Nagy, Péter Nagybakay: A Magyarországi céhes kézműipar forrásanyagának katasztere (Quellenmaterial-Kataster des zünftigen Handwerks in Ungarn), Bd. 2, Budapest 1976, S. 125.

¹⁵ Archiv der Freistadt Eisenstadt, Zunftarchiv, VIII/1.

¹⁶ Ebd., VIII/89.

¹⁷ Ottó Domonkos: Fa es fafeldolgozó ipar (Ács, asztalos, kádár, bognár, esztergályos, kulacskészítő). [Holz und holzverarbeitendes Handwerk (Zimmerer, Tischler, Binder, Wagner, Drechsler, Feldflaschen-Erzeuger)]. In: Ottó Domonkos (Hg.): Kézművesség. [Handwerk] Budapest 1991 (= Magyar Néprajz, Bd. 3), S. 141.

¹⁸ Eötvös Loránd Tudományegyetem [Eötvös Loránd Universität Budapest], könyvtár [Bibliothek] kéziratár [Handschriftensammlung], b2 czechlevelek, XXVI. 5.

sich ein Gesell Schmid oder Wagner also mit Wein überfüllen thete, daß er denn selben **Reu-erendo** [Hervorhebung im Original] wider von Im Brechen wurd, der soll um ein Bindt [Pint] Wein gestrafft werden ...“. Die Arbeit der Gesellen und ihre Bezahlung (auch das Trinkgeld) behandeln die Artikel 29 und 30. Ich muss gestehen, das mir nicht alle hier verwendeten Termini geläufig sind, daher gebe ich sie ohne Kommentar vollständig wieder, in der Hoffnung, der Jubilar wird deren Sinn schon verstehen.

„Es Wirt auch Zum Neundt Zwaintzigisten begriffen, Waß dem Schmiden für Trinckgelt Passiert wirdt als Nemblich den Rossen Ader schlagen, Nifel (?) Reisen, Im Maulraumen, daß Käst, Hauen und Krampen Spitzen von den Hauern, Item einem//Frembden Fuhrman die Eisen anziehen, seinen Rossen, oder H[?; im Knick]ten so sollen ihme Vier Nagel Zum drinckgelt Passiert sein, deß gleichen ein alts glid an einer Klainen Arbeith ein anstoß, welches In ainer Hitz kann Verzicht Werden. Zum Dreissigisten und Schließlichen Solle auch//Denen Wagner Gesellen Zum Drinckgelt Passiert sein, ein baar [?; im Knick] Weinbaumb auff Zu Wägnen, mit sampt Küpffen und Gällinigl, Item Ainschichtige Küpffen, Ainschichtige Dritl, Schlaipff spächen, Rad Zwickhen, Ax Negl, Rad auß Zu Boren, die nit in seiner Werch statt gemacht sindt worden//Ainschichtige Schwingen, und Creütz Scheübruhen Rädrl [?; im Knick] Zu machen. So aber ein Gesell nach dem stuckh Arbeyt, und flicket ettwan Helling auff, oder Spächen ein, ist Ihme der Maister von einer H(?)elling ein Creützer, und von einer Spächen Zween Pfenning Schuldig Zu Bezahlen//“.

Allerdings bestand diese vereinigte Zunft nicht lange. Wann sich die beiden Handwerke getrennt haben, ist für mich nicht mit Sicherheit feststellbar. Tatsache ist, dass die Wagner sich bereits am 06.11.1630 eine „beglaubigte Abschrift“ der Wagnerordnung für das „Herzogtum unter der Enns“ („Wiener Handwerksordnung“) besorgten¹⁹. Es ist mir nicht bekannt, wann diese vom Grafen bestätigt wurde. Vermutlich spätestens vor dem 12.03.1635, denn an diesem Tag erhielten die Hufschmiede in der Herrschaft Eisenstadt von ihm eine eigene „Ordnung oder Artickhls brieff“. Diese Ordnung wurde am 14.08.1750 von Fürst Paul Anton zwar bestätigt, er berücksichtigte dabei jedoch einige Vorschläge, die ihm seine Beamten gemacht hatten. Diese Änderungen betrafen einerseits den Geltungsbereich: als Resultat von Verhandlungen zwischen den Eisenstädter und Purbacher Hufschmieden traten die 2 Meister aus Donnerskirchen und die 3 Meister aus Oslip der Purbacher Organisation bei, ebenso die 3 Meister aus Breitenbrunn, die bis 1717 eine eigene Zunft hatten, die sie auflösten. Andererseits befahl der Fürst auch, dass die in den erwähnten Ortschaften tätigen Wagner ebenfalls in diese Schmiedezunft (!) aufzunehmen seien²⁰.

1702 erhielten die Wagner der Herrschaft Eisenstadt von Fürst Paul I. Esterházy, eine Bestätigung ihrer „von alters aufgerichter ordnung“ (offenkundig der von 1630/35)²¹. Ein weiteres, unvollständiges Exemplar dieser Handwerksordnung (es umfasst den Schluss des Artikels 4 und endet mit dem Beginn des Artikels 16 der Gesellenordnung) befindet sich im ungarischen Staatsarchiv²².

¹⁹ Győr-Moson-Sopron Megye Soproni Levéltár, IX.1.3.d.b/1.

²⁰ Győr-Moson-Sopron Megye Soproni Levéltár, IX.1.3.d.b.

²¹ Győr-Moson-Sopron Megye Soproni Levéltár, IX.1.8.d.p.

²² Magyar Országos levéltár, A (Magyar kancellária) 72/79.

Graf Franz Nádasdy genehmigte am 03.02.1644 den Schmieden und Wagnern in seinen Herrschaften Creutz (Deutschkreutz), Lockenhaus und Closter (Klostermarienberg) die Errichtung einer gemeinsamen Zunft und bestätigte deren Handwerksordnung. Als Vorlage für diese hatten sie eine Abschrift der Zunft der Wagner und Schmiede in Neckenmarkt vorgelegt. (Allerdings ist mir aus der Literatur diese Zunft nicht bekannt.) In ihr wird für beide Handwerke kein Meisterstück vorgeschrieben! 1717 lässt Fürst Michael Esterházy noch die Verpflichtung des Handwerks, zu Fronleichnam an der Messe und an der anschließenden Prozession hinter der Fahne teilzunehmen, in die Handwerksordnung einfügen und bestätigt diese dann. Schließlich erhielten sie 1780, den neuen gesetzlichen Bestimmungen entsprechend, eine Handwerksordnung von (Königin) Maria Theresia.

In der Bibliothek der Eötvös Loránd Universität in Budapest befindet sich eine „Artickel und Puncten Abschrift Der Wagner Von Rechnitz“ betitelte Handwerksordnung²³. Es ist dies eine am 18.03.1663 vom Stadtschreiber der Stadt Güns beglaubigte Abschrift der Ordnung der Wagner in der königlichen Freistadt. Diese war den Günser Meistern von „Richter und Rath“ am 18.10.1627 bestätigt worden; als Vorlage hatten sie eine beglaubigte Abschrift der „Wiener Ordnung“ verwendet. Da auf ihre eine Bestätigung fehlt, weiß ich nicht, ob sie den Meistern zu einer eigenen Zunft im Markt Rechnitz verholfen hat.

Graf Christoph Batthyány genehmigte den Hufschmieden und „Krumpholz“ in seiner „Stadt und Herrschaft Güssing“ am 02.09 1676 eine Handwerksordnung²⁴. Als Vorlage präsentierten die Meister eine beglaubigte Abschrift der Ordnung der Hufschmiede (ohne Wagner!) von Schlaining, vermutlich die aus dem Jahre 1669²⁵. Diese wurde dann auch für beide Professionen übernommen und mit den Artikeln 20 bis 23 speziell für die Wagner (20 verzeichnet die Preise für Wagnerprodukte und Reparaturarbeiten, 21 verbietet bei Strafe, die angeführten Preise zu unterbieten, 22 regelt den Wochenlohn, 23 das Trinkgeld des Gesellen) ergänzt.

1688 genehmigte Kaiser Leopold I. den Schmieden und Wagnern in der Herrschaft („Graffschafft“) ungarisch Altenburg die Errichtung einer Zunft, mit dem Sitz in Neusiedl²⁶.

Am 01.02.1697 bestätigte Fürst Paul Esterházy den Schmieden und Wagnern in seiner Herrschaft Kittsee die Handwerksordnung²⁷; die derjenigen der Purbacher entsprach. Diese wurde dann am 15.12.1714 von Fürst Michael wieder neu bestätigt.

Am 12.06.1702 genehmigte Fürst Paul den Schmieden und Wagnern aus dem Markt Lutzmannsburg und der Herrschaft Güns die Handwerksordnung²⁸; ihre Grundlage war eine von der „Wiener Hauptlade“ beglaubigte Abschrift der Wiener Ordnung.

Von Fürst Michael erhielten am 24.03.1715 die die Schmiede und Wagner in der Herrschaft Frauenkirchen eine Handwerksordnung.²⁹

²³ ELTE könyvtár kezir., Czéhlevelek LIV. 1.

²⁴ ELTE könyvtár kezir., Czéhlevelek XXVI. 12.

²⁵ Diese befand sich im Ungarischen Nationalmuseum und wurde im 2. Weltkrieg vernichtet. „Quellenmaterial-Kataster“ (wie Anm. 14) Bd. 2, S. 121.

²⁶ ELTE könyvtár kezir., Czéhlevelek XXVI. 13.

²⁷ ELTE könyvtár kezir., Czéhlevelek XXVI. 16.

²⁸ ELTE könyvtár kézir., Czéhlevelek XXXVI. 18.

Die Zielsetzung dieses Beitrages ist es primär, darzustellen, wann und wo im (heutigen) Burgenland Zünfte für Wagner (oder Schmiede und Wagner) errichtet wurden. Darüber hinaus will ich aber doch auch den Inhalt einiger Artikel aus einzelnen Handwerksordnungen mitteilen.

Dabei beschränke ich mich weitgehend auf solche, die das (Berufs-)Leben der Mitglieder bestimmten. So wird etwa die Lehrzeit mit 3 Jahren festgelegt, ebenso betrug die Dauer der Wanderschaft 3 Jahre. Außerdem musste ein von auswärts kommender („fremder“) Geselle, der in einer Zunft Meister werden wollte, eine festgelegte Zeit (in Güssing: „aine geWisse Zeit“, in Ungarisch Altenburg ein Jahr, in Kittsee und Frauenkirchen 2 Jahre) arbeiten, bevor er Meister werden bzw. mit der Anfertigung des Meisterstückes beginnen konnte. Diese Zeit wurde häufig als „Mutjahr“ oder „Muthjahr“ bezeichnet.

Das Verhalten bei der Arbeitssuche, am Arbeitsplatz, bei den Zusammenkünften der Zunft und sogar in der Freizeit (das Verbot, [vermutlich um Geld] zu spielen, oder das Verhalten im Umgang mit Personen des anderen Geschlechts) war strengen Regeln unterworfen, deren Übertretung mit Strafen von Seiten des Handwerks – bis hin zum temporären Arbeitsverbot bzw. sogar zur Auslieferung an das Gericht – geahndet wurden. Auch der Wochenlohn und die Arbeiten, für welche der Geselle vom Kunden ein Trinkgeld annehmen durfte, waren in den Artikeln geregelt. In der Stadt und Herrschaft Güssing waren alle Mitglieder der Schmiede- und Wagnerzunft zusätzlich verpflichtet, sich unaufgefordert an einer Brandbekämpfung zu beteiligen.

In einigen Ordnungen waren auch die Meisterstücke vorgeschrieben. So musste in der Zunft in Purbach der Geselle einen „Treuling“ Wagen mit seinem Zubehör, „Deßgleichen ain gestöll Zu gemelten Wagen, witerumben ein Muehl gericht darauf Man Zween Muth Waiz führen Kann, undt ain scheidtruch mit ihren Radll die Wasßer hölt, und Zween Metzen Waiz darein gehen“ anfertigen. Die Handwerksordnung von Ungarisch Altenburg (Mosonmagyaróvár) forderte von den Schmieden: „Ain Halber vorderer Waagen mit eigenen Neuen Eisen zubeschlagen, Wie dan in andern Stätten und Marckhen Gebrauchig sambt einen Jungen Roß welches Ihn Vorgewiesen Wirdt, mit fier Neuen Eisen ohne allen Fehl Unnd Mangel zubeschlagen“. Das Meisterstück für einen Wagnergesellen war „Ein Gutschenwagen, Vier Rath zwey Gestöhl wie in Landt brauchig, ohne allen Mangel Unnd Fehl ...“.

Bereits am Beginn des 18. Jahrhunderts „nahm der Wiener Hof den Ausbau einer zentralen Verwaltungs- und Gerichtsorganisation in Angriff. Dies „bedeutete gleichzeitig die endgültige Liquidierung der mittelalterlichen Reste der feudalen Zersplitterung“³⁰. Ab 1729 wurden von den Grundherren „Zunftkommissare“ bestimmt, die bei den Zusammenkünften der Zunft anwesend waren, wodurch vor allem signalisiert wurde, dass die bisherige (Teil-)Autonomie der Zünfte zumindest eingeschränkt wurde. Am 16.08.1731 wurde von Kaiser Karl VI. die Verordnung „Die Abstellung deren im Hei[igen] Römischen Reich Bey denen Handwerks-Zünfften Vielfältig Eingeschlichenen Mißbräuchen Betreffend“ („Reichshandwerksordnung“) erlassen, die er dann auch als König Karl III. in Ungarn durchsetzen wollte.

²⁹ ELTE könyvtár kezir., Czéhlevelék XXVI. 20; dazu auch: Hans Kietaibl: Die Frauenkirchner Handwerkszeichen. In: Harald Prickler (Red.): Burgenland in seiner pannonischen Umwelt. Festgabe für August Ernst. Eisenstadt 1984 (= Burgenländische Forschungen, Sonderband VII), S. 207–209.

³⁰ Mária Kiss: Die südburgenländischen Zünfte und die Zunftregelung von 1813. In: Harald Prickler (Red.): Burgenland in seiner pannonischen Umwelt. Festgabe für August Ernst. Eisenstadt 1984 (= Burgenländische Forschungen, Sonderband VII), S. 219.

Da diese Verordnung offenkundig weitgehend ignoriert wurde, ging (Königin) Maria Theresia noch einen Schritt weiter: 1760 wurden alle Handwerksordnungen im Königreich für ungültig erklärt. Die Zünfte, die es wünschten, mussten um neue ansuchen (die für alle Handwerke dann den gleichen Text hatten). Auch dieses Gesetz wurde von den Adressaten nur zögerlich befolgt (die Wagner von Deutschkreutz erhielten – vermutlich weil sie so spät ansuchten – erst am 21.04.1780 die von der Königin unterfertigte Ordnung). Auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts befasste sich der „Statthaltereirat“ noch zwei Mal mit der Frage der neuen Handwerksordnungen (1805 und 1813³¹), 1872 wurden die Zünfte dann im Königreich Ungarn gesetzlich abgeschafft.

Dem nicht nur an „gewerberechtlichen“, sondern auch an wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragen interessierten Leser stellt sich wohl die Frage, wie viele Wagnermeister waren denn durchschnittlich in einer dieser eben vorgestellten Zünfte? Diese Frage lässt sich nicht einfach beantworten, ich kann hier nur Zahlen aus einer Region anführen. Diese ist ein Teil des nördlichen und mittleren Burgenlandes, genauer die „Fürst Esterházyischen“ Herrschaften bzw. Teile von diesen, die damals im Komitat Ödenburg lagen (also ohne HS Kittsee, HS Frauenkirchen und nur ein Teil der HS Lockenhaus). Die Zahlen stammen aus einer Konskription zur Ermittlung der Steuerpflichtigen und der möglichen Steuerhöhe für eine „Insurectionssteuer“ aus dem Jahr 1742³². Laut dieser Konskription gab es in der:

Herrschaft Eisenstadt

11 Wagnermeister, die zur Eisenstädter Zunft gehörten. Diese wohnten in: „Eisenstadt untern Fürsten“ [Schlossgrund oder Meierhof] 1, in Kleinhöflein 1, in Großhöflein 2, in Pöttelsdorf 1, in Hornstein 1, in Leithaprodersdorf 1, in Loretto 1, in Donnerskirchen 1, in Purbach 1 und in St. Margarethen 1, sowie 3 Meister, welche der Schmiede- und Wagnerzunft in Breitenbrunn angehörten. Diese lebten alle im Markt; es ist jedoch nicht angegeben, wie viele davon Wagner bzw. Schmiede sind.

In der Herrschaft (Grafschaft) Mattersdorf-Forchtenstein:

Hier gab es 5 Wagner, von denen je einer in: Mattersdorf [heute: Mattersburg], Forchtenau, Schwarzenbach, Pötttsching und Antau wohnten.

Herrschaft Hornstein:

Da es in dieser Herrschaft keine Wagnerzunft gab, sind in der Konskription auch keine erfasst. Daher gebe ich hier die Meisterzahlen und die Wohnorte aus dem Jahr 1781 an³³. Damals waren in der Herrschaft 5 Meister tätig, und zwar je einer in Hornstein, Neufeld, Wimpassing, Loretto und Leithaprodersdorf.

Herrschaft Kobersdorf

Hier gab es 6 Wagner, und zwar in: Kobersdorf 1, Weppersdorf 4 und in Kalkgruben 1.

Herrschaft Landsee-Lackenbach

³¹ Kiss 1984 (wie Anm. 29), S. 219.

³² Fürstlich Esterházyisches Wirtschaftsarchiv Burg Forchtenstein, Acta Varia, Fasc. 342/2.

³³ Wolfgang Gürtler: Zur Handwerksgegeschichte in der Herrschaft Hornstein Ende des 18. Jahrhunderts. In: Archivar und Bibliothekar. Bausteine zur Landeskunden des burgenländisch-westungarischen Raumes. Festschrift für Hans Seedoch. Eisenstadt 1999 (= Burgenländische Forschungen Sonderband XXII), S. 186–198.

In dieser gab es zwei einschlägige Zünfte, die Schmiede- und Wagnerzunft in Neckenmarkt, in der 5 Wagner eingeschrieben waren, davon in: Neckenmarkt 2, in Lackenbach 1, Ritzing 1 und in Rohrbach, sowie die Schmiede- und Wagnerzunft in Draßmarkt mit 6 Wagnern, davon in: Draßmarkt 1, St. Martin 1, Dörfl 1, Oberrabnitz 1 und 2 in Landsee.

Herrschaft Creu(t)z

Schmiede- und Wagnerzunft:

Von den 22 Meistern wohnten in: Deutschkreutz 3, 19 „auf denen Dorfschafften“. Es wird auch nicht mitgeteilt, wie viele Meister jeweils welchem Handwerk angehören.

Herrschaft Lockenhaus

Schmiede- und Wagnerzunft:

In dieser gab es 22 Meister, die „alle auf denen Dörffern ansässig“ sind. Es wird auch nicht mitgeteilt, wie viele Meister jeweils welchem Handwerk angehören.

Das ergibt in Summe 41 Wagnermeister sowie eine „Dunkelziffer“ in den Herrschaften Deutschkreutz und Lockenhaus, da hier bei den 44 Meistern der Schmiede und Wagner nicht ausgewiesen ist, wie viele davon Wagner sind. Rechnet man das Verhältnis Schmiede zu Wagner 2:1, so muss man mit maximal zusätzlich 14 Wagnern rechnen. Demnach gab es in allen erfassten 7 Herrschaften höchstens 54 in Zünften eingeschriebene Wagnermeister für 1742 (bzw. 1781 für Hornstein).

Abschließend noch eine Bemerkung zur „Wiener Ordnung“ der Wagner, die ja auch Vorlage für einige der Handwerksordnungen im dargestellten Raum war.

Schon im 15. Jahrhundert brachten etwa die Wagner in Wiener Neustadt dem „Bürgermeister und Rat“ eine Abschrift einer Wiener Ordnung, die für ihre Zunft am 11.05.1479 auch genehmigt wurde. Allerdings nicht diese, sondern eine spätere, nämlich die von Kaiser Ferdinand I. 1552 erlassene, wurde dann „die“ Wiener Ordnung.

Diese wurde mehrere Male, so am 30.04.1615 von Kaiser Mathias, dann am 16.04.1626 von Kaiser Ferdinand II. bestätigt und teilweise erweitert. Diese wurde mehrere Male, so am 30.04.1615 von Kaiser Mathias, dann am 16.04.1626 von Kaiser Ferdinand II. bestätigt und teilweise erweitert. Sie galt, wie bereits die von Kaiser Ferdinand I., nicht nur für Wien, sondern „in die Fünff Nieder Österreichischen Landten“³⁴. Die Einhaltung dieser Ordnung wurde u. a. auch von 2 Meistern aus Eisenstadt zugesichert. Auch nach der „Reincorporierung“ der westungarischen Herrschaften wurde diese Handwerksordnung im heutigen Burgenland weiterverwendet. Die späteren kaiserlichen Ordnungen (etwa von Joseph I. 1708 und Karl VI. 1715) galten nur mehr für die vier Viertel des Erzherzogtums unter der Enns.

Gleichsam als „Katalog“ der Wagnererzeugnisse sei dennoch der Artikel 8 der Handwerksordnung (dessen Einhaltung – neben drei anderen – das Schutzpatent durchsetzen sollte) hier vollständig wiedergegeben:

„Achtens sollen auch die Maister des Wagner Handtwerckhs alhier wie vorgemerckt, Unter ihnen Zween Maister selbst erwellen, die verständige Maister seindt, dieselbe Zween Maister sollen die// gemachte Wagner arbeith, Sie werde hie gemacht, oder von

³⁴ Beglaubigte Abschrift der „Haupt Zöch Zu Wienn“ für die Wagner in Purbach, Wien 06.11.1630. Győr-Moson-Sopron Megye Soproni Levéltár, IX.1.3.d.b/1.

andern orthen hergebracht, alles Fleißes besehen, ob dieselbe gerecht und guett, auch der Statt, Landt und Leythen nutzbarlich seye; bey denen//Kobelwägen sollen die Wagner die Cässten, und das untergestell sambt denen Rädern, auch bey denen Schlitten die Kueffen, sambt denen gerichteten allein Zuerfertigen befuegt sein aller darbey erforderliche (n?)// Bildhauer arbeit aber sich enthalten, desgleichen sollen auch Sie Wagner, die so genante waldwahren, weillen es ihr erlehrntes Handtwercckh ist, und Sie dergleichen selbst Zumachen, und zu reparirn//Pfleger, als Scheibtruchen, Trüschl, Schwengel, Rechen, Müst= und Heü=gabel, Sengsenwärff, grab=und Windtschauffel Zumachen auch abzulößen, und gleich Denen Burgerlichen Träxlern allezeit//faill Zuhaben, und Zuverkauffen berechtiget sein.“³⁵

Schon erstaunlich, was die Wagner außer Fahrzeugen sonst noch herstellten.

³⁵ Schutzpatent Karl VI. vom 20.09.1715. Beglaubigte Abschrift vom 26.01.1719. Archiv der Stadt Wien. In-
nung – Urkunden, Schachtel 25, 6.

ANHANG

ELISABETH BOCKHORN (ZUSAMMENSTELLUNG)

Betreute Dissertationen und Diplomarbeiten (1986–2012)

1. Dissertationen

JAKOVIC, Elisabeth: Soziokulturelle Veränderungen eines Dorfes durch den Fremdenverkehr am Beispiel von St. Oswald bei Bad Kleinkirchheim 1930–1980 (1986).

NEUBER, Berta: Die Ernährungssituation in Wien in der Zwischenkriegszeit, während des 2. Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren (1988).

PAPESCH, Hildegard: Die Kleidung der Unterschichten in Wien von der Biedermeierzeit bis zum ersten Weltkrieg (1815–1914) (1988).

JURTSCHITSCH, Aurelia: Biographisch – Biologisch. Subjektive und objektive Zugänge zur Biowelle in Österreich (1990).

FRANKE, Jens: Ortpartnerschaften. Völkerverständigung auf wirtschaftlicher, kultureller und politischer Ebene (1991).

HARTENSTEIN, Christine: Zwischen „Grobem“ und „Steinfeder“. Weinbauvolkskunde der Marktgemeinde Spitz an der Donau (1991).

KAUSEL, Eva: Arkadien an der Donau? Freizeit in der Großstadt am Beispiel der Wiener Donauinsel (1991).

SLAPANSKY, Wolfgang: Der Böhmisches Prater. Zur Kulturgeschichte einer Wiener Vergnügungsstätte an der Peripherie (1991).

STOISITS, Marijana: Die Schnittstelle des Handelns. Volkskunde und Film (1991).

PERSCHY, Jakob Michael: Der Rausch in seinem kulturalen Feld. Alkohol als die integrierte und integrative Droge des Abendlandes aus der Sicht der Volkskunde (1992).

GMASZ, Sepp: „... was massen wir arme Unterthanen allhier in Frau Kürchen leider also miserie der Zeit leben mießen ...“. Volkskundliche Studien zur Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Gemeinde Frauenkirchen im 18. Jahrhundert (1993).

ANTOS, Herbert: Die Volksfrömmigkeit nach der 2. Türkenbelagerung in Wien unter Einbeziehung der historischen Voraussetzungen an Hand der in einem „Wienerischen Andachtsbüchl“ aus dem Jahre 1703 angekündigten kirchlichen Feiern zur Anrufung und Ehre Gottes und der Heiligen (1994).

FLEMMICH, Erika: „In Maria Enzersdorf hab ich an dich gedacht ...“. Das Gnadenbild von Maria Enzersdorf „Maria Heil der Kranken“ mit einer Betrachtung des Ortes im Spiegel der Wallfahrt (1994).

JOHLER, Reinhard: Zur Formierung eines Brauches. Paradigmatisch: der Funkensonntag (1994).

JUNG, Andrea: „Wir sind froh, hier eine Wohnung bekommen zu haben“. Soziales Wohnen nach dem zweiten Weltkrieg am Beispiel der Per-Albin-Hansson-Siedlung-West in Wien Favoriten (1994).

- KOHOUT, Ilse: Die Wunderwelt : Spuren der Kindheit und ihrer Ideale in einer Kinderzeitung (1995)
- TASTEL, Stephanie: Der Wiener Stephansdom als Symbol für den Wiederaufbau Österreichs (1996).
- VOGG, Martin: „Kultur auf der Spur“. Über das Kulturverständnis in Niederösterreich, 1996.
- FUCHS, Bernhard: Ethnischer Kapitalismus. Ökonomie der Südasiaten in Wien (1997).
- KACETL, Helmut: „In Diktaturen leben ...“. Politik und Lebenswelt in Wien zwischen 1934–1944 (1997).
- KOCH, Heinrich: Ural-altaische Flutsagen in neuem Lichte. Der Sintflutmythus in der Überlieferung der nordeurasischen Völker im Kontext mit den Traditionen anderer Kulturkreise und die Erklärung des Geschehens aufgrund der neuesten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse (1997).
- SELHOFER, Gerhard: Schleifen und Schlitten in Österreich. Versuch einer Typologie (1997).
- STROHMAIER, Johann: Die Mirakelaufzeichnungen des Wallfahrtsortes Maria Langegg – NÖ (1997).
- BROCZA, Judith: Schönbrunn. Von der „Wohlfahrtsstätte“ zum Museum. Eine Nutzungsgeschichte des Schlosses Schönbrunn im 20. Jahrhundert (1998).
- HANDSTEINER, Andrea: Ein verlässlicher Gesprächspartner. Rat auf Draht, ein Telefonberatungsservice für Kinder und Jugendliche, und die sogenannte „Krise der Familie“ (1998).
- AHMEDAJA, Ardian: Zur Melodik der albanischen Volkslieder. Eine Typologie der gegeschen Lieder (1999).
- JANZEK, Elfriede: Das pathologisch-anatomische Bundesmuseum in Wien. Zur Geschichte und Gegenwart einer kultur-anthropologischen Sammlung dieser und verwandter Institutionen (1999).
- HÖRZ, Peter: Jüdische Kultur im Burgenland. Historische Fragmente, volkskundliche Analysen (2001).
- NÉMETH, Balázs: „Gott schläft nicht, er blinzelt uns zu.“ Evangelisch-reformierte Lebensgestaltung zwischen Kontinuität und Wandel – Ungarn im 16. Jahrhundert als Beispiel (2001).
- REICHENFELSER, Herwig: „Die Not war zweifellos allgemein ...“. Wien zu Beginn der Zweiten Republik, unter besonderer Berücksichtigung der damaligen Lebensbedingungen, (2001).
- WEISSENGRUBER, Thekla: Zwischen Pflege und Kommerz. Studien zum Umgang mit Trachten in Österreich nach 1945 unter besonderer Berücksichtigung der Firma Tostmann Trachten (2001).
- LIEBSCHER, Hansjörg: Anaras oder der Blick auf die Kultur vom Ende der Welt. Eine Skizze (2002).

- MARIACHER, Anton: Stellungspflichtig und zum Euro-Österreicher tauglich? Aktuelle Identifikationsprobleme junger Österreicher (2002).
- SCHIFFKORN, Elisabeth: Die heimlichen Bestseller. Hefromanautoren, Leserinnen und Verlage im Spannungsfeld zwischen Kommerz und der Sehnsucht nach dem Positiven. Zur Distribution und Rezeption der Frauenromanhefte in den späten 80er und den 90er Jahren (2002).
- GEORGIADES, Edgar: Das historische bäuerliche Gehöft in der Gosau in Siedlungsform, Bauefuge und Raumstruktur. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Hausgeschichte des Gosautals unter besonderer Berücksichtigung der Zeit bis 1848 (2003).
- PÜSPÖK, Angela: Armut: Schicksal oder gesellschaftliche Herausforderung? Eine Studie über arme Frauen und deren Kinder (2003).
- LEHRER, Karin: Der Oberhof und seine Nachbarn. Haus- und Hofgeschichten des Weilers „Am Berg“ (Gemeinde Etmisl, Steiermark) (2004).
- PLÖCKINGER, Veronika: Museen und Sammlungen im Burgenland. Dokumentation und Analyse des gegenwärtigen Bestandes. Ein Beitrag zum Qualitätsmanagement im Museum (2004).
- HAMMER, Ilse: Das Weinviertler Museumsdorf Niedersulz. Josef Geisler, der weltflüchtige Romantiker, und sein Dorf (2004).
- JASSER, Heideliess: „Man hat Arbeitskräfte gerufen, aber es kommen Menschen“. Eine vergleichende Studie zu Zuwanderung, Arbeiteralltag und Nationalitätenkonflikten im habsburgischen Triest von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg (2005).
- BIENERT, Christine: „Die Kolonie war halt des Tiefste in Mödling. Des is heut nimmer“. Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie seit 1873 (2006).
- QUINTUS, Harald: Heimat Stehparterre. Die Stehplatzbesucher der Wiener Oper (2006).
- HOFMANN, Susanna: „25 Jahre bei der Firma ... und immer noch Bürodienner!“ Der Einsatz populärkultureller Elemente zur Darstellung sozialer Umstände am Beispiel des ägyptischen Spielfilmes „Salama fi Khayr“ (1973) (2007).
- MANNDORFF, Elisabeth: Die Prinzipien Sauberkeit, Reinheit und Ordnung in sozialen Konzepten. Beobachtungen von Interdependenzen in Vorstellung und Wirklichkeit gegenwärtiger Alltagsbilder (2008).
- NITSCHKE, Ingeborg: „Sammeln und Nutzen von Wildpflanzen“. Alltagskost – Notnahrung – Luxuspeise aus volkskundlich–kulturwissenschaftlicher Sicht (2008).
- TSCHUDEN, Friedrich: „Hab ein gar kostbar Gut erfläht“. Die Entstehung und Geschichte von bedeutenden Wallfahrtsorten des Waldviertels (2008).
- AUERBÖCK, Christoph Franz: Ausseer Fasching – eine ethnologische Betrachtung (2009).
- BISCHOF, Günther: Dem Leben dienen. Die kirchlich geführten Krankenhäuser in Wien (2009).
- ILK, Anton-Joseph: Die mythoepische Erzählwelt des Wassertales. Rolle und Funktion phantastischer Wesen im Leben der altösterreichischen Holzknechte, dargestellt in ihren mündlich überlieferten Erzählungen aus den Waldkarpaten (2009).

KAISER, Manfred: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde ...“. Zur Konstruktion von Männlichkeit in studentischen Korporationen – Begriffe, Geschichte, Gegenwart (2009).

NORTHOFF, Thomas: WortGraffiti: Texturen inoffizieller Botschaften im Öffentlichen Raum. Identitätsrepertoires und Transportmittel der ethnischen Abgrenzung (2009).

TRIFTER, Martin: „Handwerk im Museum“. Leben und Werk des Buchbindermeisters Josef F. Ferdiny aus Mistelbach. Eine volkskundliche Fallstudie (2009).

RENKIN, Liselotte: „Sprung Auf, Vorwärts, Hurrah“ – Das Studentenfreikorps, eine militante Organisation des österreichischen Heimatschutzes. Eine Studie unter Berücksichtigung der schwierigen innenpolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Situation der ersten Republik (2010).

KUBALEK, Eva: „Früher war die Arbeit bequemer!“ Weinbau und Arbeitswelt der Weinbauer in der niederösterreichischen Thermenregion am Beginn des 21. Jahrhunderts (2010).

2. Diplomarbeiten

BIENERT, Christine: „... und wir haben alle sehr zusammengehalten!“ Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie 1918–1938 (1987).

FLEMMICH, Erika: Unser Vater war a Hausherr und a Seidenfabrikant. Arbeit, Alltag und Aufstieg der Seidenweberfamilie Flemmich. Ein Beitrag zur Handwerks- und Industriegeschichte Österreichs im 19. Jahrhundert (1987).

FRANKE, Jens: Pflasterer. „Die Leibgarde vom Lueger“; zur Arbeit und Lebensweise eines Wiener Gewerbes (1987).

HARTENSTEIN, Christine: Südstadt – Heimat? Eine empirische Untersuchung zum Alltag nichtberufstätiger Frauen in einer „Neuen“ Siedlung im Süden Wiens (1987).

JANSEN, Isolde: Die Lebensreform in Österreich. Zur Veränderung der bürgerlichen Lebenspraxis um die Jahrhundertwende (1987).

KOHOUT, Ilse: Der Lerchenfelder Robinson. Ein Beitrag zur Frage der Unterschichtenbiographie im 18. Jahrhundert (1987).

PREUSSER ZU NIEDERNBERG, Ludwig: Das Bad. Seine kulturelle und soziale Entwicklung, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Wiener Bäder (1987).

AIGNER, Hermine: Mägde. Lebensweise und Lebensverhältnisse der weiblichen bäuerlichen Dienstboten im oberösterreichischen Innviertel (1988).

JANZEK, Elfriede: Probleme der Volksgesundheit und Hygiene und Bemühungen um eine soziale Heilkultur unter besonderer Berücksichtigung der Wiener Bevölkerung. Heilkulturwissenschaftliche Materialien aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des ersten Weltkriegs (1988).

MÜLLNER, Stefanie: „Fast schon Ehrenbürgerin“. Eine kulturwissenschaftliche Fallstudie zur Entwicklung des Fremdenverkehrs im Salzkammergut, durchgeführt in der Ortschaft Aich – Gemeinde Nußdorf/Attersee (1988).

TASTEL, Stephanie: Das Gehirn: ein Organ, das nicht altert. Senioren studieren: zum Beispiel Volkskunde (1988).

- BROCZA, Judith: Die Museen des Bezirkes Melk (1989).
- SLAPANSKY, Wolfgang: Städtische Freizeit und Vergnügungsparks (1989).
- WICHA, Susanne Margarita: „O heiliges Kindl im Filzmoß hilf“. Eine ikonographische Untersuchung der Filzmooser Votivbilder als Paradigmen der Volksfrömmigkeit (1989).
- ALLRAUN, Heinz: „Um vier Uhr waren wir im Stall ...“ Kultur und Lebensweise der ostösterreichischen Gutsarbeiter – Viertel unter dem Wienerwald und Nordburgenland – im 20. Jahrhundert (1990).
- CZAPKA, Nora Maria: „Bauernmöbel“ aus dem niederösterreichischen Waldviertel. Eine Bestandsaufnahme mit besonderer Berücksichtigung der politischen Bezirke Horn, Zwettl und Waidhofen an der Thaya (1990).
- KOGLER, Siegfried: Bleiberg. Materialien zur Lebensweise der Bleibberger BergarbeiterInnen im 19. und 20. Jahrhundert (bis 1938) (1990).
- KURTZ, Ingrid: „Was mir mitg'macht ham, mir warn ja bessere Sklaven...“. Zur Gutshofarbeit im Marchfeld unter spezieller Berücksichtigung der Gemeinde Leopoldsdorf im Marchfeld (1990).
- PRESENT, Maria: Wohlfeiles heimatliches Waldesrauschen. Inhaltsanalyse und Textkritik der Heimat-Heftromane (1990).
- REITER, Andreas: Sage mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist. Ein brauchbarer erster Eindruck? (1990).
- WULZ, Irmgard: Fürnitz. Von der bäuerlichen zur industriellen Siedlung. Wandel eines Dorfes in Südkärnten (1990).
- HASELBACHER, Brigitta: Die „Revolte“ in der Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige Kaiser-Ebersdorf im Jahre 1952 (1991).
- KACETL, Helmut: „Durch die Jahre hindurch war ich auf die Karl-May-Bücher süchtig ...“. Karl May – die Einflüsse seiner Werke auf heutige Haltungen und Einstellungen (1991).
- LIEBL, Alois: „Halter“ (Viehhirten) im westlichen Weinviertel. Am Beispiel des Gerichtsbezirkes Kirchberg/Wagram (1991).
- FUCHS, Bernhard: Freundlich lächelnde Litfaßsäulen. Zeitungskolporteurs – Typisierungen und Realität (1992).
- MAYER, Barbara: „Kultur für alle?“ – Anmerkungen zu einem kulturpolitischen Konzept (1992).
- MITTERBAUER, Walter: Überlegungen zur institutionellen Brauchsozialisation im Vorschulalter in Wiener Kindergruppen und Kindergärten. Ein Vergleich (1992).
- STADELMANN, Christian: Ein Bild der Heimat. Die Bedrohung der regionalen Identität und Strategien zu ihrer Erhaltung am Beispiel des Bregenzerwaldes (1993).
- DEGWERTH, Marion: Kultur und Alltag in Theorie und Praxis anhand ausgewählter kultureller Projekte in Wien (1994).

SCHNEIDER, Claudia: Ohne Beruf keine Arbeit? Geschlechterdifferenzierte Betrachtung von Arbeit und Arbeitsmigration um die Jahrhundertwende am Beispiel der niederösterreichischen „single factory town“ Wasenbruck (1994).

SCHRÖDL, Elfriede: „Der Zeiten raschen Flug, der Stürme Schauern wird unser Bündnis sieghaft überdauern!“ Hundert Jahre Vereinsleben. Vom „Verein einstiger Lehramts-Candidaten“ zum Verein „Allzeit Getreu“ der Absolventen der Lehrerbildungsanstalt des musisch-pädagogischen Realgymnasiums und des Bundes-Oberstufenrealgymnasiums Wiener Neustadt (1994).

HANDSTEINER, Andrea: Wer heilt hat recht. Über das Wenden (1995).

KEPLINGER, Alexandra Maria: Kultur- und Naturtourismus in der Region Pyhrn-Priel (1995).

LANGREITER, Nikola: Alpdruck. Zur Konstruktion einer Region in Reiseführern am Beispiel des Zillertals (1995).

LICHTSCHEIDL, Olivia: „Il gelato artigianale“. Ein Beitrag zu Geschichte und Gegenwart der italienischen Eisverkäufer in Wien (1995).

PÖLZL, Leopoldine: Der Rudenkirtag in Sierning. Pflegestätte des Traunviertler Ländlers (1995).

PÜSPÖK, Angela: „Jetzt was i, wias weitergehn kunt!“ Aspekte sozio-kultureller Eingliederung jugendlicher Obdachloser, am Beispiel des Jugendhauses der Caritas in Wien (1995).

SEISER, Gertraud: „Schniddan“. Zum Roggenanbau im Mühlviertel. Arbeitsabläufe und Arbeitsorganisation 1920–1994 im Kontext einer lokalen bäuerlichen Gesellschaft (1995).

UTVARY, Ingeborg: Vom „Stoaklopfer“ zum Bergarbeiter. Arbeits- und Lebenswelt der Veitscher Magnesitbergarbeiter in den Jahren 1925–1968 (1995).

ASCHAUER, Maria: Das Dorfrichterwesen in Gössl am Grundlsee (1996).

FRIEDL, Manuela: Interessensgemeinschaft Flohmarkt? Funktion und Bedeutung von Flohmärkten in einer konsumorientierten Gesellschaft am Beispiel von Wien (1996).

LÖCKER-RAUTER, Brigitte: Fantasy-Rollenspiele. Eine volkskundliche Analyse von Struktur, Funktionen und Risikofaktoren unter besonderer Berücksichtigung von „anderen sagenhaften Geschichten“ (1996).

MARTINEK-WEHOFER, Ingrid: Spielkarten, Kartenspiele und die letzten Spielkartenmaler in Steyr (1996).

NOWOTNY, Gerlinde: Leben auf der HIV-Station. Zur Situation des Pflegepersonals bei der stationären Betreuung HIV-Positiver und AIDS-Kranker in AKH und Annenheim (1996).

PLÖCKINGER, Veronika: „Eine der schönsten und besteingerichteten Tabakfabriken auf dem Kontinent ...“. Kulturgeschichte der Zigarrenfabrik Stein an der Donau und ihrer sozialen Einrichtungen (1996).

SELHOFER, Gerhard: Die Feinerschmiede in Langenwang-Pretul (1906–1996). Ein Beitrag zur volkskundlichen Geräte- und Handwerksforschung (1996).

- WALLNÖFER–COSTAZZA, Elsbeth: „Der Dorftrottel“. Von der Ausweichlichkeit eines Schicksals. Mit Beispielen aus dem Vinschgau (1996).
- BALAS, Helga: Der Schlüssel zum Wohlbefinden. Schönheitsfarmen in Österreich (1997).
- ILLEK, Gisela: „Den Akatholischen zum Spott Anlass gebend ...“. Zur Bekleidung von Marienfiguren in Österreich. Eine Bestandsaufnahme (1997).
- PALLESTRANG, Kathrin: Pizza – Techno – Hausaufgaben. Alltag im SOS-Kinderdorf Hinterbrühl und in der Stadt des Kindes. Ein soziokultureller Vergleich (1997).
- PETERSON, Barbara: Der Naschmarkt. Mit einer historischen Darstellung des Wiener Marktwesens (1998).
- REDLBERGER, Gudrun: Der Abtritt. Entwicklungsgeschichte der Toilette, insbesondere der öffentlichen Anlagen und deren Pflege in Geschichte und Gegenwart, unter besonderer Berücksichtigung der Gegebenheiten in Wien (1998).
- REICHENFELSER, Herwig: Die Mostkellerei im niederösterreichischen Mostviertel (1998).
- ROUSCHAL, Gerald: „Jede selbständige Wohnung soll einen eigenen Abort erhalten“. Bauen und Hygiene am Beispiel von Wien (1998).
- SCHMIDT, Johann: Vom Tauschhandel zur Kreditkarte. Die historischen, ökonomischen und soziokulturellen Voraussetzungen einer Innovation und ihre Bedeutung für den Alltag (1998).
- THINSCHMIDT, Alice: Kalkbrennerei im Waldviertel und im Dunkelsteiner Wald. Rekonstruktion eines Gewerbes (1998).
- ZILK, Erika: Der Schulverein „Komensky“ als Gründer und Erhalter tschechischer Schulen und anderer Bildungseinrichtungen in Wien. Die Vorgeschichte und die Periode 1918–1938 (1998).
- KASSEGGGER, Ina: Die Brennerei „Obsthof Retter“ in Pöllauberg/Steiermark. 1886–1996. Vom Hausbrand zur gewerblichen Brennerei (1999).
- PARLOW, Margit: „... da hab’ ich gewußt, daß das mein Weg ist ...“. Der Erste Österreichische Naturheilverein. Geschichte und Rolle in der Entwicklung der medikalen Kultur in Österreich, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit zwischen 1895 und 1960 (1999).
- WATZEK, Helga: „Die Welt steht auf kein’ Fall mehr lang“. Heilserwartungen und Untergangsgänge zu Jahrtausend- und Zeitenwenden (1999).
- BRUSTMANN, Ursula: „Schmoll überall!“ Zur Kulturgeschichte eines Familienunternehmens (1884–1968) (2000).
- BURGER, Hermann: Calvin János in Oberwart. Ein Bild der seltsamen reformierten Pfarrgemeinde (2000).
- HOFMANN, Susanna: „... die glühendste Sommerhitze konnte mir nichts anhaben ...“. Österreichisch-ungarische Kolonien in Ägypten bis 1914 (2000).
- ILMING, Thomas: Die „Avis“, Flugzeug- und Autowerke Ges.m.b.H. in Brunn am Gebirge. Als Beispiel für die wirtschaftliche und soziale Situation im südlichen Wiener Becken nach dem Ersten Weltkrieg (2000).

- LACKNER, Franz: Die Geschichte der Sargfabrik Julius Maschner & Söhne. Unternehmensgeschichte als Spiegel gesellschaftlicher Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert. Ein wirtschaftshistorischer Beitrag zur Sepulkralkulturforschung (2000).
- LEHRER, Karin: Alm-Kultur-Land-Wirt-Schaft. Der Bedeutungswandel der Almwirtschaft am Beispiel der Region Aflenz im Hochschwabgebiet (2000).
- WAGNER, Lorenz: Die Sargfabrik. Neues Wohnen in der Stadt (2000).
- RICHTER-KOVARIK, Katharina: Metzenseifen – Medzev – Meczenzéf. Eine karpatendeutsche Gemeinde in der Slowakei. Interkulturelle Beziehungen seit 1945 (2000).
- AUERBÖCK, Christoph Franz: Das Schwe(a)igen der Almen. Eine ethnographische Wanderung über das Hochplateau des östlichen Dachsteins (2001).
- GREGORICH, Christine: Die Burgenlandkroaten und ihre Tamburizza. Die Genese des ethnischen Identitätssymbols im Spiegel der burgenländischkroatischen Wochenzeitungen „Hrvatske Novine“ und „Naš Tajednik“ (2001).
- JASSER, Heideliese: „Lauft, lauft! Die Italiener kommen!“ – „Kommt! Die Italiener sind da!“ Das Flüchtlingslager Landegg, Niederösterreich, 1915 bis 1918 aus der Sicht des Jahres 2001 (2001).
- HAMMER, Ilse: „... über geschichtlich gewordene Unterschiede der Kultur hinweg Verbindendes zu suchen ...“. SlowakInnen im nordöstlichen Niederösterreich. Einwanderung – Assimilierung – heutige Situation (2001).
- HAUSEGGER, Eva: Die italienische Volkskunde. Von Postpferden und Sprachbarrieren (2001).
- PRINZ, Clemens: Die Pfingstwallfahrt von Csíksomlyó-Schomlenberg/Siebenbürgen. Eine ungarische Wallfahrt in Rumänien. Religiöse und ethnische Aspekte mit besonderer Berücksichtigung der teilnehmenden Csángó-Ungarn aus der Moldau (2001).
- RICHTARZ, Silvia: Selbstbilder und Fachverständnis von Studierenden der Volkskunde/Europäische Ethnologie in Wien und Berlin (2001).
- VOCK, Andrea: Ein renaissancezeitlicher Kachelofen aus der Burg Senftenberg in Niederösterreich. Ein Rekonstruktionsversuch (2001).
- FUCHS, Ulli: „... mit Haut und Haaren ...“. Über Frauenfrisuren und Mode von der Jahrhundertwende bis 1934 (2002).
- GAMSJÄGER, Maria: Produzenten, Händler, Konsumenten. Lebensmittelversorgung um 1900 am Beispiel der Stadt Salzburg (2002).
- GANSTER, Gerit: Mit 50 in den Ruhestand? Alltag und Perspektiven von älteren Langzeitarbeitslosen im Raum Kapfenberg (2002).
- GRADWOHL, Johann: „Die Wiener und ihr Brot“. Ein Museumsprojekt und seine Geschichte (2002).
- LEUZZI, Rocco: Autosubkultur. Autoszenen in Wien und Umgebung (2002).
- QUINTUS, Harald: Am Rande der Gesellschaft. Armut im Alter (2002).

- SEITZ, Ariadne: Steinegg 13. Sozialhistorischer Wandel einer Hammerschmiede und eines Ortes im mittleren Kamptal (Niederösterreich) vom 18. Jahrhundert bis heute (2002).
- SELINGER, Regina: Umwelt ohne Laute – Gehörlose arbeiten unter Hörenden (2002).
- BAUER, Gerlinde: Die Neugestaltung des Heimathauses Oberschützen Sammlung Simon. Ein Museumsprojekt im „Haus der Volkskultur“ (2003).
- LERCH, Peter: Die Wallfahrt zur Gnadenmutter „Trösterin der Betrüben“ in Maria Purkersdorf (2003).
- MATTWEBER, Manuel Gallus: „... die Paz, so wie’s mir g‘halten haben ...“. Das Tageszentrum für Obdachlose Pazmanitengasse und seine BesucherInnen (2003).
- NORTHOFF, Thomas: Graffiti: Die Sprache an den Wänden (2003).
- REICHENFELSER, Susanne: „Alte Volkskunst“ im Stadtmuseum Waidhofen an der Ybbs. Karl Wilhelm und seine Spielzeugsammlung (2003).
- SCHMIDT, Andreas: „Die Walzengravieranstalt Johann Endler & Co“. Vom Produktionsbetrieb zum Museum. Eine Betriebs- und Kulturgeschichte (2003).
- SPIEGEL, Gutta: Ziegelindustrie im Süden von Wien. Mit besonderer Berücksichtigung von Brunn am Gebirge, Vösendorf und Hennersdorf (2003).
- STUDENY, Christina: Liebe, Lust und Leidenschaft. Eine volkskundliche Studie über Naturfreunde–Fotografen, dargestellt an der Fotogruppe Meidling (2003).
- BERDAN, Ingeborg: Schwester Maria Restituta. Stätten der Verehrung (2004).
- BISCHOF, Günther: Die Bestattung im heutigen Wien. Darstellung der gewandelten Begräbnispraxis nach dem Fall des Monopols im Bestattungswesen (2004).
- KERBL, Brigitte: Die „Luderischen“ kommen! Werden und Wandel der niederösterreichischen Toleranzgemeinde Mitterbach am Erlaufsee. Zur Integration einer konfessionellen Minderheit (2004).
- LAPPEL, Edith: Kommunikation ohne Worte. Bridgekultur in Österreich (2004).
- NEJEDLIK–KÖBERL, Karin: Ein Leben lang! Eine ethnologische Untersuchung zu Organtransplantationen (2004).
- PROCHÉ, Barbara: Zwischen Waldrand und Stadtgrenze. Über die Veränderungen im Wald und an der Waldrandlinie durch Stadtwachstum und Naturlausdehnung am Beispiel des Wienerwaldes im Bezirk Hernals seit der Eingemeindung der Vororte im Jahre 1892 (2004).
- RAUBEK, Ilse: Das Patenamnt im Lebenskreis. Tauf- und Firmpatenschaft im gegenwärtigen Wien. Eine empirische Untersuchung (2004).
- SCOPE, Alma: Das „Henndorfer Dirndl“ – eine Schöpfung Carl Mayrs? Trachtenbekleidung zwischen Folklorismus und Heimatschutz im frühen 20. Jahrhundert in Salzburg (2004).
- TSCHUDEN, Friedrich: Geschichte und Entwicklung des marianischen Wallfahrtsortes Drey Eichen auf dem sogenannten Molderberg (2004).
- VORDERWINKLER, Franz: Das „Museum Tiroler Bauernhöfe“ in Kramsach. Ein Beitrag zu Freilichtmuseen, Hausforschung und Wohnkultur (2004).

- DÖRFLER–KOGLER, Helene: Dorfkultur und Landjugend. Am Beispiel von Fellach bei Villach. Materialien zu den 1950er Jahren (2005).
- FEIKES, Rosa: In Würde sterben? Alter, Krankheit, Sterben und Tod in Familie, Heim oder Hospiz (2005).
- HÄRLE, Andrea: „Deck’n am Kopf“. Über die Bedeutung von Erwerbsarbeit und Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit von Frauen im Waldviertel (2005).
- HÜBL, Rudolf: Die „verbotene“ Ankündigung. Schwarz- bzw. Wildplakatieren in Wien. Ein Beitrag zur volkskundlichen Kommunikations- und Medienforschung (2005).
- MENSCHIK, Sonja: „Wean bleibt allweil Wean“. Die Erhaltung von historischen Stadtstrukturen am Beispiel des biedermeierlichen Baubestandes in Wien (2005).
- MOSER, Johanna: Richard Treuer. Die „Heimat“ war sein Lebensinhalt (2005).
- RASTL, Elisabeth: „Wir bledn Weiber bringen was aus’n Kraut“. Eine Auseinandersetzung mit weiblicher Kulturarbeit und patriarchalen Traditionen im Ausseerland (2005).
- SCHUSTER, Karin: Das Sammerlgut – zur Baugeschichte und Entwicklung eines Erbhofes im oberösterreichischen Hausruckviertel (2005).
- TOMASCHEK, Beatrix: Leben am Liesingbach. Aspekte zum Nutzungswandel eines Fließgewässers im urbanen Raum (2005).
- CZAK, Dagmar: Zeitsprünge – Erlebt und Erinnert. Das Sacré Coeur Pressbaum und sein Internat (2006).
- KAISER, Manfred: „Ma muaß net hinschaun, aber ma kann“. Massenmediale Sprechstunden im Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Privatheit (2006).
- LAGEDER, Verena: Über die Grenze. Kontext, Form und Funktion lebensgeschichtlicher Erzählungen von Schmugglern im alpinen Grenzraum zwischen Süd- und Nordtirol (2006).
- MANNDORFF, Elisabeth: Die Sprache und das Denken. Die Beobachtung kommunikativer Strategien von Ausländern in Wien und Umgebung (2006).
- RENNER, Luise Maria: Türkische Frauen in der Migration. Eine vergleichende Studie unter besonderer Berücksichtigung von Türkinnen in Wien (2006).
- DABROWSKI, Theodor: „...und raus bist du!“ Eine kulturwissenschaftliche Studie zu Armut und Arbeitslosigkeit (2007).
- HARRINGER, Sanna: „Das Museum aus der Perspektive des Wissens“. Produktion und Vermittlung von objektzentriertem Wissen im kulturhistorischen Museum (2007).
- MAGRITSCH, Eva: Die Lippowaner – eine religiöse Sekte in der Bukowina. Eine literaturhistorisch-ethnologische Analyse deutschsprachiger Texte zwischen 1775–1918 (2007).
- WILTSCHEK, Hermann: Josef Schöffel – Retter des Wienerwaldes? (2007).
- LIGTHART, Elisabeth: Vom „Leutgeb“ zum Heurigen. Zur Entwicklung des Weinauschanks in Wien bis 1900 (2008).
- MODEREI, Ilse: „Der Mödlinger Gesang-Verein“. Die Entwicklung von 1848 bis 2008 (2008).

PECHANEK, Berta: „Es gibt einen, der Dich liebt ... Jesus Christus“. Die Pfarrkirche Maria vom Siege in Wien-Fünfhaus – eine Wallfahrtskirche neueren Zuschnitts inmitten eines Arbeiterbezirkes (2008).

SPENDLINGWIMMER, Jiri: Die negativen Auswirkungen des Ethnozentrismus und deren Vermeidung. Dargestellt am Beispiel der Arbeit der internationalen Freiwilligen der Nichtregierungsorganisationen im Süden Costa Ricas (2008).

BARDENHOFER-PAUL, Sabine: „A Museum, wo a gaunzes Dorf ausgstöllt is!“ Der Sammler Josef Haubenwallner und sein Dorfmuseum Mönchhof (2009).

LERCH, Andreas: Holzarbeit im niederösterreichischen Voralpenraum. Vom Holzknecht zum „Forst(fach)arbeiter“ (2011).

ALTERSBERGER, Moritz: „Think global, eat local“. ProduzentInnen als KonsumentInnen. Eine Ethnographie des bäuerlichen Essens (2012).

GRAFENHOFER, Claudia Juliane: Sammlungskonzepte als Identitätskonzepte? Entwicklung der Volkskunde am Oberösterreichischen Landesmuseum. Eine historisch-kulturwissenschaftliche Analyse (2012).

Schriftenverzeichnis Olaf Bockhorn

Auswahl der wichtigsten wissenschaftlichen Schriften, ohne Besprechungen und Rezensionen, div. Vorworte und Einleitungen, div. Artikel in Tages- und Wochenzeitschriften, sonst. (nichtwiss.) Periodika

Dissertation

Die Fahrzeuge im Mühlviertel. Geräte- und Wirtschaftsformänderung. 2 Bde., Phil. Diss. Univ. Wien 1971.

Habilitationsschrift

Arbeit – Haus – Gerät im Burgenland. Untersuchungen zur bäuerlichen Kultur. 2 Bde., Habilitationsschrift Univ. Wien 1984.

Bücher und selbständige Schriften

Wagen und Schlitten im Mühlviertel. I. Darstellung, Linz 1973 (= Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich. Historische Reihe I/2).

Bau eines Ackerwagens. Mitteleuropa, Niederösterreich. Publikation zu Film E 371 der Encyclopaedia Cinematographica. Göttingen 1977 (= Publikationen zu wissenschaftlichen Filmen, Sektion Ethnologie, Serie 7, Nummer 26/1977).

Wagen und Schlitten im Mühlviertel. II. Dokumentation, Linz 1978 (= Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich. Historische Reihe I/3).

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen in Niederösterreich. I. Viertel unter dem Wienerwald, Wien 1981 (mehrere Auflagen).

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen in Niederösterreich. II. Viertel unter dem Manhartsberg, Wien 1983 (mehrere Auflagen).

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen im Waldviertel. Maria Enzersdorf o.J. (1984 (spätere Auflagen unter Mitarbeit von Petra Bockhorn).

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen im Weinviertel, Wien 1986 (spätere Auflagen unter Mitarbeit von Petra Bockhorn).

gem. mit Kurt Holter, Günter K. Kalliauer u. a.: Stadtmuseum Wels. Katalog (2). Sammlung Landwirtschaftsgeschichte. Hg. v. Kurt Holter (= 26. Jahrbuch des Musealvereines) Wels o.J. [1987].

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen im Industrieviertel, Wien 1987 (spätere Auflagen unter Mitarbeit von Petra Bockhorn).

Bäuerliche Fahrzeuge aus dem Mühlviertel. Eine volkskundliche Untersuchung aus den Jahren 1966–1968, Linz 1988 (= Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich, I. Historische Reihe, Bd. 11).

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen im Mostviertel, Wien 1989 (unter Mitarbeit von Petra Bockhorn).

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen in Österreich. Ein Standortverzeichnis zugänglicher musealer Institutionen, Perchtoldsdorf 1994 (unter Mitarbeit von Helene Steininger).

gem. mit Petra Bockhorn und Hermann Steininger: Museen und Sammlungen in Niederösterreich. III. Viertel ober dem Manhartsberg, Wien 1996.

gem. mit James R. Dow: The Study of European Ethnology in Austria. Aldershot 2004 (= Progress in European ethnology).

Herausgeberschaft und Redaktion

gem. mit Károly Gaál (Leitung): Tadten. Eine dorfmonographische Forschung der Ethnographia Pannonica Austriaca 1972/73. Eisenstadt 1976 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 56 – Kulturwissenschaften, Heft 21).

gem. mit Károly Gaál und Irene Zucker: Nestelberg. Eine ortsmonographische Forschung. Wien 1980 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 8).

Minderheiten- und Regionalkultur. Vorträge des 4. Internationalen Symposiums „Ethnographia Pannonica“ in Bernstein 1978. Wien 1981 (= Veröffentlichungen der Ethnographia Pannonica Austriaca, Bd. 1).

gem. mit Helmut Fielhauer: Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht. Wien 1982.

gem. mit Hubert Chr. Ehalt, Helmut P. Fielhauer, Gernot Heiss, Julius Mende, Dieter Schrage, Anton Staudinger: Kulturjahrbuch. Wiener Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik, Band I: 82/83, Wien 1982; Band II 83/84, Wien 1983.

gem. mit Helmut Fielhauer: Kulturelles Erbe und Aneignung. Festschrift für Richard Wolfgram zum 80. Geburtstag. Wien 1982 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 9).

Kinderspielplätze in Wien. Begleitheft zu einer Ausstellung. Wien 1987 [2. Auflage: 1991] (= Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, Heft 1).

gem. mit Reinhard Johler: Industriegeschichte und Arbeiterkultur in Österreich. Beiträge zu Fragen ihrer Dokumentation und musealen Präsentation. Wien 1987 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 14).

gem. mit Klaus Beitzl: Kleidung – Mode – Tracht. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1986 in Lienz (Osttirol). Wien 1987 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 7).

gem. mit Helmut Eberhart u. Wolfdieter Zupfer: Auf der Suche nach der verlorenen Kultur. Arbeiterkultur zwischen Museum und Realität. Beiträge der 4. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Steyr vom 30.4.–2.5.1987.

Gedenkschrift für Helmut P. Fielhauer. Wien 1989 (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd. 3).

gem. mit Gertraud Liesenfeld: Volkskunde in der Hanuschgasse. Forschung–Lehre–Praxis. 25 Jahre Institut für Volkskunde der Universität Wien. Wien 1989 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 13).

gem. mit Wolfgang Slapansky unter red. Mitarbeit von Elisabeth Bockhorn: Gutshofknechte und Saisonarbeit im pannonischen Raum. Vorträge des 7. Internationalen Symposiums „Ethnographia Pannonica“ in Velem 1985. Wien 1990 (= Veröffentlichungen der Ethnographia Pannonica Austriaca, Bd. 2).

Wiener Feste. Begleitheft zu einer Ausstellung im Institut für Volkskunde der Universität Wien. Wien 1991 (= Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, Heft 4).

gem. mit Udo B. Wiesinger: Steyrer Gespräche 1993. Museen, Entwicklung und touristische Nutzung. Wien 1994 (= Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, Heft 7).

gem. mit Wolfgang Jacobeit u. Hannjost Lixfeld in Zusammenarbeit mit James R. Dow: Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien 1994.

gem. mit Klaus Beitzl: Ethnologia Europaea. 5. Internationaler Kongreß der Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF) Wien, 12.–16. 9. 1994. Wien 1995 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 16).

gem. mit Ingeborg Grau u. Walter Schicho: Wie aus Bauern Arbeiter wurden. Wiederkehrende Prozesse des gesellschaftlichen Wandels im Norden und im Süden *einer* Welt. Frankfurt a. M., Wien 1998 (= Historische Sozialkunde 13).

gem. mit Gunter Dimt u. Edith Hörandner: Urbane Welten. Referate der österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien 1999 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 16).

gem. mit Editha Hörandner u. Hartmut Prasch: Erlebniswelt Volkskultur. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2001 in Spittal/Drau. Wien 2001 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 17).

gem. mit Elisabeth Bockhorn u. Veronika Plöckinger: „Die Geburt des Burgenländers.“ Ein Lesebuch zur historischen Volkskultur im Burgenland. Begleitveröffentlichung zur Ausstellung „Lebenswelten-Lebensweisen. Volkskultur im Burgenland. Eine Zeitreise“ Eisenstadt 2004 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 111).

gem. mit Margot Schindler u. Christian Stadelmann: Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagskulturen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in St. Pölten. Wien 2006 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 19).

gem. mit Helmut Eberhart u. Dorothea Jo. Peter: Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Innsbruck 2011 [als Online-eBook und CD].

Reihenherausgeberschaft

Kulturjahrbuch. Wiener Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik, hg. gem. mit Hubert Chr. Ehalt, Helmut P. Fielhauer, Gernot Heiss, Julius Mende, Dieter Schrage u. Anton Staudinger 1982–1984.

Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, hg. gem. mit Reinhard Johler u. Gertraud Liesenfeld Wien seit 1987–1993.

Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Neue Folge, seit 1997.

Aufsätze

Hunde als Helfer bei der Waldarbeit. In: Wald- und Holzarbeit. Unabhängiges Fach- und Ankündigungsblatt 16 (1968), Heft 175, S. 63–66.

Transport- und Anbaugeräte. In: Károly Gaál (Leitung): Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. Eisenstadt 1969 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42; Kulturwissenschaften, Heft 15), S. 382–415.

Das Bauernhaus im Burgenland. In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft. Wien 1973 (= Notring-Jahrbuch 1973), S. 179–183.

Alte Geräte und Arbeitsmethoden. In: Landwirtschaftskammer für Oberösterreich (Hg.): Bauernland Oberösterreich. Entwicklungsgeschichte seiner Land- und Forstwirtschaft. Linz 1974, S. 525–552.

Der „Ayrnschmalz oder Nachhochzeitag“. In: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde 50 (1976), Heft 1, S. 54–55.

Viehzucht und Weidewesen. In: Károly Gaál u. Olaf Bockhorn (Leitung): Tadten, a.a.O., S. 92–127.

Haus und Hof in der Oberen Wart. In: Stadtgemeinde Oberwart (Hg.): Die Obere Wart, Oberwart 1977, S. 355–364.

Der Welsberger „Kreuzgang“ nach Enneberg und seine Jahrhundertfeiern. In: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde 52 (1978), Heft 3, S. 148–164.

Umzug der „Markter Trommelweiber“ in Bad Aussee. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film Ctf 1652 der BHWK. In: Wissenschaftlicher Film, Nr. 21, 1978, S. 33–44.

Das Pannonische in der burgenländischen Volkskultur. In: Güssinger Begegnung 1977. Die Mundart in der Dichtung. Eisenstadt 1978 (= Jahrbücher des Josef Reichl-Bundes, Bd. IV), S. 95–110.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Zum bäuerlichen Gerätebestand im Salzkammergut. Ein Vergleich 1789–1977. In: Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp. Wien 1978 (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 3), S. 37–45.

Zur Verehrung der hl. 3 Jungfrauen von Meransen. In: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde 53 (1979), Heft 4, S. 231–234.

Dreschen-Form des Dreschflegels. In: Österreichischer Volkskundeatlas, hg. v. d. Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, 6. Lieferung, 2. Teil, 1979, Bl. 103 und Kommentar.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Jugend einer Bergbäuerin. In: Michael Martischnig (Hg.): Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag, 1979, S. 51–60.

Fahrzeuge und ihre Erforschung als volkskundliche Aufgabe. In: Reiner Hefte für Volkskunde 1 (1980), Heft 1, S. 1–18.

Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Die „Flinserln“, Bad Aussee 1978. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film Ctf 1674 der BHWK. In: Wissenschaftlicher Film, Nr. 24, 1980, S. 26–36.

Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Die „Pleiß“. Eine Randgruppe der Brauchgestalten des Ausseer Faschings. Bad Aussee 1977. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film Ctf 1659 der BHWK. In: Wissenschaftlicher Film, Nr. 25, 1980, S. 38–46.

Die Dokumentation des Brauchtums der Faschingszeit im Raum von Bad Aussee. Ein Zwischenbericht. In: Reiner Hefte für Volkskunde 1 (1980), Heft 2, S. 111–120.

Heimattmuseen in Österreich und ihre Probleme. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 84 (1981), S. 188–190.

Marginalien zu Aufgaben und Problemen der Hausforschung. In: Karl Ilg u. Klaus Beitzl (Hg.): Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch (Vorarlberg). Wien 1982 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 5), S. 221–223.

gem. mit Franz Grieshofer: Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Umzüge-Bälle-Maskeraden. Bad Aussee 1980. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1733 der BHWK. In: Wissenschaftlicher Film, Nr. 29, Wien 1982, S. 38–46.

Opferwidder und Widderopfer. Widderprozessionen und Widderversteigerungen in Osttirol und Oberkärnten. In: Olaf Bockhorn, Helmut P. Fielhauer (Hg.): Kulturelles Erbe und Aneignung, a.a.O., S. 23–54, 291–294.

Handwerksmäßige Arbeit in Österreich: Herstellung von Sicheln in einem Hammerwerk. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1776 der BHWK. In: Wissenschaftlicher Film, Nr. 30, Wien 1983, S. 45–55.

Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Eine Maschkerergruppe, Bad Aussee 1978. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1821 der BHWK. In: Wissenschaftlicher Film, Nr. 30, Wien 1983, S. 56–60.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Aus dem Leben einer Bergbäuerin. Zur biographischen Methode in der Volkskunde. In: Hubert Ch. Ehalt (Hg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags. Wien 1984 (= Kulturstudien, Bd. 1), S. 163–182.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: St. Silvester in Welzelach-Eine bäuerliche Wallfahrt in Osttirol. In: Rotraut Acker-Sutter (Hg.): Heimat als Erbe und Auftrag. Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte. Festschrift für Kurt Conrad zum 65. Geburtstag, Salzburg 1984, S. 477–489.

Schrebergärtner in Wien. Ein Projektbericht. In: Klaus Beitzl (Hg.): Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Referate der österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg (Burgenland), Wien 1985 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 6), S. 261–294.

gem. mit Lisl Nopp: Herstellung eines Strohhutes. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1871 des ÖWF. In: Wissenschaftlicher Film 33 (Juni 1985), S. 47–57.

Die Gründung der Modellensammlung der k.k. Landwirtschafts-Gesellschaft in Wien im Jahre 1812. In: Hartmut Prasch (Hg.): Beiträge zur Volkskunde Österreichs und des angrenzenden deutschen Sprachraums. Festschrift zum 75. Geburtstag von Helmut Prasch. Spittal/Drau 1985, S. 152–161.

Karl Rhamm. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Hg. von der österreichischen Akademie der Wissenschaften, red. von Eva Obermayer-Marnach. Wien 1988, Bd. IX/2, S. 111–112.

Die k.k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien und ihre Bedeutung für die historische Sachforschung. In: Bericht über den 16. österreichischen Historikertag in Krems/Donau vom 3.–7. September 1984. Wien 1985 (= Veröffentlichungen des Verbandes österreichischer Geschichtsvereine 25), S. 458–468.

Beiträge zur Landwirtschaftsgeschichte im öö. Zentralraum. In: Olaf Bockhorn u. a.: Stadtmuseum Wels. Katalog (2). Wels o.J. (= 26. Jahrbuch des Musealvereines Wels), S. 49–70.

Probleme und Möglichkeiten schriftlicher Quellen zur Alltagskultur. Dargestellt am Beispiel einer Umfrage der „k.k. Landwirtschafts-Gesellschaft in Wien“. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 90 (1987), S. 20–41.

Gedenkworte anlässlich der Trauerfeier für Helmut P. Fielhauer. In: Helmut P. Fielhauer: Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung. Ausgewählte Aufsätze aus zwei Jahrzehnten. Wien 1987 (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd. 1), S. 381–384.

Wiener Volkskunde 1938–1945. In: Helge Gerndt (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, München, 23. bis 25. Oktober 1986. München 1987 (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 7), S. 229–237.

„Red’ nicht so, weil sonst kommst nach Dachau“. Aspekte eines volkskundlichen Projekts über Kindheit und Jugend in Wien zwischen 1938 und 1945. In: Klaus Beitzl (Hg.): Gegenwartsvolkskunde und Jugendkultur. Referate des 2. Internationalen Symposions des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 4.–8.6.1985 in Mattersburg, Wien 1987, S. 84–100.

Volkskultur und Tourismus. In: Bis an die Wurzeln. Vent und Rofen im Ötztal 15.–17. Juli 1988 (= Sondernummer der Pöllinger Briefe), 1988, S. 10–20.

Krapfenbacken. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1887 des ÖWF. In: Wissenschaftlicher Film 38/39, September 1988, S. 115–121.

gem. mit Lisl Nopp: Krapfenschnappern. Begleitveröffentlichung zum Film C 1935 des ÖWF. In: Wissenschaftlicher Film Nr. 38/39, September 1988, S. 122–128.

Zur Geschichte der Volkskunde an der Universität Wien. Von den Anfängen bis 1939. In: Albrecht Lehmann u. Andreas Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin. Gerhard Lutz zum 60. Geburtstag. Berlin, Hamburg 1988 (= Lebensformen, Bd. 3), S. 63–83.

„Magyarul beszélünk“. Ungarische Touristen in Wien. Ein Projektbericht. In: László Lukács (Hg.): Märkte und Warenaustausch im pannonischen Raum. Vorträge des 4. (richtig: 8.) Internationalen Symposiums „Ethnographia Pannonica“ in Székesfehérvár 1987, Székesfehérvár 1988, S. 150–158.

gem. mit Herbert Antos: „In hundert Jahrn Ihr Leut' beinand! Gibts a no unsa Fasching-Gwand!“ Anmerkungen zum Ausseer Fasching. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde Nr. 4, 1988, S. 107–112.

Volkskundliche Geräteforschung heute. In: Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau 2 (1988), S. 13–38.

Issues in anthropological Film documentation in the Alpine Region. In: Paolo Chiozzi, Franz Haller: Issues in Visual Anthropology. Proceedings of the 1st Conference on Visual Anthropology in the Alpine Region. Bozen 1987, Aachen 1988 (= International Studies in Visual Anthropology and Visual Sociology 2), S. 167–172.

Volkskunde als „Kulturgeschichte der Vielen“ – Nacionalna Etnologija (Volkskunde) kao „Kulturna povijest mnogih“. In: Studia Ethnologica, Vol. 1, Zagreb 1989, S. 19–22.

Der Kampf um die „Ostmark“. Ein Beitrag zur Geschichte der nationalsozialistischen Volkskunde in Österreich. In: Gernot Heiß u. a. (Hg.): Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945. Wien 1989 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 43), S. 17–38.

„Anno 1757. Jahr, hab ich Michael Polster angefangen zum Hauß Bauen“. Der Bau eines Blockhauses in Oberwart/Felsöör. In: Bela Gunda u. a. (Hg.): Ideen, Objekte und Lebensformen. Gedenkschrift für Zsigmond Bátky. Székesfehérvár 1989, S. 27–40.

„Vor dem Binden bringen die Schnitter dem Gutsherrn eine Erntekrone...“. Die Mannhardt-Umfrage auf Gutshöfen im Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie. In: Olaf Bockhorn, Wolfgang Slapansky (Hg.): Gutshofknechte und Saisonarbeit im pannonischen Raum, a.a.O., S. 53–64.

Volksfrömmigkeit – Sekten – Neue Religionen. Empirische Ansätze zur Erforschung „neuer“ Frömmigkeit in Österreich. In: Helmut Eberhart u. a. (Hg.): Volksfrömmigkeit. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1989 in Graz. Wien 1990 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 8), S. 351–365.

Anmerkungen zu Hausforschung und „Arkadenhäusern“ im Burgenland. In: Arkadenhäuser. Bauformen, Wohnen und Dorferneuerung am Beispiel bäuerlicher Arkadenhäuser. Eisenstadt 1990 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 85), S. 85–108.

Mestské etnografické výskumy v Rakúsku. Prhl'ad so zvlášt'nym zretel'om nanepublikované viedenské výskumy. In: Národopisné informácie, Bratislava 1990, číslo 2. Bratislava 1991, S. 15–30.

Anmerkungen zu gegenwärtigen Maifeiern in Wien. In: Wolfgang Kaschuba u. a. (Hg.): Arbeiterkultur seit 1945. Ende oder Veränderung? Tübingen 1991 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 76. Bd.), S. 292–294.

Volkskundliche Filme des „SS-Ahnenerbes“ in Südtirol. In: Johler, Reinhard u. a. (Hg.): Südtirol. Im Auge der Ethnographen. Wien, Lana 1991 (= Edition per procura-Supplement des Prokurist), S. 105–135.

Von Linksextremisten, Antikonservativen und Antikatholiken sowie Alemannendiskriminieren. In: Österreich in Geschichte und Literatur mit Geographie 35 (1991), Heft 5–6, S. 427–429.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Beginnt die Zukunft in der Vergangenheit? Ein Mühlviertler Foto-Essay. In: Karl Brunner, Verena Winiwarter (Hg.): Bauern. Aufbruch in die Zukunft der Landwirtschaft. Wien 1992, S. 181–200.

Das Dorf als Lebenswelt-Paradies oder Gefängnis? In: Kudlmudl. Die Zeitschrift aus dem Südburgenland 10 (1992), Sondernummer 1992: Dorfsymposium 1992. Zukunft der Region-Region der Zukunft. S. 24–28.

Volkskunde an österreichischen Universitäten. In: Klaus Beitzl (Hg.): Volkskunde. Institutionen in Österreich Wien 1992 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XXVI), S. 9–19.

Dejiny a ukoly národopisu na videnske univerzite. In: Universitas. Revue Masarykovy univerzity v Brne 6/1992, S. 66–68.

Typen ländlicher Baulichkeiten. Ein Katalog bestehender und verschwundener Formen. In: Elementares und Anonymes. Zum Verlust des Selbstverständlichen. Wien 1993 (= Denkmalpflege in Niederösterreich, Bd. 11; Mitteilungen aus Niederösterreich Nr. 9), S. 18–22.

Wiederzuentdecken: Pater Amand Baumgarten. Ein Beitrag zur Geschichte der oberösterreichischen Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 96 (1993), S. 277–288.

Identitäts-Verluste. Von der Prostitution der Volkskultur zur modernen Kolonisation der Alpentäler. In: Erwachsenenbildung in Österreich 44 (1993), Heft 5, S. 23–26.

Die Diskussion um den Begriff „pannonische Kultur“ in der Zwischenkriegszeit. In: Acta Ethnographica Hungarica Nr. 38, 1–3, 1993, S. 355–364.

„Diese Bauten stellen ... die Urform des ostgermanischen Hauses dar“. Zur Tätigkeit der Arbeitsgruppe „Bauernhausaufnahme“ in der Gottschee im Jahre 1941. In: Burkhard Pöttler u. a. (Hg.): Innovation und Wandel. Festschrift für Oskar Moser zum 80. Geburtstag, Graz 1994, S. 23–32.

gem. mit Petra Bockhorn: „Volkskultur“ und Tourismus im „Nationalpark Hohe Tauern in Tirol“ aus der Sicht lokaler Berichterstattung. In: Burkhard Pöttler (Hg.): Tourismus und Regionalkultur. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1992 in Salzburg. Wien 1994 (= Buchreihe d. Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, Bd. 9), S. 301–313.

Regionalmuseen und Fremdenverkehr. Bildung allein für Fremde. In: Olaf Bockhorn u. a. (Hg.): Steyrer Gespräche 1993. Museen – Entwicklung und touristische Nutzung. Wien 1994 (= Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, Heft 7), S. 9–13.

The battle for the „Ostmark“. Nazi Folklore in Austria. In: James R. Dow u. a.: The nazification of an academic discipline. Folklore in the Third Reich. Bloomington, Indianapolis 1994, S. 135–155.

Einleitung. In: Wolfgang Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, a.a.O., S. 397–399.

„Volkskundliche Quellströme“ in Wien: Anthro- und Philologie, Ethno- und Geographie. In: Wolfgang Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, a.a.O., S. 417–424.

Von Ritualen, Mythen und Lebenskreisen: Volkskunde im Umfeld der Universität Wien. In: Wolfgang Jacobeit, u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, a.a.O., S. 477–526.

„Mit all seinen völkischen Kräften deutsch“: Germanisch-deutsche Volkskunde in Wien. In: Wolfgang Jacobeit, u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, a.a.O., S. 559–575.

Vom „gestalthaften Sehen“ zur „demokratischen Kulturgeschichtsschreibung“. In: Wolfgang Jacobeit u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, a.a.O., S. 617–625.

Epilog. In: Wolfgang Jacobeit, u. a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, a.a.O., S. 627–628.

Objekte vor dem Objektiv? Überlegungen zum volkskundlichen Film. In: Walter Deutsch, Maria Walcher (Hg.): Sommerakademie Volkskultur 1993. Wien 1994, S. 142–148.

Heimat und regionale Identität. In: Heimat und regionale Identität. 25. niederösterreichische Volkskundetagung 1993: Beiträge zur Volkskunde der Landeshauptstadt St. Pölten. Wien 1994 (= Niederösterreichisches Bildungs- und Heimatwerk, Abteilung Volkskultur, Wissenschaftliche Reihe Nr. 3), S. 2–10.

gem. mit Petra Bockhorn: „Es ist erschütternd zu beobachten, welche Mißstimmung sich unter den Gottscheern breitgemacht hat ...“. Gewaltsame „Volkstumspolitik“: Die Umsiedlung der Gottscheer und die Arbeit der „Kulturkommission“. In: Rolf W. Brednich u. Walter Hartinger (Hg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses. Passau 1993, Teilband II. Passau 1994 (= Passauer Studien zur Volkskunde, Bd. 9), S. 607–621.

Arthur Haberlandt und die Diskussion um den Begriff „fränkisches Gehöft“. In: Beiträge zur Landeskunde des burgenländisch-westungarischen Raumes. Festschrift für Harald Prickler zum 60. Geburtstag. Eisenstadt 1994 (= Burgenländische Forschungen, Sonderband XIII), S. 38–49.

„Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen...“. Lebendige Allerseelenbräuche in Osttirol. In: Gerlinde Haid u. Hans Haid (Hg.): Alpenbräuche. Riten und Traditionen in den Alpen. Bad Sauerbrunn 1994 (2. Auflage unter dem Titel: Bräuche in den Alpen, Rosenheim 1995), S. 39–48.

Retrospektiv/Progressiv. Volkskundlicher Film. In: Andreas Kuntz (Hg.): Lokale und biographische Erfahrungen. Studien zur Volkskunde. Münster 1995, S. 309–316.

Volkskunst: Gestern–heute–morgen. In: Von der Handwerkskunst zum Kunsthandwerk. Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau 8 (1994/95), S. 13–30.

Der „andere“ Kislinger. Eine Skizze. In: Max Kislinger. Künstler, Chronist und Sammler zum 100. Linz 1995 (= Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Neue Folge Nr. 96), S. 134–138.

gem. mit Helmut Eberhart: Volkskunde im Reichsgau Salzburg. Institutionen–Personen–Tendenzen. In: Volkskunde und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg. Salzburg 1995/96 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Bd. 8), S. 57–80.

„Volkskultur im globalen Dorf?“ In: Johann Berger, Herwig Zens (Hg.): Gut Wa.r Schön. Institutsgespräche zu aktuellen Fragen im Umfeld ästhetischer Bildung. Wien 1996, S. 86–93.

Autorengemeinschaft POEM= Elisabeth, Olaf und Petra Bockhorn: Von Fahnenmeeren und noch mehr Fahnen. Kurze Anmerkungen zu Fahne, Flagge und Co. In: Salzburger Volkskultur 20 (April 1996), S. 77–87.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Das neue „Gottscheer Heimatmuseum“. Zu Geschichte und Ideologie eines nicht verwirklichten Museums. In: Herbert Posch, u. a. (Hg.): Politik der Präsentation. Museum und Ausstellung in Österreich 1918–1945. Wien 1996, S. 261–275.

Über Ziegelsteine und Selbstbedienungsläden. In: Bayerische Blätter für Volkskunde, 23 (1996), Nr. 3, S. 189–191.

Nationale Volkskunde versus Europäische Ethnographie. Michael Haberlandt und die österreichische Volkskunde um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. In: Narodna umjetnost 33/2, Zagreb 1996, S. 87–97.

O divjem lovu. Pripombe o pravu, stiski, strasti in smrti/Vom Wildern. Anmerkungen zu Recht, Not, Leidenschaft und Tod/Il braccionaggio. In: Slovenska prosvetna zveza/ Slowenischer Kulturverband (Hg.): Krivi lov v Karavankah/Die Wilderei in den Karawanken, Klagenfurt 1997, S. 25–31, S. 53–62, S. 67–68.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Wieder daheim? Die Siebenbürger Landler zwischen Rumänien und Österreich. In: Zsigmond Csoma, yula Viga (Hg.): Európából Európába/Aus Europa ins Europa. Festschrift f. Iván Balassa zum 80. Geburtstag. Budapest, Debrecen 1997 (= Néprajzi Látóhatár VI), S. 14–23.

Zwischen Landwirtschaft und Fabrik: Siegendorf und seine Zuckerfabrik – Eine Fallstudie. In: Olaf Bockhorn, Ingeborg Grau u. Walter Schicho (Hg.): Wie aus Bauern Arbeiter wurden. Wiederkehrende Prozesse des gesellschaftlichen Wandels im Norden und im Süden *einer* Welt. Frankfurt a. M., Wien 1998 (= Historische Sozialkunde 13), S. 27–46.

Heimatmuseen heute: Sechs Thesen. In: Gunter Dimt (Hg.): Volkskunde. Erforscht, gelehrt, angewandt. Festschrift f. Franz C. Lipp zum 85. Geburtstag. (= Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich Nr. 7), Linz 1998, S. 37–41.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Ponownie w domu? Siedmiogrodzcy Landler-czycy pomiedzy Rumunia i Austria. In: Lud Tom. LXXXII 1998, Poznan-Warszawa-Wroclaw 1998, S. 97–106.

„Heunt is der Faschingtag, Heunt sauf i was i mag“. Fasching in Bad Aussee. In: Salzburger Volkskultur 23 (April 1999), S. 14–25.

Rudolf Kriss und die Universität Wien. Eine Dokumentation. In: Franz Grieshofer, Margot Schindler (Hg.): Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitzl zum siebenzigsten Geburtstag. Wien 1999 (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 4), S. 185–200.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Who benefits from „ethnicity“? In: Zmago Smitek, Rajko Mursic (Hg.): MESS. Mediterranean Ethnological Summer School, Vol. 3. Ljubljana 1999 (= Zupančičeva knjiznica 3), S. 117–127; veröffentlicht unter: Wem nützt 'Ethnizität'? In: Ton Dekker, u. a. (Hg.): Roots and Rituals. The construction of ethnic identities, Amsterdam 2000, S. 3–10.

Speicher und Speicherbauten in Niederösterreich. In: Speicher, Schüttkästen. Die Schwierigkeit einer zeitgemäßen Nutzung. St. Pölten 1999 (= Denkmalpflege in Niederösterreich, Bd. 21), S. 24–26.

Rumpelkammern der Geschichte – Chancen für die Region? Gedanken zur Zukunft der „kleinen Museen“. In: Hartmut Prasch (Hg.): Museum 2000. Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau, 13 (1999/2000), S. 37–50.

Die volkswissenschaftliche Kulturlandschaft Wachau. In: Géza Hajós (Red.): Internationales Symposium Denkmal–Ensemble–Kulturlandschaft am Beispiel Wachau vom 12. bis 15. Oktober 1998 in Dürnstein (Österreich). Wien 2000, S. 175–181.

Globalisierung und Regionalisierung. In: Forum Volkskultur Österreich, Jahrestagung 1999 „Kulturelle Folgen der Globalisierung“, Nachlese. Wien 2000, S. 17–23.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Dienstleistungen mit 'historischer' Volkskultur. In: Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung (Hg.): Protokoll „Bevölkerung und Kultur“ zur Alpenkonvention, Innsbruck 2000, S. 41–48.

Die Jahre 1944/45 und danach ... Biographische Erzählungen aus Hopgarten/Chmelnica. In: Kalinke, Heinke M. (Hg.): Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa Freiburg 2000 (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 3), S. 63–84.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Erntedank und Ideologie. In: Marija Ivanova (Hg.): Etnologija na granizata na dva veka. Izsledvanija i materialni, posveteni na 60-godischnija jubilej na Nikolay Kolev, Veliko Tirmovo 2000, S. 137–148.

„Da hebt sich denn ein Saufen und Fressen...“ Kirchweih und Kirchtag. In: Eva Kreissl u. a. (Hg.): feste feiern. Katalog zur Oberösterreichischen Landesausstellung Stift Waldhausen 2002. Linz, S. 191–196.

„Tiefes Heimatgefühl, treue Liebe zum Volkstum“. „Volkskultur“ in Österreich in Bild und Ton. In: Achenbach, Michael u. Karin Moser (Hg.): Österreich in Bild und Ton. Die Filmwochenschau des austrofaschistischen Ständestaates. Wien 2002, S. 277–299.

Richard Wolframs Salzburger „Brauchtumsaufnahmen“. In: Bräuche im Salzburger Land 01. Im Winter und zur Weihnachtszeit (CD-Rom). Salzburg 2002 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde 13).

Der lange Weg in die Industriegesellschaft: Volkskunde und Volkskultur im Burgenland. In: Olaf Bockhorn, Elisabeth Bockhorn u. Veronika Plöckinger (Hg.): „Die Geburt des Burgenländers.“ Ein Lesebuch zur historischen Volkskultur im Burgenland. Begleitveröffentlichung zur Ausstellung „Lebenswelten-Lebensweisen. Volkskultur im Burgenland. Eine Zeitreise“ Eisenstadt 2004 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 111), S. 91–119.

‘Kulturelles Erbe’? Von der Schwierigkeit, einen wissenschaftlichen Beitrag zu diesem Thema zu schreiben. In: *bricolage*. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie (2005), Heft 3: Kulturelles Erbe, S. 78–90.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: „Ja, das Leben geht weiter...“. Eine Osttiroler Bergbäuerin erzählt über Nationalsozialismus und Krieg. In: Ingruber, Rudolf (Hg.): Osttirol. Geschichte-Volkskunde-Kunst. Zum Gedenken an Dr. Lois Ebner (1941–2004). Innsbruck 2005, S. 113–122.

Volkskunde in Wien 1966–2006. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 109 (2006), S. 317–330.

Von Volksfrömmigkeit, Wallfahrten und Opferwiddern. Aufgaben und Leistungen der religiösen Volkskunde. In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 50 (2006), Heft 5–6, S. 259–273.

Hopgarten – Metzenseifen – Blaufuß. Drei „deutsche“ Gemeinden in der heutigen Slowakei. Ein Werkstattbericht. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 111 (2008), S. 25–48.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Von Umgängen, Prozessionen und Wallfahrten. In: Roland Psenner, u. a. (Hg.): *Ist es der Sindtfluss? Kulturelle Strategien & Reflexionen zur Prävention und Bewältigung von Naturgefahren*. Innsbruck 2008 (= Schriftenreihe Ötztal Archiv, Bd. 23; Series alpine space – man & environment, Nr. 4), S. 83–96.

Neue Sachlichkeit? Volkskunde nach 1945. In: *Archaeologia Austriaca* 2006:90, Wien 2006 (recte: 2009), S. 17–29.

„Die Angelegenheit Dr. Wolfram, Wien“ – Zur Besetzung der Professur für germanisch-deutsche Volkskunde an der Universität Wien. In: Mitchell G. Ash u. a. (Hg.): *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel Universität Wien*. Göttingen 2010, S. 199–224.

Zwischen Magie und Empirie: Tiermedizin im Seewinkel. In: Plöckinger-Walenta, Veronika u. Gerhard J. Winkler (Hg.): *Alltag und Handwerk im burgenländisch-westungarischen Grenzgebiet*. Festschrift für Wolfgang Gürtler. Eisenstadt 2011 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 118), S. 41–59.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: „Wir sind die Starhembergjäger...“. Lieder des Studentenfreikorps der Wiener Heimwehr. In: Ursula Hemetek u. a. (Hg.): *Musikalien des Übergangs*. Festschrift für Gerlinde Haid anlässlich ihrer Emeritierung 2011. Wien 2011, S. 151–170.

Volkskundliche Minderheitenforschung in Österreich. Ein fachgeschichtlicher Rückblick auf Ansätze im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* (2011/9, Bd. CXI. (= Festschrift f. Karl R. Wernhart zum 70. Geburtstag), S. 291–304.

gem. mit Herbert Nikitsch: „die *venia legendi* für Volkskunde erteilt...“ Die beiden Habilitationen von Leopold Schmidt . Eine dokumentierte Dokumentation. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 115 (2012), S. 101–128.

Beiträge und Kleinere Schriften

Nochmals: Stallkerzen und Schweintreiber. In: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde 49 (1975), Heft 4, S. 200–201.

Fischer an der Donau. Wirklichkeit und Legende. In: Pannonia. Magazin für europäische Zusammenarbeit 3 (1975), Nr. 3–4, S. 10–12.

Ethnographia Pannonica (Austriaca: Tadten). In: Burgenland – Jahrbuch für ein Land und seine Freunde, Eisenstadt 1976, S. 84, 140.

Der Weinkeller in der Volksarchitektur. In: Das große österreichische Weinlexikon. Wien 1978, S. 119–121.

Volk oder Masse? Zum Begriff „bäuerliche Lebensform“. In: Morgen-Kulturzeitschrift aus Niederösterreich 3 (1979), Heft 10, S. 309–311.

Allerlei Spiele und Spieler. In: Tiroler Volkskultur 34 (1982), Nr. 3, S. 50.

Bauernmuseum Kalladorf (Gem. Wullersdorf, Bez. Hollabrunn). In: Beiträge zur Sachvolkskunde. Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im NÖ. Bildungs- und Heimatwerk, Nr. 1, 1983, S. 1–4.

Das Heben des Sarges beim Abschied vom Haus. In: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde 57 (1983), Heft 3, S. 160.

gem. mit Hermann Steininger: Museen und Sammlungen in Niederösterreich. Inventarerhebung im Viertel unter dem Wienerwald. In: Beiträge zur Sachvolkskunde. Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im NÖ. Nr. 4, April 1984, S. 5–6 u. Anhang.

Anbau und Ernte. In: Mitteilungen aus dem Stadtmuseum Wels Nr. 6 (1984), [S. 3].

Helmut P. Fielhauer (8.10.1937–5.2.1987). In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 90 (1987), S. 158–160 [weitere Nachrufe an H. Fielhauer in anderen Zeitschriften].

gem. mit Petra Bockhorn: Fünf Sätze zum harten und sanften Tourismus. In: Pöllinger Briefe – Mitteilungen der ARGE Region Kultur, Nr. 22, Winter 1989, S. 26–27.

Heimatomuseen-Staub oder Zündstoff? In: Baustelle Volkskultur. Enquete des Instituts für Volkskultur und Kulturentwicklung. 18. September 1993. Innsbruck 1993, S. 4–5.

Jenő Barabás (1920–1994) zum Gedenken. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98 (1995), S. 209–210.

Stichwörter: Blochziehen, Burschenschaft, Eisenwurzten, Fasching, Fielhauer, H. P., Flurformen, Habergeiß, Haberlandt, A., Heimatmuseen, Klapotetz, Krapfen, Krauß, F. S., Lostage, Maschkerer, Neujahr, Rudenkirtag, Schemenlaufen, Schleicherlaufen, Schwaige,

Senn/erin, Sylvester, Unruhnächte, Volksglaube, Motivgaben, Wolfram, R. In: Richard & Maria Bamberger, Ernst Bruckmüller, Karl Gutkas (Hg.): Österreich-Lexikon in zwei Bänden, Wien 1995.

Prof. Helmut Prasch +. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 100 (1997), S. 80–82.

Die Bedürfnisse der kleinen Museen. In: Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Heimatsforschung“, Nr. 86, März 1998 (= Beilage zu: Heimat Niederösterreich, Heft 1–3/1998, März 1998), S. 4–6.

Hannjost Lixfeld zum Gedenken (7. Juni 1937–9. April 1998). In: Zeitschrift für Volkskunde, 94 (1998), Nr. 2, S. 276–280.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Über die diskursanalytische Versuchung in der Volkskunde. Anmerkungen zu „‘Pro Vita Alpina’. Ein diskursanalytischer Versuch“ von Michaela Gindl und Ulrike Tauss in ÖZV LII/101 (1998) H. 2, S. 191–220. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 101 (1998), S. 329–332.

gem. mit Elisabeth Bockhorn: Nochmals: Pro Vita Alpina. Eine Nachbemerkung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 102 (1999), S. 184–185.

Wiener universitäre Volkskunde auf der Suche nach der ‘Alltagskultur’. In: www.alltagskultur.at [2002].

Der Steyr Traktor. In: Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags. Objekte zu Kultur und Lebensweise in Österreich seit 1945 (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen N.S. 17), Weitra 2004, S. 12.

Der Mellerofen: In: Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags, a.a.O., S. 14.

Das Kofferradio: In: Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags, a.a.O., S. 16.

Das Moped: In: Verein Alltagskultur seit 1945 (Hg.): Dinge des Alltags, a.a.O., S. 18.

Wissenschaftliche Filme

gem. mit E. Lies: Schneckenkirtag in Landegg/Niederösterreich. Film V 1315 der S.H.B.-Film, Abt. Wiss. Film, Wien 1970.

Umzug der „Markter Trommelweiber“ in Bad Aussee. Film Ctf 1652 der BHWK, Wien 1978

Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Die „Flinserln“, Bad Aussee 1978. Film Ctf 1674 der BHWK, Wien 1980.

gem. mit Franz Grieshofer: Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Umzüge-Bälle-Maskeraden. Bad Aussee 1980. Film C 1733 der BHWK, Wien 1982.

Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Eine Maschkerergruppe, Bad Aussee 1978. Film C 1821 der BHWK, Wien 1982.

Handwerksmäßige Arbeit in Österreich: Herstellung von Sichel in einem Hammerwerk. Film C 1776 der BHWK, Wien 1983.

gem. mit L. Nopp: Herstellung eines Strohhutes. Film C 1871 der ÖWF, Wien 1984.

Krapfenbacken. Film C 1887 des ÖWF, Wien 1987.

gem. mit L. Nopp: Krapfenschnappern. Film C 1935 des ÖWF, Wien 1987.

gem. m. L. Nopp: „... und nacha fang i an mit da Arbeit“. Elisabeth Unterberger, Sennerin. Film C 2336 des ÖWF, Wien 1993.

gem. mit L. Nopp: „...gänz an ånstrengende Årbeit“. Buttern auf einer osttiroler Alm. Fim C 2633 des ÖWF, Wien 1994.

gem. mit L. Nopp: Vom Leben auf der Alm. Eine Sennerin aus Osttirol erzählt. Film C 2635 des ÖWF, Wien 1994.

gem. mit L. Nopp: „...ein unverzichtbarer Wert.“ Almwirtschaft im Kalser Dorfertal. Film C 2634 des ÖWF, Wien 1996.

